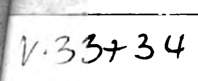
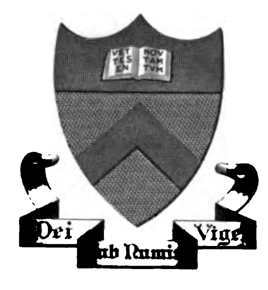

Neue Bibliothek der schönen
Wissenschaften und der Freyen Künste


VET TES EN
NOV TAM TVM
Dei
ub Numi
Vige




I.W. v. ARCHENHOLTZ.
A. Graff del.
F. Gregory sculps. Lips.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Drey und dreyßigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung,
1787.

Inhalt.

England.

Neue Schriften.

Cycle

Neue Englische Kupferstiche

Frankreich.

Neue Schriften.

I. Also

I.

Also ist es für den Geschmack des Schriftstellers nicht gleichgültig, wie er sein Publikum sich denken will, oder denken muß, oder denken kann?

Der Geschmack ist ein Ganzes, das aus einer unendlichen Menge von Theilen zusammengesetzt ist, wovon jedes das Seinige zur Vollendung des Ganzen beyträgt. Jede erhöhete, verminderte, oder unterdrückte Kraft der Seele; die Schönheit oder Häßlichkeit des Körpers nach ihren tausend Schattirungen; jedes veränderte Glied in der Kette von äußern Umständen, die das Leben zusammenhält, giebt eine andere und andere Denkungsart, einen andern und andern Geschmack. Hätte Foote nicht sein Bein verloren, so würde sein Witz eine ganz andere Wendung genommen haben. Wäre dem armen Tristram nicht vor und in der Taufe so jämmerlich mitgespielet worden, so hätten wir, wenn anders der alte scharfsichtige Walther recht gesehen hat, ein Original weniger. Zu einer Haube à la Tsching-Tschang-Jy steht, wie die Kenner versichern, eine Haut wie Eselsmilch und eine gerunzelte Stirn am besten; und Jedermann weiß, daß das Genie ohne Knotenstock und die Stutzer ohne Degen und Schnupftabak sich nur zur Hälfte ausbilden können.

– Doch ich bin eben nicht gesonnen, der Existenz des Königs bis in die Eingeweide des Bettlers nachzuspüren. Es giebt allerdings gewisse Ingredienzen des Geschmacks, die die ganze Masse so wenig affiziren, wie etwa ein Tropfen Bier den überschwemmten Magen eines Jenaischen Studenten; und wiederum andere haben einen so geheimen Einfluß, den nur der Spitzsinnige bemerken wird, der das Gras wachsen hört. Hingegen, daß der Standort, von welchem der Schriftsteller sein Publikum sieht, die Idee, die er sich von dessen Bedürfnissen macht, auf seinen Geschmack, Ton, und Vortrag einen merklichen Einfluß habe: ist eine höchst begreifliche Sache. Demungeachtet, denke ich, dürften einige kritische Betrachtungen darüber, neben den Wundergeburten eines phantasiereichen Zeitalters, schon mit hinlaufen.

Uebrigens muß ich noch im voraus erklären, daß ich gar nicht die Absicht habe, mich hier mit den ältern und jüngern Scriblern abzugeben, die einen so hohen und wunderlichen Gesichtspunkt genommen haben, aus welchem die Menschen, samt und sonders, ihnen wie eine Heerde Schafe oder Kühe erscheinen, die man, mit List oder Gewalt, in einen engen Stall treiben müsse, um selbigen nach Bequemlichkeit die Wolle oder die Milch zu nehmen. Auch mit jenen treuherzigen Geschöpfen mag ich hier nichts zu thun haben, die so sehr gewöhnt sind, von sich auf andere zu schließen: daß sie das ganze große Publikum für eine ehrliche Haut halten, die die Nahrungstropfen, welche sie, zur Aufrechthaltung der schwächlichen Constitution

tution ihres lieben Leibes, aus ihrem trocknen Gehirne pressen, gar wohl für eine Panacee halten werde. Denn jene sind, wie man sieht, über — diese hingegen unter aller Kritik. Meine Betrachtungen gehen also für dießmal blos auf die Guten und Mittelguten. Und so mag ich denn nur immer versuchen, auch meinen Ton um ein paar Intervalle höher hinauf zu stimmen.

Die erstern Schriftsteller von Geist, die unter einem Volke aufstehen, dessen Geschmack sich zu bilden anfängt, sind immer Leute, die etwas Besseres zur Absicht haben, als blos zu gefallen und angenehm zu unterhalten. Das lesende Publikum, für welches sie schreiben, ist noch zu schüchtern, um Gesetze geben zu wollen, noch zu klein und zu sehr zerstreuet, um sein Urtheil wichtig zu machen. Jene Männer haben daher volle Freyheit sich ihr Publikum so zu denken, wie sie sichs wünschen. Haben nun diese Schriftsteller die Bildung ihres eigenen Geschmacks den vortreflichen Werken der Alten zu verdanken: so werden sie, bey Verfertigung ihrer Werke, sich am liebsten Leser, Richter und Beurtheiler denken, die denjenigen ähnlich sind, für welche die Alten geschrieben und gedichtet haben. Ihr annoch folgsames Publikum nimmt den Eindruck willig auf, und es scheint anfänglich als ob die Nation, in Absicht auf Geschmack, sich dem Ziele mit Riesenschritten nähern wolle.

Aber wer kann die Ursachen zählen, die diesen flüchtigen Eindruck wieder verwischen, und das nah geglaubte Ziel dem Auge wieder entrücken können?

Es gehört mehr Kraft und Stärke des Geistes dazu, um den Eindruck des wahren Schönen festzuhalten, als man bey einer Nation vermuthen darf, deren Geschmack sich mit dem Verfalle der Sitten zu bilden anfängt. Das wahre Schöne, sagt man, gefällt überall; aber oft nur auf einen Augenblick, als ein zufälliges Object der Mode. Der Nationalgeist hiernächst, wenn er sich etwa nur in leeren Floskeln erhalten hätte; und ein gewisser Patriotismus, der nur schäumt, Blasen wirft, und zerplatzet: sind auch nur schlechte Hülfsmittel dem werdenden Geschmacke Stätigkeit und Festigkeit zu geben.

Das Volk also, das sich an dem wohlthätigen Feuer seiner klügern Mitglieder kaum ein wenig erwärmt hatte, fängt schon an übermüthig und grillenhaft zu werden. Seine Phantasie ist zwar erregt, aber nicht geleitet worden. Einige demüthige Vorreden, die ein wenig stark nach der Küche riechen, bringen es vollends gar aus dem Gleise. Es fängt an zu schwatzen, zu kunstrichtern, und wird in kurzem so naseweis, über seine Lehrer die Nase zu rümpfen, und ihnen Vorschriften darüber zu machen, wie es inskünftige von ihnen unterrichtet und ergötzet seyn will. Was kann nunmehr der Schriftsteller thun? Will er auf seinem Rechte, auf seinem Geschmacke trotzig bestehen: so mag er nur immer für die Nachwelt schreiben, die vielleicht noch eigensinniger seyn wird, als seine Zeitgenossen. Will er hingegen gelesen seyn, (und der hungrige Magen tröstet sich nicht gern mit dem andern Morgen!) — so bleibt ihm nichts übrig, als von seinem Rechte so viel zu vergeben, als nö-

thig

thig ist, das Uebrige zu retten. Er muß sich begnügen so viel zu nützen, als er unter solchen Umständen nützen kann; er wird wenigstens, wie eine ehrbare Matrone, der herrschenden Mode von ferne folgen, und die Wahrheit nach dem laufenden Geschmacke ein wenig aufstutzen müssen, damit sie nicht fürchterlich werde;

Intererit Satyris paullum pudibunda protervis!

Man könnte beyden, der Matrone und dem Schriftsteller den Rath geben, unter solchen Umständen lieber zu Hauße zu bleiben; unter solchen Umständen Haube und Mantel lieber nicht zu wagen. Aber — wenn nun die gutherzige Dame die Bockfüßler bekehren; und der Schriftsteller seine verzärtelte, ungezogene, eigenwillige Welt mit guter Art zur Vernunft bringen wollte? — Unter solchen Umständen! — Seine Großmuth, fürchte ich, wird ihn in eine sehr kitzliche Lage versetzen. Von der einen Seite zieht ihn die Wahrheit, das wahre Schöne an sich, und desto heftiger an sich, je ein vortreflicher Schriftsteller er zu werden die Anlage hat; von der andern Seite hält ihn die unglückliche Gefälligkeit gegen sein verderbtes Zeitalter zurück. Die unverfälschte Natur verlangt Simplicität und Würde; seine Welt, Putz und Schimmer. Die Tugend will mit Kraft und Stärke gezeichnet seyn; der Geschmack seines Volkes will ihm kaum erlauben, mit tugendhaften Gesinnungen zu tändeln. Er sollte, seinem Berufe zu folge, dem Laster die Maske entreissen, und es zu erröthen zwingen; ganz gewiß! wenn er nur nicht eine neue Larve, die besser passet, täuschender gleis-

 set,

ßet, für selbiges erfinden müßte: damit er, in so guter Gesellschaft, sich nur ein wenig zu schämen brauche. — paullum pubibundus. — Der arme Schriftsteller! Wer kann ihm nun für seinen eignen Geschmack stehen? Wie lange wird er ihn unbeschmutzt erhalten? Er wird immer glauben, er leite noch mit Nachsicht, wann er bereits folgt; er wollte nur in Schatten setzen, und übertünchet schon; er wollte nur nicht grämlich aussehen, und lächelt schon. Bald wird er auf seine zweydeutige Gefälligkeit so gar stolz thun, und sie für Schuldigkeit erklären. „Alle Arten das Schöne zu zeigen sind gut, wird er nunmehr sagen, die langweilige ausgenommen.“ Der ehrliche Mann aus dem Monde wird ihn umsonst zurufen: „großer Arouet, was für Erhabenheiten bist du nicht gezwungen einem lasterhaften Zeitalter aufzuopfern!“ — Arouet ist über diesen Zuruf längst hinweg; er dünkt sich gegenwärtig unter seinen Damen von gutem Tone so sehr an seiner rechten Stelle, er findet den anbrüchigen Geschmack seiner Gesellschaft den Talenten eines guten Schriftstellers so angemessen: daß er den Mann aus dem Monde, diesen ungebetenen Zurufer, ohne Bedenken, jedoch mit der Artigkeit, die ihn nie verläßt, wieder zurück in seinen Planeten weiset. Eine Denkungsart, die einem französischen bel esprit leider! natürlich werden muß, weil sie nothwendig ist, sich selbst damit in seinen eignen Augen zu rechtfertigen. Das große und alleinige Tribunal, des französischen Witzes, die Magnaten von Paris, können nun einmal nichts als Ragouts à la Voltaire oder à la Figaro vertragen.

Der Hausvater ist ihnen kaum erträglich, der natürliche Sohn detestable, und Rousseau der Mann aus dem Monde. Aber was ist die Folge von diesem Despotismus des Geschmacks? Die guten Schriftsteller sind, zur Ehre der Nation, verstummt; und das desto geschwinder, da die edle Kunst, Froschkeulen für französische Magen zuzubereiten, gegenwärtig mit Pensionen zu 30 Rthlr. bezahlt wird. So weit ist es doch in Deutschland noch nicht gekommen, und wird auch hoffentlich, so lange wenigstens das große Bündniß die gegenwärtige Verfassung behauptet, nicht leicht dahin kommen. Denn ob schon hier mehrere Ursachen obwalten; so bin ich doch überzeugt: daß die Zertheilung des deutschen Staatskörpers, die uns überhaupt etwas Freyheit, ungefähr so viel wir ertragen können, und einige Ueberbleibsel von guten Sitten erhalten hat, — auch, nebst der Religionsverschiedenheit, als eine von den Hauptursachen des ungebundnern Geschmacks, und der schriftstellerischen Freyheit, sich ein beliebiges Publikum zu denken, angesehen werden müsse.

Jedes von den hundert Ländern und Ländchen, Hauptstädten und Hauptstädtchen Deutschlands, hat seinen eignen Ton, seinen eignen Geschmack, der keines Weges eine Copie von dem guten Tone der allgemeinen Hauptstadt ist, die nirgends existirt. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß viele davon, bey gezogner Bilanz, gewaltig verlieren; indessen ist ihr Contingent doch nicht so schlechterdings null, indem es wenigstens den negativen Werth hat, die Einförmigkeit des Geschmacks zu verhindern, und

dem Schriftsteller für seine Talente mehr Spielraum zu verschaffen. Irgend ein Publikum wird ihm so nicht leicht entstehen, wenn er auch nur blos Einsicht und ein gutes Herz zeiget; wir schwärmen auch allenfalls und seufzen ein bischen mit unsern Schriftstellern; so gar die aus dem Walde entlaufenen Löwen haben wir mit Vergnügen brüllen gehört. Kann man daher nun schon nicht von vielen Provinzen und Städten des deutschen Reichs sagen, daß ein allgemeiner Geschmack darinne herrsche: so besitzt doch Deutschland in corpore, eine Provinz in die andere gerechnet, diesen allgemeinen Geschmack gewiß; und ein Schriftsteller, der in sämtlichen Provinzen Deutschlands (d. i. wo nur deutsch geredet wird) gefällt, kann sicher seyn daß er auch der Nachwelt gefallen werde.

Es wird sonach dem deutschen Schriftsteller völlig freystehen, sich ein beliebiges Publikum zu denken, und für selbiges seine Waare einzurichten; und wenn daher sein Ideal schlecht ausfällt, so liegt die Schuld lediglich an ihm selbst. Er hat sodann entweder Vorurtheile, oder einen anbrüchigen Geschmack, oder er schreibt blos für seine nächsten Nachbarn, oder der Eigennutz beherrscht ihn. Die vornehme und reiche Welt, die freylich am besten bezahlt, ist bey uns, wie überall, verzärtelten und sinnlichen Geschmacks; indessen glaube ich doch nicht, daß die Vorstellung eines gut bezahlenden Publikums, auf die Werke der bessern Schriftsteller, großen Einfluß habe. Haben gleichwohl die Schriften gewisser schöner Geister, die übrigens den Namen, mit dieser kleinen Ausnahme,

in

in jedem Betracht verdienen, eine allzu vornehme Wendung genommen; scheinen ihre Urheber die Vapeurs der Damen zärtlicherer Beschaffenheit, den ekeln unreitzbaren Gaumen reicher Müßiggänger, die dunstreiche Hofatmosphäre allzuviel zu respectiren: so denke ich, man müsse diese Erscheinung nicht so wohl aus eigennützigen Rücksichten, als vielmehr aus einer von den übrigen angeführten Ursachen erklären.

Hierher gehören, fürs erste, gewisse Vorurtheile des Ranges und Standes. Zwar wird täglich und stündlich über die Nichtigkeit des Adels ohne Verdienste, über den eitlen Prunk nichtsbedeutender Titel, viel Wahres, Schönes und Uebertriebenes gesagt und geschrieben: allein wie viele von diesen freymüthigen Rednern sind wohl fähig ein Ordensband, einen Stern mit philosophischer Gemüthsfassung anzusehen? Der Geistliche, der so eben, von seiner kleinen Erhöhung herab, das Nichts der irrdischen Ehre, den Raupenstand der Erdenbürger so verächtlich zu machen wußte, daß sein Edelmann sich halb unwillig, halb beschämt, in die Tiefe seiner Capelle zurück zog, und seine Bauern sämtlich mit ihm um ein paar Zolle höher wurden — geht jetzt hin und küßt der gnädigen Frau in tiefer Unterthänigkeit die Hand, und findet den Rheinwein Sr. Hochwohlgeb. Gnaden, mit geziemender Ehrfurcht, göttlich. Von den Philosophen und philosophischen Dichtern sage ich mit Fleiß nichts; denn das nosce te ipsum — ist ja ohnehin ihr vorzüglichstes Studium; und so werden sie mit leichter Mühe schon selbst finden, daß gewisse dunkle Gefühle, trotz den bündigsten

Raisonnements, ihren Einfluß dennoch behaupten; sie werden finden, daß man in einzeln Stellen oft ziemlich freymüthig seyn könne, indeß der Ton des Ganzen, die Form und Einkleidung ziemlich nach Unterthänigkeit schmecken.

Mit dem Vorurtheile des Reichthums hiernächst hat es die nämliche Bewandniß. Die stumpfe Würde eines begüterten Kaufmanns verliert, auch für den Schriftsteller, darum nicht immer alles Gewicht, ob er gleich mit dem zufriedenen Horaz im vollem Ernste ausruft:

— — me pascunt olivae
Me cichorea, levesque malvae!

Zumal wenn die Tafel des Hamburger zuweilen für seine ungewohnte Nase hohen Geruch dampft, oder wenn er der artigen Frau eines reichen Geldkastens die Morgenvisite macht, und auf dem Putztische, unter Puder und Pommade, den unsterblichen Wieland, in Franzband eingebunden, schimmern sieht. „Wie süß, — wird er hier zwar nicht ausrufen, sondern mit gleichgültiger Miene nur denken, — „wie süß ist es nicht, so bey lebendigem Leibe „sich einbalsamirt zu wissen! wie edel, diesen holden, dankbaren Geschöpfen, mit etwas unschuldiger Schelmerey, die Verdauung zu befördern, „und die Blähungen gelinde abzuführen!“ — Ich kenne sogar ein gewisses philosophisches Werk (so besagt der Titel!) das genau in dieser Absicht geschrieben zu seyn scheint. Die Recensenten haben es auch als ein philosophisches Werk gepriesen; jedoch die guten Leute müssen sich zuweilen irren; ich wenigstens halte es

nur

nur für ein vortrefliches Mittel, — der vornehmen Welt jene Vortheile zu verschaffen.

Ferner, was hat nicht Witz und Laune, bey dieser schuldlosen Schelmerey, für ein schönes Spiel! Unschuld und Mäßigkeit sind so einförmig, der Luxus hingegen so mannichfaltig: Welch ein Triumph für den Schriftsteller, wenn er wohl gar, unter dem Beystande der Götter, beydes zu vereinigen wüßte? Der keusche Hüon und die wollüstige Almanseris, was für ein Gemälde! Wer reines Herzens ist, wird für den jungen Helden zittern; indeß daß diese und jene Dame dem altfränkischen Ritter herzlich gern ein paar Ohrfeigen geben möchte. — „Schade für die Tugend, die keine Probe hält!“ — laßt uns jedoch versuchen, was wir können; es müßte schlecht um uns stehen, wenn wir sie nicht endlich, und das mit guter Art, zum weichen brächten. — „Rosette wird für ihre Untreue gebührend beschützt!“ — Was ist es mehr? so pflegt es einmal nun in der Welt zu ergehen; und seht ihr nicht, selbst die Dämonen sind nicht darüber einig, ob Rosettchen Recht oder Unrecht habe. — Aber was thut denn Rosette so Böses? — Wir können des dienstwilligen Gebüsches wegen, nicht so recht sehen; — Doch ihr versteht mich schon“ — Und der unbedachtsame alte Waffenträger, statt Balsam Gift in die Wunde zu giessen! — „Nicht zu voreilig, bitte ich; ihr wißt also noch nicht, daß Leute seiner Art nun einmal nicht anders zu handeln pflegen? freylich! sie schaden oft, wenn sie helfen wollen und helfen aus guter Meynung zum — Unglück. Und, die Sache

beym

beym Lichte besehen, wo steckt denn nun das Unglück? Damit Rezia das Ideal ehlicher Treue und weiblicher Zärtlichkeit werden konnte, musste sie ja offenbar zuförderst Becher und Horn verschwinden machen; — die Art wie? verschaft uns noch obendrein eine Scene, um die mancher süße Herr sein Schmetterlingsleben zweymal hingeben würde.“ Wir gehen weiter.

Wenn Herr Cleanth, meynt ihr, seinen stoischen Rausch im Stalle ausschlafen muß, so ist das nicht mehr als billig ist; Theophron liegt freylich in Chloens Armen ungleich weicher; aber dafür ist er auch weiter nichts, als ein Schwärmer. Nur Musarion, müssen wir gestehen, moralisirt ein wenig zur Unzeit, und es ist kein Wunder, wenn weder Phanias, noch der begeisterte Leser, — das Ruhebette und was dazu gehört in Prospect, — an ihrer Strenge sehr erbauet werden. — „Es mag seyn; indessen werdet ihr, alles wohl überlegt, dennoch gestehen müssen: daß eine solche moralische Pille dem eckelsten Gaumen behagen, und so glatt wie die Wollust selbst hinunter gehen wird; die Wirkung übrigens steht bey den guten Göttern, die schon ohne uns und troz uns, dem, der es verdient, zur rechten Zeit, Verstand, Tugend und Gesundheit geben werden.“

In den komischen Erzählungen wird uns die Moral vollends gar geschenkt; denn wir mögen uns da noch so bedächtlich umsehen: so erblicken wir nichts als das Bette der Wollust mit Rosen bestreut; ein Gegenstand, den unsere Damen von Geschmack

er

et quicquid est hominum venustiorum, ganz gewiß mit ansehn können, ohne mit den Augen zu blinzen oder durch die Fächerstäbe zu schielen. — Allein, fragen wir, wo bleibt die Tugend? — „Die Tugend? wenn man nur erst wüßte, was Tugend wäre!“ — So! —

Doch, Lieber, legen wir die Hand auf den Mund! Wer verdient mehr Bewunderung, als dieser wunderbare Schriftsteller? Wo ist der Dichter, selbst unter den Dichtern des Alterthums, der sich mit ihm messen könnte? Was ist die Aeneide gegen den Oberon? Und o ihr Voltairs, Marmontels, Greßsets, Dorats, was für armselige Wichte seyd ihr gegen diesen Riesen, was für Pfuscher gegen diesen Meister, ob ihr ihm gleich die Farben gerieben habt! Wer gäbe nicht oft um eine einzige Strophe des unsterblichen Oberons die ganze Henriade zusamt der Pucelle mit Vergnügen hin? Welch ein Gedicht, dieser Oberon! Da ist keine Empfindung, deren nur immer die menschliche Seele fähig ist, von der sinnlichsten Trunkenheit bis zur erhabenen Schwärmerey des Geistersehers, der nur von Ideen lebt, die hier von der Meisterhand des größten Dichters abgedrückt, nicht die Natur selbst an Wahrheit zu übertreffen schiene. Alles, was der zauberische Genius dieses Mannes berührt, verwandelt sich vor unsern Augen augenblicklich in Gold; und ich bin fast überzeugt, sobald es ihm gefiele, müßte uns das Laster selbst reitzend und liebenswürdig vorkommen. Seine Schriften gleichen vollkommen der Büchse der Pandora; kaum hat sie der unvorsichtige Jüngling eröfnet:

öfnet: so schwärmt daraus, mit Eins, ein solcher Schwarm von süssem Wehe, von holdem Wahnsinn, von geistiger Trunkenheit, schmachtenden Blicken, wollüstigen Seufzern, muthwilligen Scherzen, schelmischer Weisheit, lüsterner Keuschheit u. s. w. auf Herz und Kopf zu: daß er in der Betäubung seines armen Gehirns, die Tugend, am Boden der Zauberbüchse zu bemerken, nicht mehr fähig ist. — Ganz gewiß, der böse Mann muß glauben, daß unsere Tugend etwa noch gerade der Mühe werth sey, ihr das Erröthen zu ersparen; und so wären denn die Franzosen, wie man uns sagt daß sie thun sollen, freylich wohl berechtiget, ihn den Moralisten zu nennen. — Indessen, er mag von uns so geringschätzig denken als er will, wir müssen ihn doch bewundern. Die ganze Rache, die sich diese oder jene ehrliche deutsche Seele etwa erlauben dürfte, ist: ihn einen großen Sophisten, einen christlichen Aristippus zu schelten, der das ganze ehrwürdige deutsche Publikum für eine Lais ansehe; ἐχει χαρ, ὐκ ἐχεται.

Eine Vorstellung übrigens, die unter den schönen Geistern Deutschlands von Tage zu Tage gemeiner zu werden scheinet. Ich zweifle daher auch keinesweges, daß sie uns nicht noch endlich auf den Fleck bringen sollten, wohin sie uns so gern gebracht wissen möchten; daß sie nicht endlich Rousseaus Vorwürfe gegen die Litteratur, in Rücksicht auf die Sittlichkeit und Tugend, auch für Deutschland wahr machen sollten. Jedoch mögen sie auch wohl zu diesem löblichen Entzwecke einen ungleich triftigern Bewegungsgrund haben, als ihr großes Vorbild. Sie

wür-

würden freylich nur sehr mittelmäßige Schriftsteller seyn, wenn sie tugendhaftere Schriftsteller wären; da es ungleich leichter ist, das Falsche in ein schimmerndes Licht zu setzen, als die Wahrheit und das ächte Schöne in ihrem eigenthümlichen Glanze zu zeigen. Was Swift von gewissen freygeisterischen Schriftstellern seiner Zeit sagt, läßt sich daher sehr wohl auf diese Herrn anwenden: „wer würde, fragte Swift, den Toland für einen witzigen Kopf, und den Tindal für einen profunden Schriftsteller gehalten haben, wenn beyde nicht wider die Religion geschrieben hätten?“ — Ihr eigner anbrüchiger Geschmack also, ihre eignen Bedürfnisse sind es, was sie auf diese zweydeutige Vorstellung von unsern Bedürfnissen gebracht hat; sie möchten ihre Trödelwaare gern an Mann bringen, wenn sie auch die Gymnosophisten damit bekleiden sollten; sie machen den Deutschen das große Compliment, sie für Franzosen zu halten, weil sie ein wenig, nicht viel von der armseligen Kunst verstehen, dem Laster ein ausländisches Mäntelchen umzuhängen. —

Wenn man aber nicht umhin kann, diesen Schriftstellern, nach der Vorstellung, die sie sich von ihrem Publikum gemacht zu haben scheinen, einen ausländischen und vornehmen, ich will nicht sagen, einen anbrüchigen Geschmack beyzulegen: so giebt es hingegen andere, die, nach der Richtung ihrer Werke zu urtheilen, einen puren Erb- und Stubengeschmack besitzen. Diese Classe ist überaus groß, und enthält mancherley Subjecte, die sich jedoch insgesamt unter diesem Gesichtspunkt dürften vereinigen lassen.

In

Indessen sollen meine Betrachtungen jetzt blos bey den Professoren stehen bleiben. Ob sie in der That ordentliche oder außerordentliche Professoren sind, das gehört nicht zur Sache. Es ist mir nämlich blos um den Professor-Ton zu thun.

Man hat den Deutschen den Vorwurf gemacht, daß sie zu viel Verstand und Gelehrsamkeit besäßen, um sehr viel Witz zu haben. Ich denke aber dieser Vorwurf sey ein wenig zu allgemein. Denn er trift nicht einmal alle Professoren, in dem Verstande worinne ich das Wort hier nehme. Zwar, man muß gestehen, es giebt noch viele blos verständige und gelehrte Professoren auf deutschem Grund und Boden; aber es giebt auch hin und wieder manchen witzigen Kopf darunter; und es geht jetzt gar nicht mehr wie ehedem, wo der Titel eines witzigen Kopfs der gröste Schimpfname war, den man einem Schriftsteller beylegen konnte, da sich sogar die witzigen Professoren eine große Reputation hie und da erworben haben. Andre wollen das zwar läugnen; indessen, da diese Untersuchung nicht zu meinem Zwecke gehört, so habe ich nichts zu thun, als mich blos darüber zu erklären: was ich unter einen witzigen Professor eigentlich verstehe. Nach der Idee also, die ich mir von ihnen gemacht habe, ist ein witziger Professor nichts anders, als: ein Schriftsteller der, zur Unzeit, witzig und sinnreich seyn will. Ich bilde mir ein, daß einer oder der andere blos verständige und gelehrte Professor mich hier selbst für einen witzigen Professor erklären dürfte; allein da hier blos vom Tone und Vortrage, und gar nicht die Rede,

davon

davon ist, was diese Herren Sachen nennen; so gedenke ich ihr Urtheil keinesweges zu respektiren.

Wer ein fleißiger Leser der jedesmaligen Meß-Producte ist, wird auf eine Art von Schriften gestoßen seyn, die er, wenn er anders Geduld genug hatte, wohl zehnmal wird gelesen und doch nicht verstanden haben. Mir wenigstens, der ich ein solcher Leser zu seyn die Ehre habe, ist es gerade so gegangen. Gleichwohl das Drolligste dabey ist: daß sie eben darum, weil man sie nicht verstehen kann, unterhalten und anziehen. Ihre Verfasser scheinen sich eine eigne Art von Hauswitz erfunden zu haben, wodurch sie in Stand gesetzt werden, allem was sie vorbringen, einen gewissen Anstrich von Originalität zu geben. Zudem findet man darinne, hin und wieder, einige feine Züge von Laune, etwas spitzfündige Weltkenntniß; tausend seltsame Subtilitäten in dem Tone des gemeinen Menschenverstandes vorgetragen; kühne Metaphern sonderbaren Gepräges, die mehr zu bedeuten als zu sagen scheinen; ein gewisses familiäres Wesen mit einer geheimnißreichen, arglistigen Miene gepaart, aus dem man nicht klug werden kann. Was die Sachen betrift, die darinne stehen sollen: so kann man, nachdem man eben aufgelegt ist, entweder Alles oder Nichts darin finden; weil überall die Mittelideen weggelassen sind, und es sonach Jedermann freysteht, nach Belieben einzuschieben, was er für das Schicklichste hält.

Diese Schriftsteller nun sind es, die ich für witzige Professores und überhaupt für Schriftsteller halte, die einen Erdgeschmack besitzen, oder einen Ge-

schmack, der sich nur in dem kleinen Bezirk einer Studirstube so bilden kann; und es kömmt mir fast so vor, als ob dergleichen Schriftsteller blos für die Kupferstiche und Büsten ihres Museums schreiben, und die ganze übrige Welt hätten zum Besten haben wollen.

(Die Fortsetzung folgt.)

II.

Kakerlak oder Geschichte eines Rosenkreuzers aus dem vorigen Jahrhunderte. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung. 1784. 205. S. 8. (mit lateinischen Lettern und einem Titelkupfer von Mechau erfunden und gestochen.)

Wir kennen die Ursachen nicht, die die Anzeige dieses vorzüglichen philosophischen Mährchens in dieser Bibliothek so lange verzögert haben. Aber vielleicht ist es gut, daß sie sich so lange verzögert hat. Es ist in Deutschland nicht genug, daß gute, vorzüglich witzige Schriften dem Publikum bey ihrer Erscheinung umständlich bekannt gemacht werden: es scheint vielmehr unumgänglich nöthig zu seyn, daß man dasselbe von Zeit zu Zeit wieder daran erinnere, daß es sie besitzt, wenn es sie nicht ganz vergessen soll. Diese Vergessenheit, in die schon mancher verdienstvolle deutsche Dichter, und mancher gute und witzige Kopf unter uns gerathen ist, beweißt

also,

also, ohne nähere Untersuchung, nicht das geringste für den Unwerth eines Schriftstellers. Ja, wenn es nicht gewöhnlich wäre, zugleich mit dem Namen verdienstvoller Autoren einige ihrer vorzüglichsten Schriften, gleichsam als einer Art von Titulatur zu erwähnen; so würden manche frühere Schriften unserer besten Köpfe noch unbekannter seyn, als sie schon sind, und ein großer Theil unserer lesesüchtigen Modewelt, die alle Neuigkeiten jeder Messe gierig verschlingt, der aber jedes Buch, das nicht die laufende Jahrzahl, oder noch besser die nächstfolgende an der Stirne führt, ein Greuel ist, würde vielleicht kaum wissen, daß Wieland einen Agathon geschrieben hat.

Vorzüglich drückt diese kalte Gleichgültigkeit witzige und zur Unterhaltung bestimmte Schriften. Höchstens einmahl gelesen und dann auf immer vergessen zu werden, ist ihr allgemeines Loos, wären sie auch übrigens durch ihren innern Werth noch so sehr berechtigt, auf ein besseres Schicksal Anspruch zu machen. Ihre Verfasser müssen sich bemühen, so viel als möglich unbekannt zu bleiben, wenn ihnen anders bürgerliche Existenz und ihr Glück am Herzen liegt, wenn sie sich nicht als leere Schöngeister und als höchst unnütze und zu ernsthaften und wichtigen Geschäften unbrauchbare Glieder des Staates betrachtet sehen wollen. Von einigen ist es sogar bekannt, daß sie bey ihrem Eintritt in die Laufbahn der Geschäfte, oder zur Aussicht weiterer Versorgung und Beförderung feyerliche, schriftliche Versicherungen haben ausstellen müssen, so zeitfressenden Nebenbeschäftigungen,

als Komödien, Versemachen u. d. g. sind, auf immer zu entsagen. Noch hat kein einziger Deutscher sich durch solche Talente, wir wollen nicht sagen, Unterstützung oder Belohnung, nicht einmahl die Gunst oder die Achtung der Großen erworben, und selbst Voltaire würde mit allen seinem Geiste, und vielleicht mit einem noch größern Antheil von Witz und Laune, an unsern meisten Höfen ein unerhörter Name geblieben seyn, wenn ihn sein Unstern in Deutschland hätte geboren werden lassen. In der That, es ist unbegreiflich, wie ein Deutscher es noch der Mühe werth achten kann, Witz zu haben oder Witz zu zeigen. Welche Aufmunterung hat er sich von irgend einer Seite zu versprechen? Verachtung, Armuth und, wenn es recht glücklich geht, Arbeiten, die seinen Geist zu Boden drücken. Das deutsche Publikum glaubt seine guten Köpfe genug belohnt zu haben, wenn es sie würdigt, sich von ihnen ein paar leere Stunden ausfüllen zu lassen, die es nicht besser und, mehr in seinem Geschmacke, auf der staubichten Studierstube, oder auf dem glänzenden Aßembleesaal zuzubringen hoffen darf, und — ein angesehener deutscher Fürst (der noch dazu mehrere seines Glaubens hat) bildet sich ein, den besten Beweis seines durchdringenden Verstandes und seiner Schätzungskunst des wahren Verdienstes zu geben, wenn er den unsterblichen Verfasser des Oberon einen schaalen *Bel esprit* nennt.

Ist das nicht vortreflich? Warlich hic difficile est Satyram non scribere, oder vielmehr, es ist unmöglich, bey solchen Veranlassungen nicht

die

die Wahrheit herauszusagen. So unmöglich, als daß diese Wahrheiten, bey der jetzigen Lage der Sachen, das geringste fruchten sollten. Wer sich also seiner Galle, wiewohl mit dem größten Rechte von der Welt, auf diese Art zu entladen sucht, verdirbt sich, ohne Gewinn, den Geschmack, und kann nichts bessers thun, als — fein gerade in seine Materie einzulenken. —

Hinweg mit euch, ihr so genannten Weisen!
Ihr wollt mit dreistem Flug der Spekulation
Von Welt zu Welt bis zu des Chaos Thron,
Bis ins Gebiet des Nichts, und wohl noch weiter reisen,
Mit eurem Maulwurfsblick das Rädchen auszuspähn,
Durch dessen Trieb sich unsre Sterne drehn.
Ihr wollt bis in die Werkstatt dringen,
Wo die Natur mit nie erschöpfter Kraft
Den Dingen Form, den Geistern Leiber schaft.
Ihr wollt mit schweren Gänseschwingen
Bis über Sonn' und Mond ins Reich der Wahrheit dringen;
Und fragt man euch, „was habt ihr dort gesehn?“
Dann wißt ihr eben das zu sagen,
Als die der Dummheit Loos ganz philosophisch tragen
Und keinen Schritt nach eurer Weisheit gehn. *)

*) So schön diese Verse im Ganzen genommen sind, so ist der Ausdruck doch wohl nicht durchaus ganz richtig und adäquat. Wenn diese Weisen diese grossen Dinge nur erst thun wollen, so kann man wohl nicht fragen: was sie gesehen haben? In den Versen dann wißt ihr rc. ist die Ellipse zu hart.

So rief, voll Unwillen, der große Kakerlak, der berühmteste Rosenkreuzer seiner Zeit, schleuderte alle Weisen in Folio und Quart, die seinen Hofstaat ausmachten, in die vier Winkel seiner Stube, und ging in den Garten, wo er mit erhabenen Händen ausrief:

Ach! welche Gottheit nimmt den traurigen Ueberdruß
Aus diesem Leben weg! Man seufzet nach Genuß,
So lang man ihn entbehrt; man wünscht, ihn zu entbehren,
Wenn man gekostet hat. Die Sättigung
Schwebt über jeder Lust und schießt mit schnellem Schwung,
Dem Geyer gleich, herab, das Täubchen zu verzehren.
Nur der genießt, wer blos den Sinnen lebt,
Vergnügen sucht und nie nach leerer Weisheit strebt:
Ein stetes Gastmal ist für ihn das Leben:
Er eilt von Lust zu Lust, fühlt nie das Einerley.
Ihr Mächte dieser Luft, steht meinen Wünschen bey!
Auf Zauberflügeln laßt in eine Welt mich schweben,
Wo ins Vergnügen nicht, so bald sein Keim sich hebt,
Der Ueberdruß den giftgen Stachel gräbt.

Ein kleines, schönfarbiges Vögelchen näherte sich ihm, und gab sich als die Hexe Tausendschön zu erkennen, die von ihren Schwestern verfolgt, zum Wohl.

Es sollte heissen, dann wißt ihr eben das zu sagen, was diejenigen zu sagen wissen, die u. s. w. Auch das Wort Rädchen ist hier schwerlich das rechte Wort. Edler und in den Ton paßender, die Räder auszuspähn, durch deren Trieb u. s. w.

Wohlthun verdammt und so lange auf dem Heren-staate verbannt war, bis sie den Mann gefunden

den nie der Ueberdruß beschweret,
— — der niemals im Vergnügen,
Nach Wechsel gähnt — —

Das Vögelchen fuhr fort:

Ich komme dann nach diesem Schluß,
Mit Trost dir beyzustehen.
Dich quält der Weisheit Ueberdruß;
Doch hab' ich dich ersehen,
Mich von der Strafe zu befreyn.
Dir schenkt von nun an das Vergnügen
Stets Becher über Becher ein:
Bist du nach wenig Zügen
Des einen satt, so rufe „Kak“:
Gleich lad' ich dich auf meine Flügel
Und trage dich, Freund Kakerlak,
Weit über Thal und Hügel
Zu einer neuen Wonne hin,
Bis ich erlöset bin.

„Du armseeliges Vögelchen! antwortete der „Schwermüthige. Du willst mich auf den kleinen „Schwingen, wo eine Milbe eben Platz hätte, zur „Freude tragen? — Geh! mich betrügst du nicht: „meine Lippen sprechen nie dein elendes „Kak“ — „Kaum hatte er es gesprochen, so schwebte er schon „auf dem Rücken des Vögelchen in den Lüften: dort „flog es hin und schüttelte ihn auf einen samtnen „Stuhl im Vorgemache der Königin Ypsilon“ Er ward ihr Gemahl und König von Butam: aber mit seinem neuen Stande erwachten auch neue Leidenschaften in seinem Busen. Er will nicht blos ein König, er will ein großer König seyn. Das Vö-

 gelchen

gelchen beschenkt ihn mit einem grünen Säckchen, einer goldnen Büchse und einem rothen Nachtstuhl. „So bald du, sprach es, eine Anstalt machen willst, „die Geld erfordert, es sey, so viel als es wolle, so „greife in diesen grünen Sack; je tiefer du greifst, „desto größer wird er; je mehr du Gold herausnimmst, „desto mehr wird drinne seyn. So bald ein neidi„scher Nachbar dir den Krieg ankündigt, so öffne „deine goldne Büchse, wo du die goldnen Körner „darinne hinstreust, da werden Soldaten aus der „Erde hervorwachsen, Reiter und Fußvolk, völlig be„wafnet, montirt und equipirt — der Nachtstuhl, „dieß verächtlichste Bedürfniß unter allen menschli„chen Bedürfnissen soll die Grundfeste deines Throns „werden. So oft du jemand einen Dienst anver„trauen willst, so laß ihn vor allen Dingen zur „Probe auf diesem Stuhle sitzen: bleibt er ohne „Schmerzen, so ist er ein ehrlicher Mann: krümmt „und windet er sich, als wenn ihn die Kolik plagte, „so ist er ein Schurke, und du kannst ihn auf der „Stelle hängen lassen.“ So gut die Absicht der Hexe war, so sehr schlug sie doch fehl. Der Gebrauch des rothen Stuhls machte den neuen König gegen die halbe Welt mistrauisch: durch die Geschenke, die er ohne Auswahl, aus dem grünen Säckchen verschwendete, machte er sich mehr Feinde als Freunde, und nicht besser gerieth der Versuch mit der goldnen Büchse. Doch wurde er endlich durch Erfahrung klüger. Er öffnete nunmehr nicht anders, als mit weisem Vorbedacht sein Säckchen, er

unter-

unterstützte das Verdienst, half dem Fleiß auf, und war ein ganzes Jahr lang ein guter und glücklicher König.

Aber dieß Glück war zu groß, um ungestört zu bleiben. Die heimtückischen Schwestern der Hexe sahen seine Zufriedenheit mit Unwillen an, und hielten deshalb einen Reichstag auf dem Brocken, die Befreyung ihrer Schwester zu hindern. Die Beschreibung dieser Zusammenkunft ist in schönen malerischen Versen verfaßt. Die Hexe Schabernack hielt eine Rede in Hexametern, dem gewöhnlichen Kanzleystyl auf dem Brocken, und bekam unbeschränkte Vollmacht, alles anzuwenden, was den Plan ihrer Feindin zerstören könnte.

Kakerlak wollte nicht umsonst König seyn. Er gewann nach und nach auch den rauschenden Vergnügungen Geschmack ab. An Einem Tag nahm er Opern, Seiltänzer, Virtuosen auf allen Instrumenten, Schauspieler, Kastraten, Sängerinnen, Taschenspieler und tausend andere edle und unedle Künstler in seine Dienste. Die Schilderungen dieser Ergötzlichkeiten sind wiederum in Versen und dem Verfasser auf eine vorzügliche Art gelungen. Wir glauben denjenigen von unsern Lesern, die das Buch selbst noch nicht kennen, keinen unangenehmen Dienst zu leisten, wenn wir einige von diesen Gemälden hier zur Probe ausheben.

„Je mehr sich die Vergnügen drängten, desto „geschwinder wurde der König sie überdrüßig. Er „gähnte bey der Jagd, er gähnte bey Tische, er „gähnte bey der Fuchshetze, er gähnte bey der Oper, „er gähnte bey der Redoute; und um das beschwerliche

„Gähnen nicht zur Krankheit werden zu lassen, sann
„man auf Neuheit.“

Das Possenspiel trat auf die Bühne,
An schönen Arien und Albernheiten reich.
In Locken, wie ein Schlauch, und mit verzerrter
Mine
Spielt einem Narren hier ein Närrchen einen
Streich,
Der Prima Donna Spiel ersetzet an Grimassen,
Was an Verstand den Worten fehlt;
Sie liebt, sie wird betrübt und dann vermählt,
Und weiß sich im Final vor Freuden nicht zu fassen.
Man geht heraus, hat viel gehört und nichts ge-
dacht,
Hat alles toll genannt, und doch gelacht.

„So bald die Neuheit dieser Possen vorbey war, so
„fing der König an gewaltiger zu gähnen als jemals:
„man rieth also sein abgenutztes Vergnügen mit et-
„was recht starkem anzufrischen.

Mit Gift und Dolch, mit Thränen und mit
Schrecken
Rauscht unter grausem Pomp das Trauerspiel daher,
Das weiche Herz zu Furcht und Mitleid zu erwecken.
Von Ehrgeiz angespornt, ermordet auf Begehr
Der Gattin ein Vasall den Herrn im sichern Schlafe,
Steigt auf den Thron und wird ein gräßlicher
Tyrann,
Würgt, wie ein Wolf die waffenlosen Schaafe,
Minister, General, Freund, Kinder, Weib und
Mann.
Doch bald verfolgt den Bösewicht die Strafe:
Die Geister der Erwürgten stehn
Vor ihm im Bett, vor ihm beym Freudenmahle,
Und die erschrocknen Augen sehn

Stron-

Geronnen Blut im blinkenden Pokale.
Die Hexen kochen das schwarze Gemisch
Der Zaubersuppe, die Luft zu vergiften;
Die Winde sausen mit wildem Gezisch,
Und blasse Todte steigen aus Grüften,
Zu prophezeihn, daß schon den Dolch die Rache zückt;
Und was geschieht? — Der Wüthrich wird zerstückt,
Und seine böse Frau verrückt.

„Ach, rief der König! Wollt ihr mich denn „mit euren schrecklichen Lustbarkeiten ums Leben brin-„gen? Solche abscheuliche Dinge machen schwere „Träume. Daß mir in Zukunft kein Mensch mehr „auf dem Theater verrückt wird, oder ich laß ihn „gleich ins Tollhaus bringen und den Poeten dazu. „Können die Leute nichts lustiges spielen? — Man „gehorchte dem Verlangen.

Ein komisch Spiel durchgaukelte die Scene,
Mit Scherz und Laune Hand in Hand.
Mit Selbstgefallen buhlt die abgelebte Schöne
Und findet jeden dumm, der sie nicht reizend fand;
Der Alte predigt Sittenlehren,
Nennts Thorheit, wenn man liebt, und liebt, wenns niemand merkt:
Der Geizge läßt vom Listgen sich bethören,
Und den Verschwender will der schlechte Wirth bekehren.
Bald giebt, durch muntern Witz gestärkt,
Dem Hohn die beissende Satire
Das Lächerliche preis; zu andrer Zeit
Erweckt das Drollichte den Geist zur Heiterkeit;
Bald mahlt ein zärtlich Herz in süßer Trunkenheit
Der Liebe Schmerz, der Liebe Seeligkeit,
Ein anders die Verlegenheit,

Wenn

Wenn man vor Liebe brennt und das Geständ-
niß scheut.
Vom Hofmann bis zum Musketire
Sieht Jeder seines Stands Philosophie,
Maniren, Sitten, Sprach' in richtiger Kopie

„Das ist mir recht," sagte der König: „dabey „wollen wir bleiben: das Lächeln macht aufgeräumt, „das Lachen guten Schlaf und guten Appetit." Aber er blieb nicht lange dabey. „Der Witz und die Laune," sagte er, „sind wohl gute Dinge; aber sie werdens nicht übel nehmen, wenn man sie endlich auch überdrüßig wird." Man brachte etwas neues in Vorschlag. Ein Ringelrennen, einen Wettlauf, ein Feuerwerk:

Wald, Ufer, Thal, Gebirge kracht
Von funfzig donnernden Kanonen.
Am Berge steigt ein feuriger Palast —
Selbst Feen würden gern darinne wohnen —
Wie hergezaubert auf. Dort wälzt sich eine Last
Von Feuer in die Luft mit prasselndem Getümmel;
Raketen speyt der flammende Volkan
Zu Tausenden empor: sie bilden einen Himmel
So sternenreich, daß Venus, Wassermann
Und grosser Bär erlischt. Es prasselt, plazt
und kracht —
Weg ist der sternenreiche Himmel,
Geld, Pracht und Lust verdampft, und alles
finstre Nacht.

Und so ging es dem armen König mit jeder neuen Ergötzlichkeit. Ekel folgte dem Genusse auf dem Schritte nach. Die Hexe wagte einen neuen Versuch; sie brachte ihn in das Schloß eines deutschen Barons und suchte ihm den Geschmack seines Besi-

zers, der ein groser Liebhaber vom Trinken war, beyzubringen. Die Abentheuer, die unser Held auf diesem Schlosse bestand, sind mit vielem Wiz erfunden, mit vieler Laune erzählt. Die satirischen Züge fallen dicht wie der Hagel — Aber alles das ist seiner Natur nach keines befriedigenden Auszuges fähig. Genug, wenn wir sagen, daß auch dieser Versuch mislang. Die Hexe Tausendschön brachte ihn nun nach Konstantinopel ins Serail und machte ihn zum Großsultan. Er genoß mit den ausgesuchtesten Schönheiten aller Welttheile jedes Vergnügen, das Wollust gewähren kann, und — wurde ihrer überdrüßig. Er verliebte sich förmlich, und — ward eifersüchtig. Ein neuer Versuch! Sie suchte ihm Geschmak an Antiken, Gemälden und Kunstwerken zu geben, und machte ihn zum Besitzer des Kabinets von einem englischen Lord. Die Beschreibung dieses Kabinets enthält wiederum einige sehr vorzügliche poetische Gemälde. Kakerlak erblickt

Den edlen Priester, den, zum Lohne
Für patriotschen Rath, zwey giftgefüllte Schlangen
Auf einer Göttin Ruf mit grauser Wuth umfangen —
Den leidenden Laokoon.
Wie krümmt sich der zurückgeworfne Nacken,
Der langgestreckten Zunge zu entfliehn!
Wie stöhnt mit wild verzerrtem Aug' und Backen
Aus aufgerißnem Mund, der Schmerz, der ihn
In der durchgrabnen Brust ergreift, indem sein Blut
Die Ungeheuer ihm mit durstger Wuth
Aus den geschwollnen Adern ziehn!

Von

Von da geht er zu den Gemälden:
Zur schönen lächelnden Natur,
Die in der Felsenkluft und fruchtbeladnen Flur,
Im düstern Fichtenwald und lichten Hain entzückt.
Wie ruhig lehnst du dort am Baume, wie beglückt,
Du froher Schweizerhirt', und bläßt (bläsest) dein
Abendlied!
Indessen daß (Warum nicht lieber: Indeß durchs?)
durchs Thal die Heerde langsam zieht,
Und über dir vom Strahl der Abendsonne
Gebüsch und Fels in rothem Feuer glüht.

„Ich dürste"! ruft beym Bauernschmauß
Der Trinker dort und streckt das Glas halbtau-
melnd aus;
Ein Andrer klopft bedächtig an die Tonne,
Zu hören, ob ihr Klang dem Gaum noch viel
verspricht:
Am Seitentische dampft, daß man das matte Licht
Kaum flimmern sieht, des Dorfes Magistrat
Mit ernster Gravität und wohlgenährten Bäuchen.
Voll Ehrfurcht nimmt, indem er sich den Herren
naht,
Um mit dem langen Span ins trübe Licht zu reichen,
Der Bauer dort das pelzne Mützchen ab.
Wie streicht der Musikant die kreischenden Sai-
ten herab!
Wie dreht an ihres Koridons Arme
Mit schwankendem Rocke das glühende Mädchen
sich um!
Selbst weise Mütter entsagen dem Harme
Und tanzen, vergnügt, die Nahrungssorgen stumm.

Aber auch dieses reine Vergnügen wird ihm von der bösen Hexe Schabernak verleidet. Er legte sich einen Park an:

Wie

Wie labt der Duft der frischbelaubten Birken!
Wie zittert sanft, gleich der verschämten Unschuld,
Am weißen Ast das zarte lichte Blatt!
Mit jedem Wehn des lauen Lüftchens kommen
Dem süßgelabten Sinn Gerüch entgegen
Von Blumen, Kräutern, Blättchen. Jeder steht,
Berauscht sich, rühmt und sucht den Garten,
Der ihn mit solcher Schwelgerey bewirthet.
Umsonst! Er thut, wie edle Seelen, Gutes,
Erquickt und läßt nicht wissen, wer es that.
Welch Leben! welche Stimmen, die hier tönen!
Kein Zweig, wo nicht ein froher Sänger hüpft!
Was in der Schöpfung lebt, scheint hier versammelt,
Den Grazien sein fröhlich Lied zu weihn.
Euch Schmuck der Menschheit! Euch, Wohlthä-
terinnen,
Die ihr die Sterblichen aus Barbarey
Und Wildheit zogt, dem Leben Anmuth schenktet,
Die Schönheit selbst mit Zauberkraft belebtet,
Euch, die ihr unsers Wunsches werth es machtet,
Ein Mensch zu seyn, gebührt der schönste Hain,
Der lieblichste Geruch, der lieblichste Gesang.

Zwischen Tannenbüschen dreht
Aus dem schönsten Birkenhain
Sich der Schlangenpfad dahin,
Wo ein dunkelgrüner Wald
Düster auf dem Berge steht.

Ihn weihte sich die Spekulation.
Sie wandelt hier am Arm des Tiefsinns ernsthaft
Im finstern Schatten tiefgesenkter Aeste.
Bald leitet sie den Treuen, der ihr folgt,
Zum lichten Gang, wo durch die hohen glatten
Stämme
Der Himmel lächelnd blinkt; bald führt sie ihn
In Finsterniß, wo der Erschrockne steht

Und

Und sinnt, sich mit Entschlossenheit zu rüsten,
Eh er den Schritt ins heilge Dunkel wagt.
Wie schweigt der Wald in tiefster Einsamkeit,
Als wäre Leben, Regsamkeit und Ton
Aus der Natur auf einmal weggenommen!
Die ganze Schöpfung in Todesschlaf versenkt!
Wie spannst du, heilger Ort, des Geistes Flügel
Zu hohem Flug! Wer hier nicht denkt, denkt nie.

Trag uns, Gondel, durch den See
Von dem reizenden Prospekt
Zu dem Ufer, wo das Reh
Sich, halb sichtbar, halb versteckt,
Unter hohen Pappeln neckt.

Ha! welche Kluft empfängt uns am Gestade!
Ein langes Thal, das durch zwey Reihen Berge
Sich krümmt und drängt: ein kleiner Bach rauscht mitten,
Von Gras und Blumen halb verdeckt, dahin
Und bringt dem See sein Strömchen zum Tribut.
Schon braust durch Bäum' und Strauch der Wasserfall
Mit nährendem Geräusch: der schmale Weg
Schleicht, tausendfach gewunden, durch die Wildniß;
Und o! — wer zauberte den grünen Grund
Mit Schafen, Hirten, Bächen schnell daher? —
Willkommen uns geliebte Hirtenscene,
Von Felsen rings umfaßt, worin mit Mühe
Der krumme Baum die durstge Wurzel gräbt;
Wo Strom auf Strom, wie straff gespannte Segel,
Vom höchsten Gipfel stürzt, von Fels zu Fels
Emporgeschleudert tanzt, sich schäumend bricht,
Bald wie geballter Schnee durch Stein und Wurzeln
Mit Zischen wälzt, und bald wie Perlen rollt,
Dann mit vereinter Macht hinab zur Tiefe

Wie

Wie in Verzweiflung schießt, wo ein gekräuselter
Wirbel
Mit holem Brausen die fliehende Nymphe verschlingt.
So flohen oft des Nereus keusche Töchter,
Verfolgt von den Bewohnern des Olymps,
Verzweiflungsvoll in des Vaters Arme herab.
Das Wasser braußt, die Heerde blöckt,
Die Hirten flöten, Bäum' und Felsen horchen:
O glücklich, wer mit offnen Sinnen hier
Im Schatten liegt, und hört und sieht und fühlt.

Das Entzücken unsers Philosophen über diese Schönheiten war groß, allein deshalb nicht von längeter Dauer. Ungestüme Gläubiger nöthigten ihn diesen reizenden Garten zu verkaufen, und nichts blieb ihm übrig, als zu seinen Büchern und in seine Einsamkeit zurückzukehren. Er hatte die Eitelkeit der menschlichen Güter nunmehr durch Erfahrung einsehen lernen, das heißt, nun erst war er ein Philosoph, der nichts wünschte, was er nicht besaß, am allerwenigsten sinnliche Ergötzungen, die, wenn wir unsre ganze Lebenszeit damit auszufüllen denken, am Ende drückender und lästiger werden, als Entbehrung und Mangel. Die Hexe Schabernack mochte anwenden, was sie wollte, er ließ sich durch Nichts in dieser Behaglichkeit und Seelenruhe stören. Die Hexe Tausendschön ward aus ihrem Kerker befreyt, aber das Vögelchen selbst blieb bey ihm und ward seine Gesellschafterin und sein Freund. Ueberfiel den Weisen zuweilen eine kleine Schwachheit, etwas Stolz, Unzufriedenheit oder Sehnsucht nach einem andern Zustande, so sang es gleich:

Mann, du willst dich einen Weisen nennen,
Und kannst unzufrieden seyn?
Kannst das Nichts, wonach du strebst, verkennen?
Kannst von Stolz und Leidenschaften brennen?
Ach! wie ist der weise Mann so klein!

Hatte er sich hingegen aufgeführt, wie es einem Weisen geziemt, dann erschallte sein Lob:

O das ist ein weiser Mann!
Sieht das Glück der Welt mit Lächeln an,
Findet auf des Lebens rauher Bahn
Ueberall Ergötzen, wo er kann,
Unterdrückt des Stolzes falschen Wahn;
O das ist ein weiser Mann! —

Dieß sind ungefähr die Grundzüge aus dem Plane unsers launigten, philosophischen Mährchens: aber freylich nur die Grundzüge. Eine Menge, selbst der hauptsächlichsten und wesentlichsten Episoden, in welchen sich der glückliche Humor, das satyrische Talent und der lachende Witz des Dichters vorzüglich äußern, haben wir nicht einmal obenhin berühren können, aus Furcht gar zu weitläuftig zu werden. Doch wird sich auch kein billiger Leser einfallen lassen, das Verdienst einer solchen Schrift aus einem trocknen Auszuge beurtheilen zu wollen. Hoffentlich aber sind wir doch ausführlich genug gewesen, daß jeder, dem auch alles noch neu ist, im Stande seyn wird, sich einigen Begriff von der Absicht des Verfassers, und den Mitteln zu machen, die er zur Erreichung desselben angewendet hat. Zur Probe des Details haben wir größtentheils versificirte Stücke ausgehoben, einmal, weil sie sich am bequemsten, ohne weitern

Com-

Commentar, aus dem Zusammenhange nehmen ließen, und dann auch, weil wir glauben, daß dieß gerade diejenige Seite des Buchs ist, die die meiste Aufmerksamkeit verdient. Die Schönheiten dieser Stellen sind von der Art, daß sie keiner umständlichen Zergliederung bedürfen. Sie müssen jedem Leser empfindbar seyn, der nur einiges poetisches Gefühl und Sinn für lebendige und doch geschmackvolle Darstellung hat.

Freylich aber, wie nichts tadelloses unter der Sonne ist, so sind wir auch hier auf manches gestoßen, das anders und besser seyn könnte. Am unbegreiflichsten ist es uns geblieben, warum Herr Wezel seinen Helden zu einem Rosenkreuzer gemacht hat. In dem ganzen Verlauf der Geschichte kommt nicht das geringste vor, das hierauf Bezug hätte; nicht der geringste Umstand ist auf diese Angabe gebaut. Kakerlak thut nichts, spricht nichts, was ihn als einen Rosenkreuzer, oder überhaupt auch nur, als einen mystischen Philosophen charakterisirte. Aber nicht genug, daß dieser Umstand unnütz ist, er thut oft so gar der Wirkung mancher sonst sehr glücklichen Idee Eintrag. Das ist z. B. da der Fall, wo der Verfasser die Entstehung einer Menge lächerlicher, und den Fürsten selbst lästiger Hofchargen auf die drollichste Art schildert. Anachronismen mag sich nun wohl der Dichter eines Feenmährchens erlauben dürfen; aber ist es nicht offenbar, daß hier durch solch einen muthwilligen Verstoß gegen die Zeitrechnung alles Salz und alles Anziehende des Einfalls verloren geht? Unter einer Menge glück-

licher Scherze, stößt man auch bisweilen auf ziemlich frostige und gezwungene Spiele des Witzes. An vielen Orten verstößt der Dichter sogar gegen die poetische Wahrscheinlichkeit, selbst gegen die Art von Wahrscheinlichkeit, die einem Mährchen unentbehrlich ist. Wir müssen auch durch jede Abentheuerlichkeit eine gewiße Wahrheit, etwas Festes durchschimmern sehen, der seltsamste Sprung der Laune und der zügellosesten Phantasie muß doch immer eine gewiße bestimmte Absicht verrathen, selbst bey der Schöpfung von Ungeheuern ist Plan und Geschmack nothwendig. Indeß trifft diese Kritik nur wenige Stellen des Buchs, und überdieß bleibt es in vieler Rücksicht nicht minder richtig,

> qu'il ne faut pas péser stoiquement
> Au grave poid d'une raison chagrine
> Les jeux légers d'une Muse badine.

Der prosaische Styl des Herrn Wezel ist bekanntlich sehr elegant und korrekt: desto mehr haben uns einige oft wiederkehrende Wendungen befremdet, die im Deutschen so ungewöhnlich als unverständlich sind, und durch keine Analogie aus unsrer Sprache unterstützt werden können. Z. B. (S. 26.) „Die „Märsche gingen übermäßig schnell: da Men„schen und Pferde aus ganz anderm Stoffe gemacht „waren als sterbliche Soldaten, so marschirten sie „Tag und Nacht und liefen gewiß über den Nord„pol hinaus, wenn die Offiziere nicht „Halt“ „schrien.“ Hier sollte es doch offenbar heißen, „und wären gewiß über den Nordpol hinausgelaufen, wenn die Offiziere nicht „Halt“ geschrien hätten.“

Man

Man sieht wohl bald, daß es ihm darum zu thun war, die schleppenden Hülfswörter zu vermeiden, doch das sind und werden Krücken bleiben, die wir nie werden entbehren können.

Die Idee übrigens, die bey dem Ganzen zum Grunde liegt: die Lehre, die jedermann daraus in die Augen springen muß, ist die philosophischste und menschenfreundlichste, die sich denken läßt. „Sie ist, nach „dem Ausspruche eines großen deutschen Schriftstel„lers, die einzige aus der ganzen Philosophie, die un„ter allen Umständen, in allen Lagen, mitten unter „der Ungewißheit der menschlichen Dinge, den Zwei„feln der Vernunft und der Unbeständigkeit des Glücks „wahr und unveränderlich bleibt. Es ist das gol„dene: Laetus sorte tua vives sapienter. Die „einzige Seelenarzeney, die den Menschen wirklich „Gutes thut, und ihre selbst gemachten Leiden lindern, „ja, wenn sie es selbst nicht verhinderten, aus dem „Grunde heilen könnte, und die man ihnen daher „immer und unaufhörlich in einer andern Gestalt „und Zubereitung anbieten sollte.“

III.

Fischergedichte und Erzählungen von Bronner. Zürich bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1787. 11 Bog. groß 8. (mit latein. Lettern.)

Ein neuer Idyllendichter! — in einer unter uns noch so wenig versuchten Gattung, dem Fischergedichte — ein Schweizer — ein Mann, den Geß-

ner, dieser liebenswürdige Dichter, dieser einsichtsvolle Kenner, selbst in die Welt einzuführen würdigt! Sollte das nicht unsere Neugier rege machen, und zu mehr als gewöhnlichen Erwartungen berechtigen? Zwar, wie oft sind nicht schon ähnliche Erwartungen getäuscht worden! Ob dieß aber auch hier der Fall sey, oder nicht, das mögen unsere Leser gemeinschaftlich mit uns untersuchen.

„Der Verfasser“ (sagt Herr Geßner in der kurzen Vorrede, die wir, — weil sie mehr als leere Worte, — die Geschichte des Buches und das Urtheil eines kompetenten Richters enthält, ganz hersetzen:) „der Verfasser hat diese Gedichte in einsamen Stunden der Muße verfertigt; vom Fenster „seiner Klosterzelle, wo er die Jahre seiner Jugend „auch unter ernstern Studien der Mathematik und „Naturkunde hinbrachte, hatte er die ausgebreitete „Aussicht auf einen Fluß und seine schattenreichen „Ufer, und auf die anmuthigen Inseln, die er um„schwamm. Bey der Lektür des Theokrit, Vir„gil und Sanazar staunte er diese Scenen an, be„obachtete die mannichfaltigen Schönheiten, die vor „ihm lagen, und die Bewohner der Gegend, deren „meiste Beschäftigung der Fischfang ist, ward be„geistert, und schrieb so, was er sah, was ihn rührte, „und so entstanden seine ersten Fischergedichte.

„Bey seinem Aufenthalt in Zürich erwarb er sich „durch seine Talente, durch die Naivität seiner schüch„ternen Bescheidenheit, und durch das feinste Gefühl „für alles Edle und Gute, die allgemeine Achtung, und „alle Männer von Kenntnissen und Geschmack waren

„seine

„seine Freunde. In seinen Gedichten mahlt sich
„sein eigener Charakter; zu bescheiden wagte er es
„lange nicht, seine Gedichte seinen Freunden zu
„weisen. Aufgemuntert durch ihren Beyfall, fuhr
„er fort; er besuchte den Landmann in seiner Hütte,
„oder bey seinen verschiedenen Landarbeiten; besuchte
„die angenehmsten Gegenden, an Flüßen und Bä-
„chen, und entwarf da seine Gemählde. Daher der
„naive Detail von so neuen anmuthsvollen kleinen
„Bildern, daher diese Wahrheit, diese frische wahre
„Farbe; überall sieht man das feinste Gefühl für
„jedes sittliche Schöne, überall die feinste Bemer-
„kung jeder Schönheit der Natur. Verschiedene
„Stücke waren fast gar keines poetischen Schmuckes
„fähig, und gehören in die Klasse der Fischerbriefe
„des Alciphron, wo die einfältigsten, kleinsten
„Situationen durch die naiveste natürlichste Darstel-
„lung so viel Anmuth bekommen. Zuweilen schie-
„nen mir seine Gemählde an kleinen Umständchen
„zu reich, ich wollte ausstreichen, denn ich hatte un-
„umschränkte Erlaubniß; aber die mehrern male
„ließ ichs stehen, denn sie empfahlen sich durch ihre
„naive Wahrheit zu sehr.“

Einige Stücke unsers Dichters, die wir unsern Lesern mittheilen wollen, werden dieses Urtheil, im Ganzen genommen, ziemlich bestätigen. Sie werden finden, daß Herr Geßner in seinem Lobe nicht zu verschwenderisch, daß er aber in seinem Tadel vielleicht etwas allzugelinde gewesen sey.

Die ganze Sammlung enthält zwanzig größere und kleinere Idyllen und Erzählungen. Wir machen mit der ersten den Anfang.

Der Traum.

„Nochmal funkelte die Sonne mit zitterndem „Lichte durch die regen Blätter der Bäume in Westen; nochmal blickte sie mit segnendem Lächeln über „erwärmte Gegenden hin; dann tauchte sie sich, „lieblichversinkend, hinter die düstern Gebirge zu „fernen Nationen hinab—

Gleich hier sehen wir uns genöthigt, unsern Dichter zu unterbrechen. Durch den Ausdruck hinab tauchen adoptirt er offenbar die Theorie der Alten von dem Laufe der Sonne, der zu Folge sie sich jeden Abend in den Schoos des Oceans und in ihrem Palaste verbirgt. Der Zusatz zu fernen Nationen läßt sich aber damit durchaus nicht reimen. Eben so unglücklich ist der Ausdruck lieblichversinkend gewählt. Wir sehen nicht ab, welche Idee von Lieblichkeit sich mit dem Begriffe des Versinkens verbinden lasse? Aber weiter!

„Da saß ich aufmerksam am Ufer des Flußes, „meine Angelruthe in der Hand, und wartete be„gierig auf lüsterne Fischgen. (Fischchen) Ein Ge„fäß mit Regenwürmern, allerley Köder und ein „kleiner Hamen lagen neben mir im hohen Grase. „Ich hatte mir da ein Hüttchen gebauet zum schüz„zenden Obdach bey schnellüberraschendem Regen „und sengender Hitze. Schreg (Schräg) in die „Erde gestoßene Weidenstäbe bildeten ein niedriges

„Dach,

„Dach, mit Baumrinden und Binsen und Moose „bedeckt.“

„Blendende Glut hüpfte jetzt auf flüchtigen Wellen“ (Blendende Glut, die auf flüchtigen Wellen hüpft, ist wahrer Galimathias. Man erräth endlich wohl, was der Dichter sagen will: aber die Verwechselung von Glut mit glühender Röthe ist viel zu hart.) „und das feurigste „Roth des Regenbogens zerfloß am hellen Abend„himmel, und vertiefte sich gen Süden“ (am Abendhimmel, gen Süden, tavtologisch!) „an dun„keln Gewitterwolken in ein sanftes Karmesin. „Schwül wars um mich. Die Gewitterwolken „schwammen herüber, von flatternden Winden ver„folgt. Leichte Donner ließen sich hören, und ein „dünner Regen träufelte herab, und tränkte das „lechzende Land und die dürstenden Pflanzen.“

„Ich kroch in mein Hüttchen. Wie roch es „itzt so lieblich und gesund! Wie zog die Luft so „rein und frisch vorüber! Mit unzähligen kleinen „Schlägen klopften die fallenden Tröpfchen auf meinem „(mein) Dächlein“ (Sollte man, den Worten des Dichters zufolge, nicht glauben, jedes der fallenden Tröpfchen habe mit unzähligen kleinen Schlägen auf das Dächlein geklopft?) „und auf den breiten „Blättern naher Kräuter; alle Gräschen, die der „Regen traf, zitterten, und jedes benetzte Laub „wankte sanft. Unter schwimmende Gewächse flüch„tete sich die kleine Mücke und der (die) bärtige „Hummel. Aber die streifichte Schnecke zog sich „munter weg über näße Steine im Moose. Plät-

„schernd fielen die leichten Tröpfchen im Flusse nieder,
„hüpften wieder empor und wölbten zum Spiele zer-
„platzende Blasen.“

„Reizende Phantasieen schwärmten bunt um mich;
„ruhig lag ich da und horchte. Angenehmes Rau-
„schen wiegte mich nun in den süßesten Schlummer.“

Unser Dichter übereilt sich in nichts. Alles geht fein Schritt für Schritt, und wie lang er da seine Toilette macht, ehe er sich zum Einschlafen entschließen kann!. Dieser ganze Eingang ist höchst überflüßig, da er nicht den geringsten Einfluß auf das folgende hat, wenigstens sollte er um den zehnten Theil kürzer seyn. Warum diese Beschreibung des Sonnenuntergangs, und des Abends, und des Fischfangs, und der Hütte und des Gewitters und des Regens? warum anders, als weil der Dichter Lust hatte, das Alles zu beschreiben? Durch solche Umwege führen uns weder Theokrit noch Geßner.

„O du süßer Schlummer! Wie himmlisch wa-
„rest du! O könnte ich wieder so träumen! Eine
„Göttin sah ich, schön, wie du, geliebte Lina, und
„rosenwangig und mit einem Busen, so voll und
„milchweiß, wie ich neulich den deinigen erblickte,
„du Schönste! als ich dich heimlich am Bache be-
„lauschte, wo du mit reinlicher Leinwand den
„zarten Hals dir wuschest.

„Unter einem zierlichen Kranze von jungen
„Schilfblättern und niedlichen Wasserblümchen floß
„ihr bräunliches Haar herab, und wälzte sich in
„glänzenden Locken auf dem Liliennacken und auf dem
„schwellenden Busen. Köstliche Perlen schmückten

„ihren

„ihren Hals und die weichen runden Arme. Ein
„seidenes Netz floß ihr von der rechten Schulter,
„wand sich zur leichten Bedeckung um die schlanken
„Hüften, und schwebte in zierlichen Falten zu ihren
„Füßen herab. Ein Binsenkörbchen hing ihr am
„Arme; kleine Austern, rothe Korallen und bunte
„Meerschnecken lagen im Körbchen."

„So stieg sie aus dem Fluße, und trat zu mir,
„und nahm mich so freundlich bey der Hand, daß lieb-
„licher Schauer ganz durch mich hinbebte. Schüch-
„tern stand ich vor ihr. „„Du blöder Jüngling
„„sprach sie lächelnd, der du oft einsam auf Ge-
„„sänge sinnst! komm, ich will dir zeigen, was du
„„besingen sollst!"" Und sie führte mich freundlich
„in ihren Muschelwagen, und hieß mich zu ihren
„Füßen sitzen. Blaue Störe waren vor den Wa-
„gen gespannt, und zogen ihn pfeilschnell über die
„glatten Fluthen weg."

So pfeilschnell die Störe auch ziehen, so viel schneller noch ist der Dichter in Bemerkung alles dessen, was um, über und unter ihm vorgeht. Nicht das geringste entgeht seinem scharfen Blicke. Er bemerkt die Bütte, den schlänglichten Aal, den flinken Hecht, die langbeinichten Störche, die magern Reiger, schreyende Möven, geschwätzige Kibitze, schöne Flußfische, kleine Steinkrebse, hübsche Grundlinge, Quellviolen und Bachbungen, blaßgelbe Schlüßelblümchen und himmelblaue Vergißmeinnichtchen. Und weiter noch bemerkt er den steifen Kalmus, das wankende Riedgras, überhangende Erlen und so gar ihren zitternden

Schat-

Schatten auf kaum sichtbaren Wellchen, wällende Binsen, spielende Karpen und Barsche, die schöne Wasserlibelle, den plaudernden Staar, den buhlenden Sperling und die gelben Wasserrosen. Und weiter noch bemerkt er kleine Meerlinsen, rudernde Enten und junge pipende Gänse, treibendes Meergras mit Millionen Schaalenthierchen, freundliche Delphine, gierige Hayfische und lustige Welse. Und weiter bemerkt er den Vater Neptun, die schöne Thetis, die Tritonen, Nereiden und Sirenen, den unsterblichen Glaukus, mit seinem silbernen Barte, und den Melicertes Palämon. Und weiter bemerkt er große Heere wandernder Heeringe, hungrige Wallfische und leckere Sägefische, Seespinnen, weit klammernde Krabben, gepanzerte Hummer und — Sed ohe — So geht es noch mehrere Seiten hindurch. Wir schonen der Geduld unsrer Leser, und begnügen uns den Schluß dieser unterhaltenden Wasserfahrt abzuschreiben.

„Aber horch! Rohrflöten und Mädchengesang! „Wo tönt ihr her, ihr angenehmen, ungekünstelten „Melodien? Woher? Ich hör' es, ich seh' es! „Aus der kühlen Grotte drüben, neben der ein kleiner „ner Wasserfall rauschet, da tönt ihr her. Schäkernde „Mädchen sitzen in der Grotte mit Netzgestrick „in ihren flinken Händen, und muntere Jünglinge „richten sich scherzend neue Flöten zu rechte. „Vollendete Angelruthen liegen ihnen zur Seite. „Verschlungenes Epheu mit blauen Blumen ranket

„sich

„sich über den Eingang, und bunte Muscheln und
„Austerschaalen kleiden die Wände. Sie spielen des
„Nereus Spiel. Die Mädchen singen und die
„Jünglinge flöten. Wer fehlet, muß den übrigen
„allen mit dem süßesten Kuße den falschen Mißton
„vergüten. Da feyert nun Amor nicht, und bringt
„die schamhaften Kinder manchmal zum Erröthen
„über und über. Oft fehlen sie auch mit Vorsatz,
„und vervielfältigen so die geliebte Strafe."

„Kleine Liebesgötter jagen sich im Sande vor
„der Grotte, und tändeln mit bunten Schuppen der
„Fische. Die jüngsten Töchterchen der Quellnym-
„phen steigen ans Land, und necken die kleinen trip-
„pelnden Götter, und entschlüpfen ihren haschenden
„Händchen flüchtig mit nassen Gliederchen ins Was-
„ser. Jetzt schwimmen sie wieder empor, mit klei-
„nen Teichrösschen" (o der ängstlichen Deutlichkeit!
Auch das bleibe uns nicht geschenkt, daß Röschen
nicht groß sondern klein sind.) „bewaffnet, und
„drohen den stutzigen Knäbchen, und entfliehen schüch-
„tern, so bald sie sich nahen. O entzückende Sce-
„nen! Werth des dichterischen Gesanges! Mein
„Herz ist voll von euch, es will sich in Lieder er-
„giessen!"

„So singe sprach die Göttinn, die bisher ge-
„schwiegen hatte, und verschwand samt dem schö-
„nen Muschelwagen. Auch mein süßer Traum ver-
„schwand. Aber die Erinnerung an die reizenden
„Bilder blieb tief in meine Seele geprägt. Da
„faßte ich blöder Jüngling Muth — und sang."

Die Göttin verschwand und wir erfahren nicht

ein-

einmal den Namen dieser lakonischen Göttin. Kann man sich etwas Dürftigers denken als diese Erfindung? Von den Talenten des Dichters kann uns dieser Traum unmöglich große Ideen beybringen; aber desto größere von seiner Gelehrsamkeit. Er hat es uns fühlen lassen, daß er Naturgeschichte und Mathematik studirt hat. Was kann geometrisch genauer seyn, als die gleichseitigen Vierecke, in die er seine Bildcrchen malt? Eins so lang und so hoch, und so breit als das andere! Vater Neptun hat nichts vor der Seespinne voraus. Wenn er nur malen kann, gleichviel, was er malt.

Ein Mückenfuß — gemalt! ein Hünerkorb — gemalt!
Maykäfer — abgemalt! warum? — es wird bezahlt.

Freylich kann der Dichter die Natur nicht zu viel, auch in ihren kleinsten, unansehnlichsten Werken nicht zu viel und nie zu genau beobachten: aber er darf uns nicht Alles beschreiben, nicht Alles wieder erzählen wollen, was er gesehen und beobachtet hat. Wehe ihm, wenn er sich durch nichts als unbedeutende, gesuchte oder schwülstige Beywörter von dem bloßen beschreibenden Naturforscher unterscheidet! Wir streiten unserm Dichter im Ganzen die Anlage, das Talent, den scharfen Blick, das feine Gefühl nicht ab, das ihm Hr. Geßner beymißt, aber er muß sich durchaus bemühen, nicht jede Mücke in ihrem Wege zu verfolgen, er muß kürzer, gedrängter werden, und eine zweckmäßigere Auswahl unter seinen Bildern treffen lernen. Seinen Gemäl-

mälden fehlt es durchgehends an Perspektive. Ein Gegenstand liegt dem Auge so nah, als der andere; der eine wird so sorgfältig ausgemalt als der andere; nur selten unterscheidet sich die Hauptfigur von den Nebenfiguren.

Die Idylle, das Bächlein überschrieben, ist ein unnachahmliches Muster winziger Malerey. Man hat beynahe ein Mikroscop nöthig, die zarten, fast unsichtbaren Pinselstriche dieser Miniatur zu unterscheiden.

„Warum bläsest du so unbarmherzig durch das „Thälchen herab, so plötzlich, spielender Windstoß? „Sieh was du für wildes Zeug gemacht hast! Bis „zehen kleine, sorglos tanzende Mückchen stürztest „du mit Einem Hauch in den Bach. Kleine Fisch„chen schwimmen herbey, und haschen die willkomm„ne Mahlzeit. In Reihen ziehen sie heran, die „hungerichen Räuberchen, mit röthlichen Flossen „und beerschwarzen Augen. Wie sie umherschießen „und rudern! Wie lebhaft und behende! Aber ihr „sollt nicht alles rauben, ihr kleinen muthwilligen „Näscher! nein — das Käferchen hier will ich „retten, das, auf dem Rücken liegend, hülflos her„abrinnt: O wie es zappelt, das arme Thierchen, „und ängstlich die zarten Beinchen regt, daß rings„her alle kleine Wellchen zittern! o komm, komm „kleines Würmchen, sieh das Gräschen hier, das „ich dir biete! Schwinge dich dran empor, und trock„ne deine Flügelchen hier auf meiner warmen „Hand! Du empfingst ja auch Leben und Odem von „dem, der mir Leben und Odem gab. O wie es

„sich

„sich wälzet, wie es sich zerarbeitet zwischen den Här„chen meiner Hand! Hier auf dieß Veilchen will „ich dich schütteln, kleines Käferchen u. s. w.

Es ist lächerlich, aber noch mehr ärgerlich, einen Mann so kindisch tändeln zu sehen, der zu ganz andern Dingen fähig wäre. In die Diminutiven hat sich unser Dichter unsterblich verliebt: oft sind ihm die Fischchen noch nicht klein genung, er nennt sie dann kleine Fischchen. In so wenigen Zeilen: Thälchen, Mückchen, Fischchen, Räuberchen, Käferchen, Thierchen, Wellchen, Würmchen, Flügelchen, Veilchen, und die Härchen an dem Händchen des Dichterchens.

S. 35. „Wer es fühlt, Natur, wie schön du „bist, wie entzückend, auch wenn du den Nachtschlaf „zu schlummern scheinst; o dem wehet von jedem „Schilfblatt Vergnügen zu, mit jedem überwäl„zenden Wellchen schwimmet ihm Freude entgegen, „und mit jedem Tönchen, das sein Ohr trinkt, „schlürft er die reinste, süßeste Wollust in sich." Reizbare Sinnen und ein fühlendes Herz sind gewiß nicht die schlechtesten Geschenke, die der Mensch aus den Händen der Natur empfangen hat, und doch wäre das Geschöpf, das aus jedem Wellchen und jedem Tönchen die süßeste Wollust saugte — wenn es ein solches geben könnte, — das unglücklichste unter allen, unglücklicher als das gefühlloseste. Denn wer für Freude empfindlich ist, ist es immer noch mehr für Schmerz. Wie bald müßten solche Sinnen abgenutzt seyn, und ein solches Herz zerrissen werden! Recht gut also, daß diese Dinge nur

im

in der überspannten Phantasie solcher Dichter existiren, die mit ihren Empfindungen so kokettiren, wie eine alternde Schöne mit dem Ueberreste ihrer Reize.

S. 78. „O mein Mädchen ist schön, wie die „Morgenröthe im May, aufblühend wie die junge „volle Rosenknospe, und rein wie die unberührte Lilie „in der Wildniß.“ Bis hieher vortreflich; nun aber höre man, wie er mit seinen läppischen Diminutiven alles wieder verdirbt! „Seit sie mir erröthend ihr war„mes, weiches Händchen bot, und mit sanftem „Drücken jedes meiner Nervchen beben machte; „seitdem singt mir jedes Waldvögelchen schöner, „jede Blüthe riecht mir angenehmer, und jedes küh„le Lüftchen fächelt mich freundlicher.“ So sehr sich das die Miene der Empfindung giebt, so sind wir doch innig überzeugt, und mancher Leser wird es mit uns seyn, daß der Dichter nie weniger gefühlt haben kann, als bey dieser Stelle. Wer von Entzücken durchdrungen ist, fühlt die Summe der Empfindung, ist aber nicht im Stande jedes bebende Nervchen zu beobachten.

S. 77. „Flink rudert das Männchen des „schwarzbraunen Wasserspinnchens auf dlichten „Füßen darüber hin, seinem flüchtigen Weibchen „nach, und ziehet farblose schmahle Furchen durch „die seifenartige Farbendecke, die zierlich auf dem „stehenden Wasser liegt. Unten auf dem sandigen „Grunde wurmen junge Kröten umher, wie kleine „schwarze Molche gestaltet, und verstecken sich in „aufgejagten Wölkchen von Schlamme. Die zier„lich gefleckte Wasserwanze kriechet auch am Bo-

 „den

„den (welch eine dichterische Wendung!) und gräbt
„sich zwischen modernde Kräutchen hinein. Wie euch
„da so wohl ist, ihr schwächlichen unachtbaren Ge-
„schöpfe, wie so wohl, auch eingeschränkt in die fau-
„lende Pfütze!“ Um so einen armseligen Gemeinort
anzubringen, lohnte es wohl der Mühe faulende
Pfützen aufzurühren?

Doch genug des Tadels. Wir müssen unsern
Dichter nun auch von seiner bessern Seite zeigen.

Lamon und Elise.

„Unter dem Schatten eines wilden Rosenstrauches,
„am rieselnden Waldbache, lag im hohen Grase Elise
„und schlummerte; neben ihr ein kleines Handbeil,
„und eine Bürde von frischen Weidenschossen, die sie
„eben im nahen Werder gesammelt hatte. Ihr Vater
„wollte zu Hause Fischreusen daraus flechten.“

„Lamon, der Fischerjunge, fand das Mädchen am
„Busche. Leise schlich er näher, nahm die Bürde
„hinweg, und trug sie hurtig nach ihrer Hütte. Er
„kam bald wieder, und das Mädchen schlummerte
„noch. Da pflückt' er sich den Strohhut voll Veilchen,
„und goß sie alle über die holde Schläferin hin, und
„wischt' ins Gebüsche. Sie erwachte, staunte die
„Veilchen an, und blickte blinzend rings nach dem
„Thäter umher. Aber er war weg. Auch ihre Wei-
„denruthen waren weg. Ey, der Lose, sprach sie,
„und rieb sich die schönen Augen, wer war itzt der?
„Da begrüßt mich der Schalk mit einem Heere von
„Blumen, und nimmt mir dafür meine Bürde: nun
„flechte mir Reusen, wer da will! Mein Vater wird
„mich wunderlich anschauen, wenn ich keine Ruthen
„nach Hause bringe; und er wartet doch darauf...
„Aber horch! Was dort?..... Ha! dort rauscht es im
„Bu-

„Busche.“ Sie lief hin, und Lamon kam ihr entge-
„gen. Hab' ich dich, du kleiner Dieb! Hab' ich dich!
„rief sie und hielt ihn lächelnd beym Arme fest: Wo
„hast du meine Weidenschosse.

Lamon. Ich deine Weiden? — Schönes Mädchen, ich habe sie nicht; aber den Thäter — den Thäter könnt' ich vielleicht errathen.

Elise. Weissest du ihn? —— Bist du's nicht selbst?

Lamon. Ich weiß den Thäter, Mädchen! Aber —

Elise. Je mit deinem Aber da! — Sage, nur, wer war es denn?

Lamon. Es war — Ja, wenn du mir das Sträußchen an deinem Busen giebst, dann will ichs gestehen.

Elise. Das Sträußchen kann ich dir nicht geben.

Lamon. So gib mir das rothe Schnürchen, das auf deinem Hute spielt.

Elise. Auch das nicht.

Lamon. Hm! so kann ich schweigen ....

Elise. Ach, Lamon, sage mirs doch! .... Ich will dir das Schnürchen geben.

»Sie gabs ihm, und er bands um seinen Hut.
»Nun, Mädchen! Ich bins, sagte er.

Elise. Du bists? So! du kleiner Dieb du! ... und meine Weidenschosse?

Lamon. Sie sind dem süßen Mädchen zu schwer, so dacht' ich, und trug sie nach deiner Hütte.«

»Elise lächelte. Magst du das Sträußchen, hübscher
»Jüngling? fragte sie liebreich und ward roth. Und
»Lamon langte mit zitternder Hand das Sträußchen von
»ihrem steigenden Busen.«

Vortreflich! Man kann sich nichts anmuthigeres denken, als diese kleine Scene. Welch eine reizende Naivität! Wie einfach und natürlich und doch wie anziehend ist nicht der Gang dieses Idylls, das

selbst ein Geßner anerkennen könnte. Wenn der Dichter einige Kleinigkeiten ändern und den Dialog etwas geschmeidiger machen wollte, so würde es in seiner Art ein Meisterstück seyn. Nicht viel schlechter ist

Alint am Ufer.

„Murmelt sanft ihr kleinen, spielenden Wellchen, „daß ich sie kommen höre, die liebliche, rosenwangige „Schöne, der mein bebendes Herz voll süßen Sehnens „entgegenpocht. Jaget einander nicht so muthwillig „lachend über die Flußkiesel weg, und küsset mir den „wankenden Kahn nicht so laut, daß ich schon von fer„ne ihren leisen Fußtritt vernehme, und ihr voll In„brunst entgegen fliege. Leicht und schwebend ist ihr „Gang, wie das Schweben des fächelnden Zephyrs „über nickendes Schilf am Ufer.“

„Was hüpfet ihr dort so hoch über den reinlichen „Stein weg, ihr kleinen sprudelnden Fluten, und werft „flockigten Schaum? Eilt ihr vielleicht liebend einander „nach, und zürnet über den bösen euch trennenden „Stein? Oder freuet ihr euch klatschend seiner, weil „ihn ein schönes badendes Mädchen mit zarter Ferse „berührt hat?“

„Horch! was nistert dort im hohen Schilfe? Sie „kömmt, ihr Götter, sie kömmt! — Aber nein! Nur „eine Rohrdommel flatterte durch die rauschenden Hal„me des Schilfes. O ihr rauschenden Halme des „Schilfes! ihr Vögel! Was täuscht ihr den warten„den Jüngling so sehr?

„Doch sieh da! Wie munter hier neben mir der „Fisch im Wasser schlägt, daß es aufspritzt! Macht „dich mein Anblick nicht schüchtern, du kleiner hüpfen„der Tänzer auf den Wellchen? Kennst du den Fischer „Alint

„Minkt nicht, den schlauen Häscher der Wasserbewoh-
„ner? — — Ha, schon wieder springst du empor,
„kühner Spieler? Schon wieder? Nein, seht doch,
„nein! Es war kein schlagender Fisch! ein unzeitig
„Aepfelchen fiel hier neben mir ins Wasser, und klatschte;
„da schwimmt es noch. O schaukelt euch nicht so leb-
„haft leichtfertige Lüftchen, auf Zweigen des überhan-
„genden Baums, und reißt ihm nicht zu frühe die wer-
„denden Früchte ab! Einst, wenn sie roth sind, wie
„meines Mädchens Wangen, und süß sind, wie ihre
„Küsse, dann kömmt sie mit mir hieher, dann durch-
„gaukelt nach Herzenslust oben die lispelnden Aestchen,
„und schüttelt die schönsten Früchte in ihren Schoos
„herab! —“

„Hu! nun gar eins auf den Hut! — Wollt ihr
„mich necken, ihr losen schäckernden Zephyre?“

„Aber, wer lacht da so muthwillig? — Bist du
„es, liebes, fröhliches Mädchen? Treibest du so dei-
„nen Scherz mit mir? O komm, komm in den Kahn,
„ich rudere tief in das Schilf da unten am Ufer. Je-
„den boshaften Apfelwurf sollst du mit zehen süßen
„Küßchen bezahlen.“

Noch heben wir einige hervorstechende Stellen aus längern Idyllen aus, die das günstige Urtheil des Herausgebers bestätigen werden. Wie artig ist z. B. nicht folgende kleine Fiction!

„Venus liebte den schönen Adonis, den Jäger
„wilder Eber und schmächtiger Hirsche. Unter einem
„schlanken, hohlen Baum des Waldes pflogen sie bey
„nächtlichen Stunden der süßesten Wollust. Ein Bett
„von duftenden Blumen blühete unter dem glücklichen
„Baume; Sümpfe und Wildniß umschlossen ihn; nur
„ein kleiner verborgener Fußsteig zwischen Schilfröhren
„führte in seinen Schatten. Einst hatte sich die Nacht

„in den dichtesten Schleyer verhüllt. Wolken verbargen
„die Sterne. Winde durchheulten die Aeste. Aber
„Adonis suchte den Baum der Liebe, denn Venus hatte
„versprochen zu kommen. Doch verirrend sank er in
„die umfliessenden Pfützen, und fand erst nach langem
„Waten den erwählten Platz. Von Sumpfnässe trie-
„fend lehnte er sich an den hohlen Stamm, und be-
„netzte mit abrinnendem Wasser sein morsches Holz.
„So erwartete er die zärtliche Göttinn. Sie kam,
„fühlte bedauernd seine nassen Kleider an, und ver-
„nahm sein unglückliches Irren in Sümpfen. „Ich
„will den Baum bezeichnen; sprach sie, grünlichtes
„Licht aus meinem blinkenden Abendsterne fliesse durch
„sein benetztes morsches Holz, und mache ihn von
„ferne schon kennbar, und winke dir, Geliebter, in
„trüben Nächten auf den richtigen Pfad. Der neidi-
„sche Lauscher aber zittere erschrocken zurücke, und halte
„es für sengendes Feuer, aus den Flammenströmen
„des Phlegeton.“ Da leuchtete der Baum. Seine
„Sprößlinge verbreiteten sich in der weiten Welt. Ha-
„ben sie einmal das Alter ihres väterlichen Stammes
„erreichet, und setzt sich Fäulniß in ihre Körper, so
„leuchten sie, wie er, mit schönem Licht im Walde.“

Im folgenden reichen Gemälde erhebt sich die Muse unsers Dichters mit dem glücklichsten Erfolge Seite 41.

„Gnädig bist du, Donnerer in den Wolken, auch
„wenn du in Wettern vorüberziehst, und vor deiner
„Allmacht Stimme die erschrockenen Geschöpfe zittern.“

„In reizenden Thälern, wo ewiger Sommer die
„Gewächse mit Blüten und Früchten schmückt, da er-
„zogest du deine Lieblinge, die Pflanzer des Menschen-
„geschlechts. Von Sonnenstrahlen gewärmet, keines
„Feuers bedürftig, wußten sie lange nichts vom Heerd
„und Flamme. Sie kannten nur deine Blitze und den
„fürch-

„fürchterlich speyenden Vulkan. Allmählig aber mehrte „sich ihre Zahl, und überfüllte die reizenden Thäler. „Da zerstreuten sie sich, von Nahrungsmangel gezwun„gen, weit in dem Lande umher. Nachtfrost befiel „nun mit herber Kälte ihre schauernden Glieder, und „lehrte sie unter Decken und Kleidern sich vor seinem „Grimme zu schützen. Dennoch errangen sie nicht „mehr die vorige Stufe des Glücks. Aber —

„Gnädig bist du, Donnerer in den Wolken, auch „wenn du in Wettern vorüberziehst, und vor deiner „Allmacht Stimme die erschrockenen Geschöpfe zittern."

„Ein fruchtbares Wäldchen stand in weiter Ebene. „Unter einem seiner Bäume wohnte Ada, das schönste „Mädchen der Gegend. Basael der blühendste Jüng„ling, seufzete um sie. Ein Hochgewitter rief itzt mit „feyerlicher Donnerstimme über die Ebene Schrecken „aus. O Ada, sagte Basael, hörst du den Erhaben„sten, hörst du ihn, wie er majestätisch in Stürmen „heranrauscht? Seine Blitze mögen mich tödten und „meine Hütte zernichten (angemeßener dem Gange der Empfindung: Seine Blitze mögen meine Hütte zernichten und mich tödten u. s. w.) „so ich jemals den „heiligen Schwur, dich ewig zu lieben, dich nie zu „verlassen, brechen sollte. Da folgte ihm Ada liebend „in seine Felsenhöhle. Kinderchen, schön wie die Mor„genröthe, spielten bald um ihre Wohnung. Aber „Basael vergaß seiner Schwüre, und überließ das zärt„lichste Weib einsam verzehrendem Kummer. Ihrer „Umarmungen satt, schwelgte er leichtsinnig im Schooße „jüngerer Mädchen lange Nächte durch. Ada irrte „trostlos und verlassen in der Gegend umher, um Früch„te zu sammlen, und träufelte manche Thräne auf das „mühsame Gewebe herab, das ihre Kleinen und sie vor „dem Nachtfroste decken sollte. Einst ging sie, von „ihrem ältesten Kinde begleitet, um Speise in das

„Wäldchen, wo itzt Basael mit seinen Buhlerinnen „wohnt. Gott donnerte wieder. „Der du auf Flügeln „des Blitzes einherfährst, betete sie, vergiß du, Mäch„tigster, vergiß die Schwüre des Ungetreuen, und füh„re mir ihn reuevoll in meine wartenden Arme zurück.“ „Da trat sie aus dem Wäldchen.

„Gnädig bist du, Donnerer in den Wolken, auch wenn „du in Wettern vorüberziehest, und vor deiner Allmacht „Stimme die erschrockenen Geschöpfe zittern.“

„Deine Blitze fuhren herab, und zersplitterten „zürnend verdorrte Bäume des Walds. Flammen pras„selten draus empor, und fraßen den Wald und die „Hütte des Treulosen. Gebückt, von Schrecken be„täubet, floh er ins Freye hinaus, wo itzt Ada über „die fürchterliche Verwüstung staunte. „O Ada, „sprach er, und warf sich auf seine Knie vor ihr, „Rache Gottes verfolget mich; Gnade vor dir und „Gnade vor deinem allmächtigen Rächer. O bitte, „du reine Seele, bitte, daß er meiner verschone! Ewig, „ewig will ich dich nicht mehr verlassen.“ Da schwie„gen die lauten Donner. Denn — Gnädig bist du „Donnerer in den Wolken, auch wenn du in Wettern „vorüberziehst, und vor deiner Allmacht Stimme die er„schrockenen Geschöpfe zittern.“

„Ada schlang weinend die liebenden Arme um ihn: „Das Kind hing sich schmachtend an seinen Hals. „Tausendmal willkommen mir, lieber Ungetreuer! will„kommen, lieber Vater, so klang es von ihren Lippen. „Preis dem, der dich uns wieder gab, und Dank für „seine Wunder alle. „O Ada, Geliebte, noch bebe „ich; noch fühle ichs, wie schrecklich das Zürnen des „Himmels ist! Welche Verheerung im Walde! welche „plötzliche Zernichtung! Sieh da! er ist weg: unter „erstickendem Dampfe und Krachen verschwand er: auch „seine Hütte ist weg: ein unbekanntes fürchterliches

„Wesen

„Wesen verschlang sie. Ich hab es verdient um dich,
„Geliebte, verdient um dich, der ich beym verheerenden
„Blitze Treue schwur und brach! O Dank dir, grause
„Flamme, daß du mich Schwurvergeßnen noch schön-
„test!

„Gnädig bist du, Donnerer in den Wolken, auch
„wenn du in Wettern vorüberziehest, und vor deiner
„Allmacht Stimme die erschrockenen Geschöpfe zittern."

„Kalte schneidende Winde braußten. Rauch ent-
„fuhr der weiten Brandstätte, und Hitze wallte, wie
„kochende Dünste drüber her! „Komm, Geliebter,
„sprach Ada, und faßte Muth, komm, laß uns näher
„treten und die Wunder Gottes betrachten: ein Fun-
„ke seines himmlischen Feuers schien mir auf die Bäume
„herabzustürzen." O bleib zurücke, du Theure, bleib zu-
„rücke, und suche nicht die schrecklichen Werke des Hocher-
„habenen auszuspähen. „Sieh doch, Geliebter: er zürnt
„ja nicht mehr: sieh, sein verheerender Blitz erstarb,
„sein Grimm ist besänftigt: komm, laß uns näher tre-
„ten." Endlich nach langen Schwanken zwischen
„Furcht und Wißbegier wagten sie es, an die rauchende
„Stätte hinanzuschleichen, so wie man zur Höhle eines
„Basilisken hinanschleichen würde. Aber mit Erstau-
„nen fühlten sie nun zum erstenmahle die wohlthätige
„Wärme der Glut, gegen die der frostige Hauch der
„Winde nichts vermochte. „Wie glücklich wären wir
„sprachen sie, wenn uns in kalten Nächten solche lieb-
„liche Wärme erquickte. Wie wollten wir dir danken,
„Unendlicher!"

„Gnädig bist du, Donnerer in den Wolken, auch
„wenn du in Wettern vorüberziehest, und vor deiner
„Allmacht Stimme die erschrockenen Geschöpfe zittern."

„Kleine Reiser lagen noch unverzehrt am Rande
„der Glut. Der Wind hauchte drein, und knisternd
„loderte Feuer aus ihnen empor. Neues Schrecken

„ergriff sie drob. Sie flohen. Dem Kinde entfielen
„seine gesammleten Früchte alle, und hüpften zum
„Theil in die Glut. Gebraten lagen sie da, als sie
„nach langem ängstlichen Zaudern wieder näher zu
„kommen getrauten. Andre Stäubchen lebten nun
„da und dort aus der Glut zur Flamme auf. Zu-
„sehends minderte sich ihre Furcht, und verlor sich
„in sanfte Bewunderung. Endlich erkühnten sie sich,
„umliegende dürre Reiser selbst auf die Kohlen zu wer-
„fen. Das neue feyerliche Schauspiel, das Blinken
„und Prasseln ergötzte sie ungemein. Sie lerneten
„bald, daß die Flamme durch Reiser genährt werde.
„Izt las das Kind seine Früchte wieder zusammen.
„Ahndungsfrey und sorglos griff es in die Glut, die
„heissen Aepfel herauszuholen. „Wehe, wehe!" schrie
„es da laut, und schlang die schmerzende Hand hin
„und her. „Was fehlt dir, Kind?" da fanden sie,
„daß es gebrannt war. „O berühren ihr Blitze, be-
„rühren dürfen wir euren Abkömmling nicht, wir er-
„kennen es, sagten sie ehrfurchtsvoll, und bemüheten
„sich mit langen Stäben, die gebratnen Früchte aus
„der Glut zu wälzen. Vorsichtig streckten sie nun
„die Hand aus, und fühlten sogleich die sengende
„Hitze daran. Aber nach einer Weile, da war sie zur
„lieblichen Wärme herabgeschwunden. Sie kosteten
„die Früchte. Herrlich, herrlich riefen sie nun, vorher
„waren sie herbe und unreif, nun sind sie süße und
„schmackhaft. O Dank dir. Geber des Guten, Unend-
„licher! Dank dir für dein neues Geschenke! Es wär-
„met uns sanft in frostigen Nächten, und wenn kalte
„Winde toben, und versüßet unsere herben Früchte,
„und ersetzet die fehlende Zeitigung. Hier wollen wir
„Reiser zusammentragen, und eine Hütte bauen,
„dein heiliges Feuer zu nähren, du Geber des Guten,
„der du auch strafend wohlthuest! Dank dir, unend-
„lichen Dank dir für dein neues Geschenke"

„Gnä-

„Gnädig bist du, Donnerer in den Wolken, auch „wenn du in Wettern vorüberziehst, und vor deiner „Allmacht Stimme die erschrockenen Geschöpfe zittern.“

Angehängt ist ein grösseres Gedicht in drey Gesängen: die erste Fischerinn. Eigentlich sollte es heissen, die erste Fischerinn und der erste Schiffer, denn würklich beschreibt der Dichter beyde Erfindungen. Auch diesem Gedichte fehlt es zwar nicht an einzelnen schönen Stellen und glücklichen Ideen, aber das Ganze ist doch zu sehr ängstliche Nachahmung des Geßnerschen ersten Schiffers, als daß es sonderlich gefallen könnte.

Werfen wir nun unsern Blick zurück auf das Ganze, und wägen und zählen Fehler gegen Schönheiten ab, so finden wir, daß die leztern von den erstern zwar an Menge übertroffen, aber doch nicht verdunkelt werden. Die Schönheiten unsers Dichters beweisen offenbar für seine Talente, die nichts weniger als gemein seyn können: die Fehler aber sind größtentheils üppige Auswüchse und zeugen von einem Vorrathe und Ueberflusse an Bildern, Gedanken und Kenntnissen, der, mit der Zeit, wenn reiferes Studium ihm seinen wahren und weisen Gebrauch angewiesen haben wird, selbst zu einer Quelle ächter Schönheiten werden muß. Herr Bronner verdient alle Aufmunterung. Nur wünschen wir, daß sein guter Genius ihn vor unverständigen Lobrednern und tückischen Schmeichlern bewahren, hingegen ihm strenge kritische Freunde schenken möge, die gegen seine Fehler ganz unerbittlich seyn müßten.

Das

Das erste, worauf ihn diese kritischen Freunde aufmerksam machen würden, wäre ohne Zweifel der Einwurf, den man dem größten Theil seiner Fischeridyllen machen kann, daß ihnen nehmlich dieser Name nur mit halbem Rechte zukomme. Denn wirklich — obgleich der Dichter alle Personen, die in seinen Gedichten vorkommen, für Fischer ausgiebt — so sind doch nicht selten die Handlungen von der Art, daß man nur sehr wenige, außerwesentliche Züge und Bestimmungen verändern darf, und die Fischeridylle wird zur gewöhnlichen Ekloge oder Hirtengedicht. Das ist z. B. bey dem von uns angeführten Idyll Lamon und Elise der Fall. Um wahre Fischeridyllen zu seyn, müßten die Vorfälle und Handlungen, die Gedanken und Empfindungen von der Art und Beschaffenheit seyn, daß sie nur unter Fischern vorkommen und wirklich werden, und nur von Fischern gedacht und empfunden werden könnten.

Ein anderer guter Rath, den ihm diese kritischen Freunde geben würden, wäre ohnstreitig der, nicht in Prosa, sondern in Versen, in gereimten oder wenigstens in Zeilen von bestimmtem Sylbenmaaße zu dichten. So vortrefflich Geßners Prosa auch ist, so vermißt man doch nicht selten den zauberischen Wohlklang eines bestimmten Rythmus, dieser so wesentlichen Eigenschaft der poetischen Einkleidung. Für Herrn Bronner würde es zu gleicher Zeit noch die gute Folge haben, daß er sich genöthigt sähe, manches Bild und unzählige kleinliche Details auszumerzen, mit denen seine Gedichte nur zu sehr überladen

laden sind. Denn sonst fehlt ihm nichts, als mehr Gedrängtheit, Kürze, mehr Zweckmäßigkeit in der Auswahl seiner Bilder, und eine eben so ausgebreitete Kenntniß des menschlichen Herzens, der Empfindungen und ihres wahren Ausdrucks, als er schon von der Natur und ihren Werken besitzt, um unter der kleinen Anzahl guter deutscher Idyllendichter einen ehrenvollen Rang zu verdienen.

IV.

Rovine della Città di Pesto, detto ancora Posidonia in Roma 1784. oder wie es nach dem zweyten innern Titel heißt: *Della Citta di Pesto dissertazioni di Paulantonio Paoli* della Congreg. della madre di Dio e Presidente dell' Accademia nobile ecclesiastica di Roma. in gr. Fol. mit vielen Kupfern und Vignetten.

Endlich erscheint dieß prächtige Werk, welches bereits vor vielen Jahren von dem Grafen Gazola angefangen wurde, und zwar mit gespaltenen Columnen zugleich Italienisch und Lateinisch, daher es denn auch doppelte Italienische und Lateinische Titel hat. Ein unnützer in Italien nicht ungewöhnlicher Aufwand, welcher das Buch den Liebhabern unnöthig kostbar macht. Es ist dem Könige von Spanien mit einem schönen Kupfer von des Giov. Batt. Tiepolo Erfindung zugeeignet. Die merkwürdigen Tempel zu *Pesto* sind bereits durch andre Kupfer-

stiche

stiche *) und durch ein besondres Werk The Ruins of Paestum London 1768. in groß Fol. mit 24 schönen Kupfern bekannt. Dieses letztere Werk hat viele Unrichtigkeiten, denen man in diesem neuen Werke zuvorzukommen gesucht hat.

Sonderbar genung ist es, daß sich niemand eher als etwa vor 40 Jahren um diese würklich wichtigen Reste des Alterthums bekümmert hat. 1745 gedachte Antonini, der Bruder des Verfassers von dem bekannten Italienischen und Französischen Lexicon, ihrer in seiner Beschreibung von Lucanien zuerst: zehn Jahre darauf kam ein Neapolitanischer Maler dahin, und verfertigte einige Zeichnungen davon. Als der König Nachricht davon bekam, gab er Befehl genauere Risse davon zu verfertigen, und von dieser Zeit an, haben neugierige Liebhaber der Alterthümer, insonderheit Engländer angefangen nach Pesto, welches ohngefähr acht deutsche Meilen von Neapel am Meerbusen von Salerno liegt, zu reisen. 1758 hatte Recensent selbst das Vergnügen diese Ruinen mit Winkelmann zu besuchen, bey welcher Gelegenheit dasjenige zu Papier gebracht ward, was davon in seinen Anmerkungen über die Baukunst der Alten zu finden ist.

Der Graf Gazola, Oberbefehlshaber der königl.

*) 1764 erschienen 7 Blätter von Soufflot gezeichnet; im folgenden 6 Vedute zu Napoli, und 1767 auch 4 Blätter mit etwas Text zu London. Alle drey Werke sind angezeigt, im 6. Bande unsrer N. Biblioth. S. 299. Der Nachrichten, welche Mazocchi und Magnon davon gegeben, nicht zu gedenken.

nigl. Artillerie zu Neapel unternahm es, die genauesten Ausmessungen von den Tempeln, und andern Ueberresten anzustellen, und aus der Vergleichung mit dem gedachten englischen Werke zeigt sich mancher Unterschied, der zugleich ein Beweis ist, wie viel genauer der Graf zu Werke gegangen ist. Recensent sahe 1758 schon viele von diesen Rissen und Ausmessungen, allein eine gewisse Eifersucht, daß nichts von Alterthümern ohne Erlaubniß des Königs gedruckt werden sollte, welche so weit ging, daß man Wachen bey den Ruinen des vorgeblichen Tempels, des Serapis zu Pozzuolo,*) um das Abzeichnen zu verhindern, hinstellte; diese Eifersucht sage ich war schuld, daß nicht bereits damals das Werk zum Vorscheine kam. Als der König bald darauf den Neapolitanischen Thron mit dem Spanischen verwechselte, mußte der Graf Gazola ihm nicht lange hernach folgen. Die Zeichnungen von Pesto geriethen nun ganz in Vergessenheit: zumal da der Graf nach Erscheinung des englischen Werks das seinige völlig unnöthig hielt. Allein die genauere Untersuchung und Bemerkung einer Menge von Uebereilungen und unrichtigen Angaben, munterten den Grafen von neuem auf, mit Ernst an die Herausgabe seiner mit so vieler Mühe und Sorgfalt aufgenommenen Risse zu denken, die keines weges für überflüßig anzusehen waren. Seine Geschäfte in Spanien erlaubten ihm aber nicht diese Arbeit selbst zu übernehmen. Er trug sie deswegen sei-

*) Unser Verf. hält diesen Tempel für ein Forum mit der Basilica.

seinem Freunde Paoli, von dem wir auch Antichita di Pozzuoli, Baja e Cuma haben, auf, der alles nachsehen, und die Abmessungen noch einmal auf der Stelle wiederholen mußte. Wärend der Zeit starb der Graf 1780. Paoli, der alle zu dem Werke benöthigten Risse und Papiere in Händen hatte, unterzog sich nunmehr, zumal da der König in Spanien die Herausgabe ausdrücklich verlangte, derselbigen, vermittelst eines in Rom angenommenen Verlegers des bekannten Pagliarini.

Die Abhandlungen, oder Dissertazioni rühren von der Feder des Paoli her. Sie sind nach Art der Italiener weitläuftig, und sehen zwar, wegen der häufig untergelegten Citaten, sehr gelehrt aus, aber es fehlt gar sehr an guter Kritik in dem, was die Geschichte betrift, sowohl alt an Sprachkentniß. Sich in weitläuftige antiquarische Untersuchungen darüber einzulassen, ist hier der Ort nicht. Die Vignetten dienen alle zur Erläuterung des Textes, und sind nebst den eigentlichen großen Platten mit fortlauffenden Zahlen numerirt, welches den Buchbinder leicht irre machen kann, als wenn Platten fehlten. Die erste Abhandlung enthält eine umständliche Beschreibung der Lage und Gegend von Pesto, und die 2te von Ursprunge, Wachsthum und Zerstörung der Stadt. Die Charte (Tab. VI) der Gegend um Pesto ist sehr deutlich. Man sieht daraus, daß die Stadt kein völliges Viereck gewesen ist, wie Winkelmann in den Anmerkungen über die Baukunst der Alten behauptet. Die 9te Tabelle stellt auf 1½ Bogen die Gegend der Stadt mit ihren Tempeln perspectivisch

tivisch vor, und ist meisterhaft gestochen. Auf der 10ten sieht man den Grundriß der verfallenen Stadt mit ihren Mauern, deren Ueberbleibseln man zum Theil nachspüren kann, die aber, gedankt sey es der treflichen Verbindung ohne Mörtel, auch zum Theil noch sehr wohl erhalten sind. An manchen Orten ist sie 18 Fuß dicke. Die Steine sind cubischer Form, und von ungemeiner Größe, von außen mit sechs Flächen wie Diamanten gehauen. Hin und wieder sind Thürme in der Mauer angebracht, und zwar bey den Stadtthoren die größten. Es waren deren vier, die Stadt aber nur von geringem Umfange. Die 11. und 12te Tafel (ein paar im Text gedruckte Vignetten) stellen eines dieser Stadtthore dar.

Der Verfasser kommt nunmehr auf die Ueberbleibsel selbst und beschreibt in der dritten Abhandlung den größten von den drey zu Pesto erhaltenen Tempeln, der am wenigsten gelitten hat. Er hat hinten und vorne Säulenhallen von 6 Säulen, und an beyden Seiten eine Reihe von 14 Säulen. Wir enthalten uns der architektonischen Anmerkungen über die Bauart überhaupt, und über das was die dorische Ordnung hier wegen des hohen Alterthums besonders hat, nemlich den gänzlichen Mangel einer Base oder eines Säulenfußes, weil diese Bemerkungen schon aus gedachten Anmerkungen Winkelmanns bekannt genug sind. Im Vorbeygehen erinnern wir nur, daß der Verfasser behauptet, dieser Mangel sey unrichtig für die älteste dorische Bauart ausgegeben worden. Die 13. bis 23te Platte stellen diesen Tempel nach seinen verschiedenen Ansichten

von innen und außen dar, und gehen insonderheit bey der Ausmessung der Säulen, die gereift sind, und ihrer Theile, in ein sehr genaues Detail, wodurch es dem Architekten, der den Geschmack der ältern und verbesserten griechischen Architektur studiren und vergleichen will, sehr schätzbar wird. Insonderheit ist die 23te Tabelle interessant, weil sie eine Vergleichung zwischen diesem pestonischen Tempel, und einem Etruskischen nach des Vitruvs Vorschrift anstellt. So wohl bey diesem, als den beyden übrigen Tempeln, fehlt der obere Theil des Gebälkes, oder der Karnieß, daher alles so kurz und dick aussieht.

Bisher haben Winkelmann und andre Kenner der Baukunst und Alterthümer diesen Tempel, und die übrigen, für Ueberbleibsel der ältesten dorischen Bauart, nicht ohne die größte Wahrscheinlichkeit, gehalten; unser Verfasser findet aber hier nichts als Etruskische Architektur, weil er auch, wiewohl sehr unerwiesen, annimmt, daß die Einwohner, welche die Griechen hier bey ihrer Ankunft fanden, Etrusker waren. Er hält die Ausoner, welche hier wohnten, für Ein Volk mit den Etruskern, da sich doch nirgends etwas zuverläßiges findet, daß diese sich bis hieher erstreckt haben. Genug die Gebäude haben ein hohes Alterthum, und sich so gut erhalten, weil Pesto beym Einfall der Sarazenen freywillig verlassen und nicht zerstört ward: ob sie aber von den Etruskern oder Ausonern sind, läßt sich nicht entscheiden. Nur möchte der Verfasser, wie manche andre Alterthumsforscher, nicht alles für Etruskisch ausgeben, was mit mehrerer Wahrscheinlichkeit den Auso-

nern,

nern und andern kleinen Völkern zugeschrieben werden kein. Richtig ist es, daß die Erfindung der Dorischen, Jonischen, und Korinthischen Ordnung, den Griechen ohne Grund beygelegt wird, und daß diese Namen später aufgekommen sind. Sie baueten bald mit, bald ohne Ordnungen. Dieß geschah aber bereits vor den Griechen, und also auch vor den Etruskern: und dieß kann auch von den Ausonern geschehen seyn. Den vornehmsten Beweis für seine Meynung nimmt der Verfasser aus dem 7. Kap. des 4. Buchs von Vitruv her, wo von dem, was die etruskische Ordnung eigenthümliches hat, gehandelt wird, und stellt eine Vergleichung mit der Bauart zu Pesto an. Vornämlich bleibt er bey der Niedrigkeit der Gebäude stehen, welche allerdings zu ihrer Größe ein schlechtes Verhältniß hat.

Die vierte Abhandlung hat den kleinern Tempel zum Gegenstande, welcher die 26. bis 30te Tafel begreift. Er hat ebenfalls hinten und vorne eine Halle, die mit sechs Säulen geziert ist. An beyden ablangen Seiten zählt man 13 Säulen. Die artige Vignette (Taf. 24) bildet einen von der Diana bestraften und getödteten Jäger ab. Dieser kleinere Tempel ist vornehmlich in den Londner Ruins of Paestum fehlerhaft abgebildet. Die 25te Platte zeigt insonderheit die Etruskischen Säulen mit runden Säulenfüssen (zoccoli), welche allerdings etwas besonders sind. Die 32. Taf. Seite 148 stellt ein grosses Bassin oder Wasserbehältniß von Granit vor, welches ungefähr 16 Neapolitanische Palmen im Durchschnitte hält, und vormals in der Stadt Pästum an dem niedrigsten Orte

stand. Das Wasser ward durch unterirrdische Kanäle dahin geleitet, und diente zum öffentlichen Gebrauche.

Die fünfte Abhandlung handelt dell' Atrio Etrusco. Es soll eine Etruskische Erfindung seyn: man hat aber auch in Rom Atria. Das Gebäude hat das Ansehn eines Tempels; Winkelmann hält es für eine Basilica, ein Gymnasium oder eine Palästra. Die vordere und hintere Halle haben jede 9 Säulen, und jede Seite 18 Säulen. Mitten durch scheint auch, der Länge nach, eine Reihe von Säulen gegangen zu seyn, wovon noch drey vorhanden sind. Bey diesem Gebäude hält sich der Verfasser am längsten auf, und es wird auch durch die mehresten Kupfer erläutert, nämlich von der 33. bis zur 41ten Tafel, darunter etliche die malerischen Ansichten desselben aus verschiedenen Gesichtspunkten sehr reizend abbilden.

In der sechsten und letzten Abhandlung beschreibt der Verf. das Amphitheater, und handelt die Pestanischen Münzen ab. Die 44te Tab. zeigt den Grundriß des Amphitheaters, und die 45te zwar eine schön gestochene Landschaft mit Tempeln und Ruinen, aber wer es nicht weiß, wird hier schwerlich ein Amphitheater suchen und finden. Es haben sich noch zum Theil 10 Absätze oder Sitze erhalten, und darunter die Gewölber, darinn die wilden Thiere aufbewahrt wurden: die Länge beträgt ungefähr 165 Neapolitanische Palmen, und die Breite 120. Der Verfasser hält es für älter als andre Amphitheater, weil er glaubt, daß es sich durch eine einfachere Eintheilung von den neuern unterscheide. Die 46te Tab. bildet einen

gro-

großen Sarcophag mit einem Basrelief ab, das, wie der Verfasser sonderbar genug glaubt, den Zug Alexanders des Großen in Indien zum Gegenstande haben soll; vermuthlich aber ein bloßes Bacchanal abbildet. Eines dergleichen, auf der 47. Tab. stellt eine Art von Bacchusfeste mit kleinen Knaben, welche Weintrauben austreten, vor. Es ist aber sehr schadhaft. Die wenigen Reste von einem Theater, und drey Grabmalen ausser der Stadt, übergeht der Verf. und sie sind auch in der That zu unwichtig, als daß sie eine weitere Untersuchung und Abbildung verdienten.

Der Vorrath von Münzen ist sehr beträchtlich. Er nimmt 13 Tabellen von der 47ten bis zur 63ten ein. Auf jedem Blatte sind 27. Stücke mit beyden Seiten in einerley Größe dargestellt; die wahre Größe zeigt aber ein unter jeder Münze befindlicher Strich an. Daß Pesto ein wichtiger Münzort gewesen seyn müsse, bezeugen über 400 Münzen dieser Stadt von verschiednen Stempeln, die man hin und wieder in Kabinettern, diejenigen von verschiedner Größe aber einerley Vorstellung ungerechnet, antrift. Viele derselben sind an Ort und Stelle zumal in neuern Zeiten, da die Ruinen Aufsehen gemacht haben, ausgegraben worden. Der meiste Theil der hier gestochenen, ist aus dem vortreflichen Kabinette von Neapolitanischen und Sicilianischen Münzen entlehnt, welches der verstorbne Herzog von Noja Caraffa besaß, und worüber er viele Jahre lang mit unverdroßnem Fleiße sammlete. Diese ganze Sammlung, die einzige in ihrer Art, ist gegenwärtig dem königlichen Münzkabinette

binette einverleibet. Der Verfasser hat aber nur die vornehmsten in Kupfer stechen lassen. Sie sind in zwey Classen abgetheilt, in die Pestonischen, und Posidoniatischen. Die Pestonischen sind in der Behandlung und Arbeit sehr verschieden. Einige sind sehr alt, andre aus mittlern, und andre aus noch neuern Zeiten. Die Posidoniatischen sind zwar beynahe mit gleicher Kunst geprägt, doch sind viele darunter, die ein noch höheres Alter, und einen Etruskischen Geschmack verrathen. Ueber die Erklärung dieser vielen Münzen geht der Verfasser kurz hin, und entschuldigt sich damit, daß bereits so viel in dem Münzfache geschrieben worden. Ein Münzkenner würde jedoch ohne Zweifel noch manche gelehrte und nicht überflüßige Anmerkung anzubringen Gelegenheit gefunden haben. Der Stich könnte bey vielen sauberer seyn: und bey genauerer Vergleichung mit den Originalen dürfte sich auch wohl manche Zeichnung finden, die nicht mit dem gehörigen Fleiße gemacht worden.

Die Münzen sind nicht nach der Zeitrechnung, sondern nach der Aehnlichkeit der darauf abgebildeten Vorstellungen geordnet. Die 48te Tabelle enthält die ältesten Münzen von Pesto mit Etruskischen Buchstaben. In der 49ten Tabelle sind diejenigen Münzen zusammen geordnet, die sich auf die Geschicklichkeit dieses Volks in der Schiffart beziehen. Die 50te Tabelle stellt ohngefähr denselben Gegenstand, mit den Kennzeichen einer glücklichen Schiffart, so wie die 51te allerley Sinnbilder des Meeres mit Palmen und Kronen als Zeichen des Sieges vor. Die

Münzen

Münzen der 52. und 53ten Tabelle beweisen, daß die Pestoner Liebhaber der Jagd waren, und daß die Diana sehr bey ihnen verehrt wurde. Die 54. und 55te zeigt Symbole vom Ueberflusse und Reichthum, wodurch die Stadt ansehnlich ward. Die 56te enthält Münzen, welche die Fruchtbarkeit des Bodens von Pesto und Frieden und Eintracht ihrer Bewohner andeuten. Gleichwohl liegt dieses herrliche gesegnete Land jetzt ohne Cultur da, und ist wenig bewohnt. Auf der 57sten sieht man Opfer, Pferderennen x.

Mit der 58. und 59ten Tabelle fangen die Münzen der Posidoniater an, worauf man einen Fechter mit dem Stier sieht. Die 60te ist ungefähr gleichen Inhalts; nur daß der Stier hier meistens fallend abgebildet ist. Auf der 61te sieht man Münzen mit alten Inschriften. Die 63te und letzte Tabelle zeigt noch einige Münzen und den Grundriß des Forum mit der Basilica.

Dieses kostbare Werk ist in der Gleditschischen Buchhandlung zu Leipzig zu haben.

V.

Ideen zu einer Mimik, von J. J. Engel; erster, zweyter Theil; mit erläuternden Kupfertafeln. Berlin, 1785 und 86. Auf Kosten des Verfassers und in Commißion bey August Mylius. Ficta voluptatis causa sint proxima veris. Horat.

Die Recensenten sind dafür bekannt, daß sie lieber tadeln als loben. Mit was für Grün-

 den

den das Publikum diesen Vorwurf, in Rücksicht auf diese oder jene kritische Parthey, zu rechtfertigen oder zu bemänteln vermag, wollen wir hier nicht wissen; aber wenn man wegen einiger freymüthigen Beurtheilungen, die zeither in dieser Bibliothek erschienen sind, den Verfassern etwas Aehnliches vorwerfen wollte: so würde man sich einer großen Uebereilung schuldig machen. Denn man zeige uns nur erst irgend einen Bezirk des weitläuftigen Gebiets der deutschen Litteratur, der so magere, unreife, herbe, oder auch so ekelsüße, halbreife, und überzeitigte Früchte, so viel Unkraut ausländischen Saamens, so viel innländische Dornen und Disteln hervorbrächte, als das Feld der schönen Künste und Wissenschaften? Und -- was erlauben sich hier nicht oft auch die bessern Schriftsteller? wie oft mißbrauchen sie ihr erworbenes Ansehen und die Geduld eines nur allzu nachsichtigen Publikums? eines Publikums, das, durch eine einzige reife Traube angelockt, nach der Hand, sich immer ganze Körbe voll Heerlinge ungestraft vorsetzen läßt; das seine verblendeten Augen, in demüthiger Dankbarkeit, nur auf den großen Namen seines vermeynten Wohlthäters richtet, sich an seinen Geschenken die Zähne stumpf, Zunge und Gaumen wund kaut, und — lächelt.

Aber was kann nun wohl die verlegene Kritik, unter solchen Umständen, für eine Sprache führen, wenn sie sich selbst einem gerechten Tadel nicht Preis geben will? wodurch muß sie ihre Würde, ihren Einfluß zu behaupten suchen? durch Freymüthigkeit oder Schmeicheley? —

Man

Man erwartet hiervon die Anwendung auf gegenwärtige Schrift; und in der That, sie macht sich von selbst. Herr Prof. Engel, der um das Fach der schönen Litteratur so entschiedene Verdienste hat, gehört unstreitig zu der kleinen Anzahl derer, die, bey jedem neuen Versuche selbige zu vermehren, der bereits erworbenen sich gar nicht zu erinnern scheinen. Jedermann weiß, wie sehr er sich durch seine gelehrten Arbeiten zu einer allgemeinen Hochachtung berechtiget hat; nur er scheint nichts davon zu wissen. Er sieht auf seiner ruhmvollen Laufbahn nur immer vor sich, der Beyfall der Zuschauer kann ihn nur sorgfältiger machen, und die Kritik — wenn sie nur unpartheyisch ist, mag seinetwegen immer hin so strenge seyn als sie will, er hat dabey nur zu gewinnen. Auch ist es ihm nicht etwa blos darum zu thun, die Menge angenehm zu unterhalten, den etwanigen Bedürfnissen seines Zeitalters, wahren oder eingebildeten Bedürfnissen, ohne Unterschied abzuhelfen. Nichts weniger! Er zeiget vielmehr bey der Wahl seiner Materie jederzeit eben so viel Einsicht, als bey der Ausführung derselben Genie, Geschmack und Sorgfalt. Seine Versuche sind daher nie überflüßig, denn sie kommen nie zu spät. Aber vielleicht zu früh? wenigstens der gegenwärtige — Welcher Mann von Geist und wahrer Gelehrsamkeit denkt über diesen Punkt nicht zuweilen ein wenig schwärmerisch? Es scheint ihm so leicht sich bis zu einer gewissen Höhe empor zu schwingen, so leicht, daß er darüber oft vergißt, daß seiner Welt noch erst die Federn wachsen sollen. Er sieht einen Au-

genblick auf sich, und faßt Hoffnung, die Hoffnung wird zum Wunsche, der Wunsch zum Versuche; und der gewöhnliche Erfolg eines solchen Versuchs? — Das Werk erscheint, man staunt es an, blättert darinne, lobt den Verfasser, und läßt es bey dem Alten.

Doch wer weiß? vielleicht ist, in dem gegenwärtigen Falle, diese kaltsinnige Höflichkeit vielmehr eine Folge reiflicher Ueberlegungen und triftiger Gründe?

Als Lessing vor etwa dreyßig Jahren bewies: daß die Schauspielkunst eine freye Kunst sey: so hat ihm, unsers Wissens, kein Schauspieler jemals widersprochen. Sie nahmen den Beweis vielmehr so an, als ob er geführt worden wäre, ihnen einen vorlängst schuldigen Titel wieder zu versichern. Zwar gab es einige, und giebt auch noch bis diese Stunde einige, die ihn nur für das was er ist, für einen geliehenen Titel nehmen, den man vor allen Dingen erst verdienen müsse, ehe man es wagen dürfe, sich selbigen zuzueignen. Allein der große Haufe dachte und denkt, wie der große Haufe immer denkt: — „Das kostbare Pergament steht uns für alles!“ — Sie waren daher auf nichts bedacht, als ihre Titel auf eine so bequeme Weise auch fernerhin zu vermehren; und so konnte es denn nicht fehlen, sie mußten gar bald auf die große Erfindung gerathen: — daß eine freye Kunst auch wohl eine angeborne Kunst seyn könne. „Wir sind Schauspieler, hieß es nunmehr, weil uns der Himmel dazu gemacht hat.“ — Und freylich, wer den Beruf so manches Schauspielers

näher

näher kennet, der kann oft nicht umhin, sich über die sonderbaren Schicksale der Menschen zu verwundern. — „Die körperliche Beredsamkeit, hieß es weiter, ist nichts als ein glücklicher Instinkt, den man mit auf die Welt bringt; das dunkle Gefühl ist unser großer Lehrmeister; und kömmt nun noch ein wenig mechanische Uebung, und das allmächtige Beyspiel hinzu: so sind wir was wir seyn können. Wozu also die unnützen Grillen, die man uns unter dem scheinbaren Titel einer Mimik so gern für nutzbare Regeln einschwatzen möchte? Wir können sie zu nichts gebrauchen. Denn gesetzt auch, daß diese angebliche Mimik möglich wäre, woran wir noch gar sehr zweifeln; so ist sie doch ganz gewiß überflüßig.“ —

Und so hätte man, dieser hastigen Entscheidung zu Folge, nur immer alles, was uns die Geschichte von der Mimik der Griechen und Römer erzählt, entweder für höchst abentheuerliche Uebertreibungen oder für ausschließende Wundergaben halten können: wenn es nicht von Zeit zu Zeit einige kritische Köpfe gegeben hätte, die lieber die Sache zuförderst näher untersuchen, und dann erst entscheiden wollten. Sie gingen also demungeachtet aus, dieses unsichtbar gewordene Land, wo möglich, wieder zu entdecken. Allein sie geriethen zum Theil auf Abwege, zum Theil begnügten sie sich, es blos von einer ungewissen Ferne erblickt zu haben, und einer von ihnen, der es ohne Zweifel näher erkundiget hatte, wurde, wir wissen nicht durch welchen unglücklichen Umstand verhindert, seine eingezogenen Nachrichten wirklich

mit-

mitzutheilen. Indessen waren doch diesem großen Kunstrichter gelegentlich einige Winke entfallen, die für einen Mann von Genie hinreichend waren, bey einem neuen Versuche, des rechten Weges nicht leicht zu verfehlen.

Auf diese Weise nun hat Hr. Prof. Engel, indem er seinen Lauf nach der Gegend richtete, wohin Lessings Winke deuteten, das unbekannte Land, oder wenn man lieber will, das verschwunden geglaubte Land, wiederum glücklich aufgefunden. Die interessante Beschreibung, die er davon im gegenwärtigen Werke hat geben wollen, läßt uns daran nicht länger zweifeln.

Gleichwohl hat es, wie gesagt, noch immer das Ansehen, als ob diejenigen, die von dieser Entdeckung den größten Vortheil ziehen könnten, zu deren Besten sie eigentlich gemacht ist, gerade am saumseligsten wären, ihrer Aufmerksamkeit sie zu würdigen. Zwar Hrn. Prof. Engel wird dieser Erfolg vielleicht am wenigsten befremden; denn er hat ihn vorausgesehen. „Die meisten Schauspieler, sagt er „dießfalls im fünften Briefe, lassen sich die Unwissenheit, die Geschmacklosigkeit ihres Publikums so„wohl behagen; sie suchen weit lieber durch Kaba„len, durch Ansichreissen interessanter Rollen, die „statt ihrer spielen, durch neidische Entfernung An„derer Beyfall zu erschleichen, als ihn durch wirkli„che Vollkommenheit ihres Spiels zu verdienen. „Wer sie öffentlich unterrichten will, fürcht' ich, „der erwirbt sich eher ihren Unwillen, als ihren Dank: „denn indem er sie erleuchtet, macht er ihnen zu„gleich

„gleich das Publikum klüger, und der wohlfeile „Preis, um den sie bisher ihren Beyfall einzukau„fen pflegten, wird ihnen gesteigert.“ —

Wie viele Schauspieler ihr Bild in dieser Schilderung wohl erkennen und darüber erröthen mögen? Doch — was das Erröthen betrift, da hat es ohne Zweifel gute Wege. Die Schminke sitzt ihnen ein wenig zu dick; nur Schade! daß sie nicht mehr täuschen will. Es ist daher auch eben so unwahrscheinlich nicht, was man sagt: daß dieser und jener den groben Ton eines allwissenden Virtuosen ein wenig sanfter zu halten, und sich sogar bis zu jenen alten Gründen, von Unnützlichkeit und Unmöglichkeit einer Schauspielkunst, herabzulassen genöthiget finde.

Herr Prof. Engel ist also nicht ohne Ursache bedacht gewesen, den Werth seiner Bemühungen gegen die Einwürfe dieser sophistischen Faulheit im voraus sicher zu stellen, und vor allen Dingen die Nützlichkeit und Möglichkeit einer Mimik in Rücksicht auf das Theater zu beweisen. Zur Erreichung dieser Absicht hätte er denn auch schwerlich einen bequemern Eingang nehmen können, als durch das günstige Vorurtheil der Autorität eines Lessings. Denn noch immer wird der Name Lessing, von den theatralischen Stümpern aller Art mit einer so familiären Miene citirt, als etwa der Name eines Professors von seinen fleißigen Schülern, die alles, was ihnen dieser vorsagte, begriffen oder nicht begriffen, mit emsiger Feder nachgeschrieben, und zu künftiger Beherzigung indessen in ihrem Pulte verwahret haben.

Lessing

Lessing nämlich äußerte in seiner theatralischen Bibliothek, da, wo er seinen Auszug aus dem Schauspieler des Remond von St. Albine giebt, die Meynung: daß man den Grundsatz dieses Schriftstellers, „— als wären die äußerlichen Modificationen des „Körpers als natürliche Folgen von der innern Beschaffenheit der Seele anzusehen, die sich von selbst „ohne Mühe ergäben,“ — vielmehr umkehren müsse. „Ich glaube, fährt er an dem angeführten Orte fort, „wenn der Schauspieler alle äußerlichen Kennzeichen „und Merkmale, alle Abänderungen des Körpers, von „welchen man aus der Erfahrung gelernt hat, daß sie „etwas Gewisses ausdrucken, nachzumachen weiß; „so wird sich seine Seele durch den Eindruck, der „durch die Sinne auf sie geschieht, von selbst in den „Stand setzen, der seinen Bewegungen, Stellun„gen und Tönen gemäß ist. Diese nun, setzt er „hinzu, auf eine gewisse mechanische Art zu erlernen; „auf eine Art aber, die sich auf unwandelbare Re„geln gründet, an deren Daseyn man durchgängig „zweifelt, ist die einzige und wahre Art, die Schau„spielkunst zu studiren.“ Hierauf verspricht er dem Publikum ehestens ein kleines Werk über die körperliche Beredsamkeit vorzulegen, von welchem er jetzt weiter nichts sagen will, als daß er sich alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben eben so sicher als leicht zu machen. —

Ueber diese merkwürdige Stelle ließen sich mancherley Anmerkungen machen; allein wir bleiben für jetzt mit Hrn. Engel blos bey der sehr einleuchtenden Folgerung stehen, die er für seine Absicht daraus

aus zu ziehen für gut findet. — „Lessing will Unterricht über die körperliche Beredsamkeit ertheilen, dieser Unterricht soll sich auf unwandelbare Regeln gründen, er hat den Entwurf dazu schon völlig im Kopfe, er verspricht die Ausführung nächstens folgen zu lassen.“ Lessing muß also eine Mimik für beydes, für möglich sowohl als nützlich gehalten haben, ob er gleich die Ausführung schuldig geblieben ist.“ — Wer Lessings schriftstellerischen Character nicht ganz verkennen will, wird Hrn. Engel ohne Bedenken beystimmen. Dieß wäre demnach fürs erste das günstige Vorurtheil der Autorität. Es folgt nunmehr der Beweis der beyden angegebenen Punkte.

Zwar was den ersten Punkt, die Nützlichkeit der Mimik betrift, so sollte man den Beweis davon fast für überflüßig halten. Ueber die Nützlichkeit der Regeln in Rücksicht auf die übrigen schönen Künste und Wissenschaften, ist man doch so ziemlich einverstanden; und gerade die Mimik sollte eine Ausnahme machen? Selbst die Dichter, diese privilegirten Kinder der Natur, haben sich endlich überzeugen lassen, daß der Geschmack dem Schwunge des Genies erst die rechte Richtung geben müsse, daß der gute Geschmack sich nur durch eigne und fremde Beobtungen, durch Kritik und Regeln bilden könne; und nur die Schauspieler sollten den guten Geschmack entweder entbehren, oder doch nur aus sich selbst und durch sich selbst bilden können, wenn sie ihn nicht etwa gar mit auf die Welt bringen? Die Foderungen klingen seltsam genug, um den gemeinen Menschen-

schmack verstand zu empören. Indessen ist es doch gut, der Trägheit gewisser Leute wo möglich alle, so gar bis auf die kahlen Ausflüchte abzuschneiden. Aus dem Grunde hätten wir denn grosse Lust, auch unserer Seits, zu diesem Behufe einen Versuch zu machen, der vielleicht in doppelter Rücksicht scheitern kann. Aber es sey drum; wir nehmen Hr. Engeln zum Wegweiser, und erwarten, mit dem sorglosen Phlegma eines unbefangenen Recensenten, wohin uns eine kleine Abschweifung führen dürfte.

Um die Nützlichkeit einer Mimik zu beweisen, macht nun Hr. Engel damit den Anfang, daß er den Schauspielern erst ihren alten Wahn zu benehmen sucht, als ob die blosse Empfindung für die wahre theatralische Vorstellung hinreichend wäre, als ob sie alles gethan hätten, wenn sie sich, nach dem Rathe des Cahusac, mit ihrem Stoffe nur bis zum Enthusiasmus erfüllten. Die Sache hat keine grosse Schwierigkeit. Denn wenn es gar nicht geläugnet werden kann, daß die schönen Künste nicht blos auf die Nachahmung der Natur überhaupt arbeiten, sondern vielmehr insbesondere auf die Nachahmung der schönen Natur: so wird auch die Kunst der theatralischen Darstellung Schönheit mit Wahrheit vereinigen müssen. Nun könnte man zwar hier einwenden, daß schon der Dichter für dieses Bedürfniß hinlänglich gesorgt habe, daß seine Personagen schon nicht mehr blosse Menschen, sondern theatralische, veredelte Menschen, kurz Personagen wären; allein wie oft vernachläßigen die Dichter nicht ihre Pflicht; wie oft tritt nicht der Fall ein, daß der Schauspieler

mit

mit für den Dichter denken, ihn durch sein Spiel berichtigen, aus den Wolken, worein er sich verliert, herabziehen, und seiner ausschweifenden Phantasie das Entsetzliche, Ekelhafte, Gräßliche benehmen muß? Doch gesetzt, der Dichter hätte auch überall seine Schuldigkeit beobachtet; was wird es helfen, wenn der unwissende Schauspieler, durch den ausgreifenden Schwung eines zügellosen Enthusiasmus, einer unbewachten Empfindung, seine Personen wieder in bloße natürliche Menschen verwandelt? Ein Erfolg der unausbleiblich ist, so lange die Darstellungskunst des Schauspielers nur die Folge seiner Begeisterung ist, so lange nicht er selbst die theatralische Nachahmung, von der gemeinen Nachahmung, zu unterscheiden versteht, nicht selbst für jeden Fall die feine Gränzlinie zu ziehen im Stande ist, wo Wahrheit und Schönheit in einander fließen. Er wird sich immer nur einbilden, er spiele die Rolle eines Andern, wenn er seine eigne spielt; seine sich selbst überlassene Empfindung wird ihm, ohne sein Wissen, statt der Person des Dichters, immer nur seine eigne unterschieben, und er wird seine eignen Schwachheiten, Mängel und Tugenden, seinen Ton, seine Geberden so gar um desto gewisser mit dem Charakter, den er vorstellen soll, vermischen, je größer sein Enthusiasmus, je heftiger seine Empfindung ist. Aber wo wird sodann die theatralische Anständigkeit und Wahrheit bleiben?

Es ist also klar, daß Besonnenheit und Gegenwart des Geistes dem Schauspieler, der seiner Rolle getreu bleiben will, durchaus nothwendig sind. Muß

 man

man aber erst so viel einräumen: so dächten wir, verstünde sich das Uebrige von selbst. Denn diese Besonnenheit, diese Gegenwart des Geistes war dem Schauspieler ja nur darum so nothwendig, damit er mit Einsicht spielen damit er von seiner Einsicht Gebrauch machen könne; und eigne oder fremde Einsicht ist in diesem Falle doch wohl völlig gleichgültig.

Sonach wäre denn die Nützlichkeit der Regeln zum Behuf der theatralischen Darstellung, mit einem Worte, die Nützlichkeit der Mimik erwiesen.

Jedoch noch ein Einwurf scheint übrig zu seyn; der Einwurf nämlich, daß alles, was nach Regeln gemacht wird, nothwendig steif und ängstlich ausfallen müsse. Herr Engel beantwortet diesen Einwurf dadurch, daß er ihn für einen mißverstandenen Einwurf erkläret; daß er selbigen unter der Bedingung zugiebt: so lange sich der Lehrling die Regel noch mit Bewußtseyn denke, noch keine Sicherheit in seinem Verfahren habe, und daher immer zu fehlen fürchte. Er giebt ferner zu, daß die Fertigkeit nach einer deutlichen Regeln-Erkentniß sicher später, als nach dunkeln Empfindungsideen erwachse. „Aber erwachsen, fährt er fort, wird sie denn nun am „Ende doch: die sonst deutlich gedachte Regel wird „selbst zur Empfindungsidee werden, die bey jedem „vorkommenden Fall mit größter Leichtigkeit und „Schnelligkeit sich darbeut: die Seele wird durch „die Aufmerksamkeit, die sie auf die Regel zu wenden „hat, von ihrer Kraft nichts mehr verlieren, denn es „wird dieser Aufmerksamkeit nicht mehr bedürfen; die „Ausübung wird eben so lebhaft, fließend, geschmeidig,

„dig, als bey dem bloßen Lehrling der Natur, aber „mit weit mehr Sicherheit, Wirkung, Geschick sich „in Schwierigkeit durchzuhelfen, erfolgen.“ — Zur Erläuterung und Bestätigung dieses Satzes bezieht er sich endlich auf die musikalische Fertigkeit, wo der Unterschied zwischen einem bloßen Naturalisten, und einem Spieler, der nach Bachischer Methode erst Noten lesen, und die Finger zu setzen gelernt hat, am Ende so auffallend wird, als der Unterschied zwischen einem Stümper und Meister nur immer seyn kann.

Wer kann nun wohl gegen die Nützlichkeit auch der mimischen Regeln noch etwas einzuwenden haben? Und doch — ließe sich vielleicht noch so etwas ergrübeln, was einem Einwurfe ähnlich sähe. Denn, könnte man sagen, der Spieler, der alle Schwierigkeiten auf einem Instrumente heraus bringt, wird jederzeit wenigstens Verwunderung erregen, wenn ihm auch der musikalische Geist, die beseelende Empfindung fehlen sollte; den Titel eines Virtuosen wird er zwar nicht verdienen, aber doch das Lob eines fertigen Spielers; sein wohlklingendes Instrument wird für ihn das Uebrige thun; er wird gefallen, wenn er auch nicht entzücken und bezaubern kann. Hingegen bey der Schauspielkunst ist das Instrument und der Spieler, so zu sagen, Eins; bey dem Schauspieler hat die äußere, mechanische Fertigkeit nur in so fern einen Werth, als sie mit der innern Empfindung zusammenfließt, als sie unmittelbare Folge des Gefühls zu seyn scheint; und dieses kann doch wohl durch keine Regeln ersetzt werden? Freylich wohl nicht. Aber was wird nun daraus folgen? Etwa,

daß die Mimik unnütz wäre? Gewiß nicht. Sondern daß die Empfindung, die dem Schauspieler oft so schädlich werden kann, ihm demungeachtet unentbehrlich bleibt, und daß ohne diese, aller Unterricht, die feinsten und bestimmtesten Regeln, ihn nur zu einer Puppe machen werden, an deren steifen Bewegungen, man den verborgenen Drath, der sie lenkt, deutlich genug erkennt. Es folgt ferner daraus, daß Regeln, ohne Beyspiele, ohne sichtbare Beyspiele insbesondere, unzulänglich sind; und daß eine Akademie der Schauspielkunst unter der Direction eines Roscius, zur Vervollkommung derselben, ohne Zweifel mehr ausrichten kann, als bloßer schriftlicher Unterricht. Aber ist darum, wir wiederholen es nochmals, eine Mimik unnütz? — Ja leider! ist sie unnütz, und wird auch ewig unnütz bleiben, nämlich für alle diejenigen, die nur darum wider die Regeln so sehr schreyen, weil die Regeln nicht Genie, Fleiß und Uebung ersetzen, sondern immer unentbehrlicher machen. Die alte Bemerkung, daß das Genie sich gern kritisiren lasse, findet an dieserley theatralischen Taglöhnern eine neue Bestätigung; sie sträuben sich gegen allen guten Rath, weil sie ihn nicht zu befolgen wissen, die Kritik ist ihnen verhaßt, weil sie dadurch nur an ihre Schwachheit erinnert werden, und nichts auf der Welt würde ihnen willkommener seyn, als eine Anleitung, wie man ohne Geschmack, Uebung und Nachdenken ein Virtuose werden könne.

Aber was hilft es, daß eine Mimik für den fleißigen Schauspieler so nützlich seyn könnte, wenn sie nicht möglich ist! — Nicht möglich? Und warum denn nicht?

„We-

„Wegen der unendlichen Mannichfaltigkeit der „Materie,“ läßt Hr. Engel seinen Freund einwenden, „was so gränzenlos ist, läßt sich in keine Re„geln fassen, in keine Theorie einzwängen.“ —

Hr. Engel erklärt sich diesen Einwurf auf eine dreyfache Art, und richtet darnach seine Antwort ein. Erstlich; der Stof der Mimik ist unendlich mannichfaltig, in so ferne sie sich mit dem Ausdrucke unserer Empfindungen beschäftiget; von welchen aber Hr. Engel mit Recht behauptet, daß, die einfachen wenigstens gar wohl zu überzählen sind, und daß der bestimmte Ausdruck für diese, selbigen auch mit für die zusammengesetzten bestimme. „Und,“ setzt er hinzu, „was wäre es denn nun auch weiter, wenn „man wirklich mit der Kunst nie zu Ende käme? „Besser doch immer, man wisse Vieles, als Nichts; „und auch schon darum besser, weil man durch das, „was man weiß, desto geschickter wird, das, was „man noch nicht weiß, hinzu zu lernen.“ —

Wollte man aber zweytens, den Einwurf auf die unendliche Mannichfaltigkeit der Objerte unsers Denkens, Begehrens, Verabscheuens richten: so wäre das, meynt Hr. Engel, allenfalls ein Einwurf gegen jene alte Kunst der Pantomime, die ohne Wörter wollte verstanden seyn; aber kein Einwurf gegen die Möglichkeit einer Mimik, die nicht sowohl soll malen, als ausdrucken, weniger selbst sprechen, als die Sprache begleiten, unterstützen. —

Endlich drittens, kann man mit dem Einwurfe auch soviel sagen wollen: daß eine und dieselbe Veränderung der Seele von verschiedenen Menschen un-

endlich verschieden ausgedruckt werde, ohne daß darum der eine Ausdruck besser, als der andere sey. Vielmehr komme es auf National- und persönlichen Charakter, auf Stand, Alter, Geschlecht, auf hundert andere Umstände an, welcher jedesmal der mehr bedeutende, mehr angemessene sey. — Und so erklärt hält Hr. Engel den Einwurf in der That für wichtig genug, um ihn sorgfältig zu untersuchen und zu beantworten; besonders auch darum: weil er ihn auf die Methode zu führen scheine, wie die Mimik am besten könne erfunden werden, und weil er so die Gränzen bestimmen helfe, innerhalb welcher die Theorie sich einzig müßte halten wollen. Die Untersuchung, die H. Engel nun desfalls anstellt, bringt ihn zu der Behauptung: daß ungeachtet der Unterschiede, welche die Vorurtheile und das Eigenthümliche der Nation, das Clima, die Stände, das Geschlecht und Alter in den Ausdruck der Gesinnungen brächten, doch auch überall etwas Gemeinsames anzutreffen sey, welches man als das natürliche, wesentliche Zeichen der Gesinnungen anzusehen habe; wie z. B. beym Ausdrucke der Achtung und Ehrerbietung, die Erniedrigung, die Verkürzung des Körpers; und im Gegentheile beym Ausdrucke des Stolzes, das Aufrichten des Haupts, das Emporstrecken der ganzen Länge des Körpers. Hierauf nun, auf dieses Wesentliche und Natürliche, welches nach Absonderung aller Verschiedenheiten unter den Menschen übrig bleibe, müsse sich denn, nach Hr. Engels Meynung, die Mimik einschränken, und alles zu Specielle, zu Eigenthümliche fahren lassen;

und

und das nicht blos darum, weil sonst die Materie zu unbegrenzt seyn, und sich weder Anfang noch Ende der Arbeit würde absehen lassen, sondern vorzüglich darum, weil aus der Zusammenstellung dieses Natürlichen, und Wesentlichen, eine ganz andere Art von Kenntnissen, als aus der Sammlung der übrigen Beobachtungen erwachsen müsse. Die leztere nämlich würde im Ganzen, immer nur historische Kenntniß bleiben; die erstere hingegen, müsse sich zur philosophischen erheben lassen; es müßten allgemeine Grundsätze können abstrahirt werden; es müßte eine Art von wissenschaftlicher Form für sie können erfunden werden. Wollte man aber das Wesentliche mit dem Zufälligen, das Allgemeine mit dem Besondern, das Natürliche mit dem Willkührlichen durch einander werfen: so würde dadurch jener Endzweck, falls er erreicht werden könne, vereitelt oder erschweret werden. —

(Die Fortsetzung folgt.)

VI.

Philosophische Gespräche über das Vergnügen, von August Wilhelm Rehberg, Hochfürstl. Osnabrückischen Regierungssekretair, 130. S. in 8. Nürnberg im Verlage der Felßeckerischen Buchhandlung, 1785.

Schon im Jahre 1780 gab Herr Rehberg ein Gespräch heraus, betitelt: Cato, in welchem sich ein Stoiker aus der alten Zeit, und ein der Beschauung abstrakter Wahrheiten ergebener Schwärmer über die Bestimmung des Menschen unter-

halten. In diesem Gespräche unterhält sich ein Epikuräer unserer Zeiten mit einem aufgeklärten thätigen Freunde der Tugend, über die Quellen der menschlichen Glückseligkeit, und da der Epikuräer alles auf das sinnliche Vergnügen zurückbringt, so scheint der Herr Verfasser dieses Werkchen auch so überschrieben zu haben. Recensent erwartete, so wie er von dem scharfsinnigen Verfasser erwarten durfte, eine genaue Untersuchung des psychologischen Problems über diesen Gegenstand; allein Herr R. hat mehr die moralische Seite darin zu seinem Zwecke gemacht. Kleanth, der Anhänger und Vertheidiger des verfeinerten Epikuräismus, trägt sein System mit aller der Stärke, der Gründe so wohl, als der Beredsamkeit, vor, dessen es fähig zu seyn scheint, und jener Arist sucht es zu entkräften. In der Sprache des Verfassers herrscht Bestimmtheit, Leichtigkeit und Anmuth, und sein Dialog ist sehr geschmeidig, kurz, es ist eine Schreibart die der Herrn Mendelssohn seiner sehr nahe kommt. Die Ideen, die Kleanth vorträgt, mit den Gegengründen des Arist, der weniger ausführlich spricht, als jener, sind ungefähr folgende: „Wer die meisten lebhaftesten angenehmen Empfindungen — dieß ist das System des raffinirten Epikuräismus — in seine Existenz zusammendrängen kann, der ist der glücklichste. Dieß zu erreichen, müssen wir der Natur folgen; die sinnlichen Empfindungen sind der Grund aller unserer Ideen, so wie bey den Thieren, mit denen wir das Wesentliche der Organisation gemein haben, allein vermöge des Vorzugs in Ansehung

der

der Feinheit derselben, haben wir mehr zusammengesetzte als jene. (Dieß giebt Arist zu, in so weit wir äußere Gegenstände durch die Sinnen wahrnehmen.) „Sinnliche Empfindungen sind die Grundlage unsers Wesens, folglich beruht auf ihnen die wahre Glückseligkeit. (Arist setzt sie in der beständigen Empfindung des intellektuellen und moralischen Schönen.) „Mit Recht muß sich aber der, der Glückseligkeit sucht, die Mäßigkeit empfohlen seyn lassen, in Absicht der Empfindungen des Gaumes, um sein künftiges Vergnügen dießfalls nicht zu stören. Mit dem Weine ist es schon eine andere Sache. Einer einzigen Leidenschaft darf sich der Mensch nie sehr überlassen, sondern er muß seine Kräfte schonen, und sie sorgfältig zum Genuß aller habhäft zu werdenden feinern Vergnügungen vertheilen. — Der Ehrgeiz ist unersättlich, und erzeugt mancherley Uebel, Haß, Neid u. s. w. er ist also gefährlich. Die Ehre selbst ist nur in so weit ein Gut, als sie uns die Bereitwilligkeit Anderer anzeigt, unser Vergnügen zu befördern. Der Geiz ist Thorheit, weil er vom Genusse entfernt; die hohe gepriesene, sentimentalische Seelenliebe ist's nicht minder — sie gewährt kein Vergnügen, selbst wenn sie gegenseitig ist, sie führt von der Natur ab, da sie der Natur nicht angemessen ist. (Arist giebt dieß in Ansehung der romanhaften Liebe zu, in Absicht derjenigen aber, welche Vollkommenheit der Seele zum Gegenstande hat, nicht.) Sinnlicher Genuß ist der ganze Zweck der Liebe, aber der Kenner muß das auf alle Art verfeinern, was beym rohen Menschen nur dringendes

Naturbedürfniß ist. Es ist also nicht vernünftig, sich ganz mit einer Person zu verbinden; dieß erregt Ueberdruß und Langeweile, gründet sich auf bürgerliche Convenienzen und Gesetze, nicht auf die Natur. Außerdem verdirbt der beständige Umgang mit einem weiblichen Geschöpfe den Kopf. Grobe Ausschweifungen zerstören Körper und Geist — verfeinerte Wollust kann auch nicht erkauft werden, das gewährt kein Vergnügen — man muß bessere weibliche Schönheiten zu überreden, zu besiegen wissen, und ist der Roman zu Ende, den strengsten Wohlstand beobachten. (Arist zeigt hierauf sehr gut, welche Uebel und Verwirrungen dadurch in der menschlichen Gesellschaft entstehen müssen.) Sinnliche Liebe ist selbst die erste Ursache aller Bande der menschlichen Gesellschaft, denn die süße Erinnerung der genossenen Liebe flößt der Mutter Neigung zum Kinde ein. Die ganze Natur spornt zur sinnlichen Liebe, und man muß genießen, so lange es Zeit ist, rasch die Gelegenheiten benutzen, ohne ihnen jedoch ängstlich nachzujagen. Ist die Zeit vorbey, dann muß man sich durch den Geschmack an den schönen Künsten schadlos halten. — Alles, was der Mensch thut, thut er aus Eigennutz oder seines Vergnügens wegen, selbst das, was man Tugend nennt. Die Bemühungen der Menschen durchkreuzen sich hier sehr, alle aber arbeiten aus Eigennutz, selbst die größten Patrioten, und um den Pöbel im Zaume zu erhalten, haben sie Pflicht und Recht erdacht. Um ruhig zu leben, muß freylich in der bürgerlichen Gesellschaft ein jeder von seinem natürlichen Rechte

etwas

etwas aufopfern, aber er thut es aus Eigennutz. — Rechte und Gesetze sind willkührlich, denn sie sind in allen Ländern verschieden, gründen sich also nicht auf die menschliche Natur, zufolge welcher das Recht des Stärkern das Hauptgesetz ist. (Arist antwortet, daß die verschiedenen bürgerlichen Gesetze sich doch alle auf die natürlichen Empfindungen gründen, daß der geringere Nutzen Einzelner dem Vortheile mehrerer nachstehen müsse, und woher, fragt dieser weiter, ist die Beurtheilung fremder Handlungen zweener uns gleich fremder Menschen?) Sympathie und Erinnerung an vergangene Freuden, lehrt uns über fremde Handlungen urtheilen. (Arist erwiedert, daß Sympathie noch kein moralischer Sinn sey, und daß das Wohlgefallen an moralischer Güte aus den angebornen Ideen der Seele entspringe, Ordnung und richtige Verhältnisse wahrzunehmen) Alles Vergnügen des Geistes gründet sich auf Vergnügen der Sinne.— Es ist Thorheit zum Besten des Publikums weitaussehende Plane zu machen, denn der Erfolg steht in der Gewalt des Zufalls, und man arbeitet so gar oft umsonst. (Arist antwortet sehr richtig darauf, wie man nie ganz umsonst arbeite, und wie viel man selbst durch ein gutes Beyspiel der Welt nutzen könne.) Das Gespräch bricht plötzlich ab, schließt sich aber nicht wie manche fromme Comödie, wo ein Thor oder ein Lasterhafter in ein paar Akten bekehrt wird; denn Kleanth bleibt bey seinem Systeme. „Nicht leicht, sagt Herr R. zum Schlusse, ist ein determinirter Wollüstling auf einen andern Weg gebracht worden, man ist noch

sehr

sehr weit entfernt, die Neigungen des Menschen gebessert zu haben, wenn man ihn so weit getrieben, daß er nichts zu antworten weiß." — Man wird aus diesem kurzen Auszuge gesehen haben, daß der Verfasser zwar keine neuen, aber doch interessante Ideen gegeben hat. Bey einigen Stellen hätte Rec. gewünscht, daß er die Materie etwas tiefer ergründet hätte. Dahin gehört z. B. S. 100 f f. Dasjenige was er von dem Bestreben der Seele sagt, Uebereinstimmung und Verhältnisse, unabhängig von den Sinnen, wahrzunehmen, dieß, sagt er, wären Plato's und Leibnitzens angeborne Begriffe. Es ist bekannt, daß sehr viele Anhänger Lockens, diese Meynung heftig bestreiten. Der Verfasser läßt sich auf diese nicht ein, indessen führt er zur Unterstützung einer Meynung, die musikalische Harmonie an, bey welcher einige Tonfolgen die Seele vergnügen, andere nicht. Er geht kurz darüber hinweg, ohne eine Ursache anzugeben. Vielleicht ist es diese. Nach den Berechnungen der Physiker z. B. Eulers, erregt jeder musikalische Laut eine gewisse Anzahl von Luftschwingungen, und, berechnet man die Schwingungen beym Zusammenklingen mehrerer Töne, so findet man, daß bey der Harmonie die Schwingungen, der Zahl nach, gleiche Verhältnisse unter sich haben, bey der Disharmonie, ungleiche. Nun vergnügt die Harmonie jedes Ohr, oder vielmehr jede Seele, wenn sie auch niemals von der Entstehung des Tones oder den Schwingungen der Luft etwas gehört hat; daraus scheint mir wenigstens zu folgen, daß es der Seele angeboren ist, Verhältnisse,

un-

unabhängig von den Sinnen, wahrzunehmen, worin auch das reinste Vergnügen des Geistes besteht. Plato zeigt das Nämliche in seinem Menon, wo Sokrates einem Sklaven Fragen über die Geometrie vorlegt, und darthut, daß die Grundbegriffe der Mathematik schon in der Seele des Sklaven liegen. Die Anwendung, welche der Verfasser von den angebornen Ideen von Ordnung und Verhältniß auf die moralische Billigung macht, ist vielleicht kürzer gerathen, als es der Gegenstand zu erfodern schien. S. 101. 102. Was die Uneigennützigkeit bey manchen großen, gemeinnützigen Handlungen anlangt, die Arist in Schutz nimmt und Kleanth bestreitet, so glaubt Recensent, die ganze Sache, worüber von je her von den Moralisten so viel gestritten worden, beruhe auf einem Mißverstande in dem Worte Eigennutz. Schränkt man den Eigennutz auf äußere Vortheile, Lob, Ruhm, Bewunderung, Dienstfertigkeit von andern, u. s. w. ein, so ist es unerweislich, daß alle gute Handlungen aus Eigennutze geschehen sollten. Die Erfahrung kann das widerlegen: denn es sind oft große und gemeinnützige Handlungen ausgeübt worden, wobey der, der sie ausübte, eher Schaden als den geringsten Vortheil erwarten konnte. Rechnet man aber zum Eigennutze das angenehme Gefühl, welches der Seele durch das Bewustseyn, ihrer Ueberzeugung von Recht und Ordnung gemäß gehandelt zu haben, zu Theil wird; so geschieht freylich jede gute Handlung aus Eigennutz. Denn wenn alle Antriebe, irgend einen äußern Vortheil zu erlangen, bey einer auszu-

übenden

übenden Handlung fehlen, was soll die Seele da anders antreiben, als das Wohlgefallen an den erkannten Ideen vom moralischen Guten? — Eine Unrichtigkeit in Ansehung der Sprache muß ich noch anmerken, denn es betrift eine Idee von Wichtigkeit. S. 103. sagt Arist (oder vielmehr der Verf.) „die innere Zufriedenheit der Seele, oder das Gefühl von innerer Vollkommenheit verdiene allein Glück genennt zu werden, und es sey ein Fehler unserer Sprache, die für dieses und die Geschenke des Zufalls nur Ein Wort, nämlich das Wort Glück habe. Der Herr Verfasser beklagt sich wohl mit Unrecht über die Sprache, denn die Geschenke des Zufalls heißen eigentlich Glück, jene innere Zufriedenheit der Seele Glückseligkeit, nicht Glück.

VII.

Ueber Malerey und Bildhauerarbeit in Rom für Liebhaber des Schönen in der Kunst, von Friedr. Wilh. Basilius von Ramdohr, Königl. Großbr. u. Churfürstl. Braunschw. Füneb. Beysitzer des Hofgerichts in Hannover. 1. Theil. Leipzig 1787. 340 Seiten.

Unter den vielen Reisen nach Italien, bey der Menge von Schriften über die Kunstwerke, insonderheit in Rom, ist dieses Buch doch nicht überflüßig. Es zeigt so viel Geschmack, so viel Kenntniß, so viel reife Beurtheilung, und einen durch genaue Untersuchung der Werke großer Meister so geübten

übten Geist, daß Recensent kein Bedenken trägt, es für das beste Buch über Rom zu erklären, das bis jetzt vorhanden ist, und wünscht, daß Reisende, die sich genauer als der gewöhnliche Schwarm um kunstmäßige Einsichten bekümmern, es in Rom, als dem Hauptorte solche zu erwerben, es nicht aus den Händen legen mögen. Das Buch hat den Vortheil, daß es erst im Jahr 1784 geschrieben ist, und also die neuesten Veränderungen anzeigen kann. Inzwischen werden Volkmanns kritische Nachrichten von Italien doch noch wohl fürs erste das nothwendige Handbuch bleiben, weil es das ganze Land umfaßt. Man kann aus diesem ersten Bande auch nicht beurtheilen, in wie weit sich der Verf. über Kirchen und andere öffentlichen Gebäude einlassen wird: da er aber nur die für die Kunst merkwürdigen Oerter abhandelt, so darf man hier keine ordentliche Beschreibung der Stadt, geschweige andre Nachrichten, wie bey Volkmann, erwarten. Für die Kunst aber enthält es viele neue und richtige Bemerkungen, die jene Nachrichten wegen der neuesten Veränderungen vollkommner macht, und auch manche Irthümer verbessert.

In Ansehung des Zwecks des Verfassers bey diesem Werke wollen wir ihn selbst reden lassen. Er ist: „den Liebhaber über die wahre Absicht der „Künste zu verständigen; ihn das Wesentliche zu „seinem Vergnügen von dem Zufälligen ausscheiden „zu lehren; die Forderungen, welche er an Marmor „und Fläche, an Pinsel und Meissel, und zwar an „jedem insbesondere zu machen berechtigt ist, gehörig

„zu

„zu beschränken; für die Vorzüge eines großen
„Künstlers Verehrung, gegen dessen Fehler Billig-
„keit einzuflößen; Lob und Tadel, nach bestimmtern
„Begriffen über die verschiedenen Erfordernisse der
„Vollkommenheit, genauer abzuwägen; für Wahr-
„heit und Schönheit Sinn zu erwecken; gegen den
„Zauber des blendenden Witzes Herz und Augen zu
„verhärten; kurz zu zeigen, wie und auf was man
„bey einem Kunstwerke sehen soll, um wahren dauer-
„haften Genuß davon erwarten zu können."

Diesen Plan hat der Verf., so viel wir urtheilen können wenigstens, glücklich ausgeführt. Seine Bemerkungen sind sehr brauchbar, sie verrathen durchgehends den über jedes Kunstwerk denkenden Anschauer; und sind sie auch nicht alle neu, so haben sie doch das Verdienst, daß sie kurz, deutlich und faßlich, ohne Trockenheit, vorgetragen sind. Wir wünschten auch des Verfass. Erklärung des Worts Liebhaber, und seine Bemerkungen über die für jene passendste Lehrart hierher setzen zu können. Man hat hier also weder eine vollständige Beschreibung noch bloße Namenclatur zu erwarten: sondern der Verf. führt die Werke der Malerey und Bildhauerkunst, die er für die besten hält, an, zeigt das schöne oder was sonst dabey merkwürdig ist; macht Anmerkungen über die Eigenschaften des Gegenstandes selbst, z. E. über die Vorstellungsart eines Bacchus, Merkurs rc. schildert den Charakter eines Malers, wenn zum erstenmale ein vorzüglich merkwürdiges Bild von ihm vorkommt, meistens so treffend, daß man gleich merkt, daß der, welcher ihn entwarf, viel

von

von dem Meister gesehen, und mit genauem Beobachtungsgeist gesehen hat. Wenn der Verf. etwas schön nennt, so versteht er nicht blos das Wohlgefällige der Formen, sondern jede sichtbare Vollkommenheit in den bildenden Künsten darunter. Ein sehr günstiges Vorurtheil für ihn, muß auch schon das erwecken, daß er sich von Jugend auf im Zeichnen und Malen geübt, folglich aus eigner Erfahrung urtheilt, und daß sein Geschmack durch einen Heyne geleitet und gebildet worden. Er besah zuvor die besten Gallerien in Deutschland, Frankreich und Italien, und machte den Beschluß mit Rom, wo er sich sechs Monate täglich mit Betrachtung der Kunstwerke beschäftigte.

Der Liebhaber wird hier zuerst in die Palläste geführt, weil man die Gemälde und Statüen dort mit mehrerer Bequemlichkeit, und in einem bessern Lichte aufgestellt sieht, als in den Kirchen; auch stehen die Antiken vorzüglich in den Pallästen, und durch den Anblick der Kunstwerke der Alten muß der Freund der Künste vorzüglich das richtige Maaß der Schönheit zu erhalten hoffen. Wir finden in diesem 1sten Theile nichts weiter beschrieben, als den größern Farnesischen Pallast, das Vatikan, mit dem *Museo Clementino* und den Raphaelischen Gemälden; das Capitol, den Borghesischen Pallast, und die Villa *Borghese*. Dieß sind freylich die Sammelplätze der vornehmsten Antiken, und auch der merkwürdigsten Gemälde, sie erfoderten eine um desto sorgfältigere Beschreibung, und mußten weitläuftig ausfallen, weil hier die größ-

 ten

ten Maler und ihre Charaktere zum erstenmale vorkommen, und auch die allgemeinen Bemerkungen über die Vorstellungsart gewisser Gegenstände eingerückt sind, welche in der Folge wegfallen; sonst möchte man glauben, das Werk würde noch viele Bände anfüllen, und unbequem werden, um es mit nach Rom zu nehmen, und bey Betrachtung der Sachen selbst aufmerksam zu studiren. Die Schilderung des Styls der vorzüglichsten Künstler, giebt Gelegenheit zu einer praktischen Betrachtung ihrer Werke. Der Liebhaber weiß in der Folge auf welche Vorzüge er in eines Meisters Werken insonderheit zu achten, und welche Fehler er zu übersehen habe. Wer das Glück gehabt hat, die Originale selbst zu sehen, wird das Buch mit innigem Vergnügen lesen, und sich wieder in das Gefühl dieser Schönheiten versetzen: aber auch andre Freunde der schönen Künste, welche diesen Vortheil nicht genossen, werden die Bemerkungen lehrreich finden, sie gerne lesen, und manchen heimlichen Wunsch dabey thun.

Wir wollen unsre Leser nun etwas genauer mit dem Buche selbst bekannt machen. Der Verfasser macht den Anfang mit dem größern Farnesischen Pallaste, damit das Auge des Liebhabers durch die Werke der Caracci, die man nirgends häufiger antrift, an Richtigkeit, und an den großen Styl der Zeichnung, als den Grundlagen der Schönheit, gewöhnt, und gleichsam vorbereitet werde, um diejenigen Werke, wo das Wahre und Nothwendige unter dem Reizenden versteckt ist, besser zu fühlen. Zuerst vom farnesischen Herkules, und dem Cha-

rakter

rakter der Statuen des Herkules überhaupt. So oft in der Folge neue Gottheiten vorkommen, schickt der Verf. allgemeine kurze Betrachtungen voran, und führt dadurch den Liebhaber zur Beurtheilung der folgenden von gleicher Gattung. Die Helden und Götter hatten bey den Alten einen gewissen allgemein anerkannten Charakter, dessen Hauptzüge sich gemeiniglich in jeder Vorstellung wieder finden, nur ward er nach Verschiedenheit des Alters und der Handlung mannichfaltig modificirt. Hr. v. R. bemüht sich zu zeigen, daß der Künstler auf die Bildung des Herkules durch die Betrachtung des Stieres geleitet sey: und sucht dem Einwurfe, als ob diese Vergleichung niedrig scheinen möchte, dadurch zu begegnen, daß dieses Thier in den südlichen Gegenden von Europa eine viel edlere Gestalt habe. Die Beine hält er gegen Mengs, der sie für hart ansahe, gut ergänzt. Lob der Flora, deren neuer Kopf mit dem Kranze ihr diesen Namen gegeben. Die meisten weiblichen bekleideten Figuren sind in Ermangelung der Hände und Attribute schwer zu bestimmen. Der Ergänzer fragt den Antiquar, und dieser heftet ihm eine willkührliche oder ungereimte Behauptung auf. Diesen Irthum sieht man jetzt in Rom ein, und nennt jede bekleidete weibliche Figur, für die man keinen bestimmten Namen anzugeben weiß, lieber eine Muse. Diese Flora heißt daher eine tanzende Muse, wofür sie auch Winkelmann hält: inzwischen ist es um der Deutlichkeit willen besser, den berühmten Antiken, den Namen, unter welchen sie jedermann einmal kennt, zu lassen.

Die Gallerie der Caracci giebt dem Verfasser ein weites Feld zu Anmerkungen. Es wird zuförderst der Unterschied zwischen der malerischen Erfindung (d. h. der Anordnung) und der dichterischen gezeigt, wohin der Ausdruck, Allegorie, Hinstellung der Figuren an dem schicklichsten Orte, u. s. w. gehören. Der Caracci Hauptverdienst war malerische Anordnung, Richtigkeit und großer Styl der Zeichnung. Das Eigenthümliche eines jeden der drey Caracci wird gezeigt, und hernach ein Gemälde der Gallerie nach dem andern durchgegangen. Kurz, aber richtig fällt das Urtheil über solche überhaupt aus: Sie ist eine Sammlung richtig und im großen Styl gezeichneter akademischer Figuren, die nach ungefähren Verhältnissen der Fabel vereinigt, in schönen Gruppen vertheilt, die Fläche vortreflich ausfüllen.

Die ungeheure Gruppe des farnesischen Stiers macht weder eine schöne Gruppe noch eine verständliche Zusammensetzung aus. Sie giebt Gelegenheit zu zeigen, daß sehr gehäufte Figuren jedem Werke der Kunst, vorzüglich aber der Bildhauerey schädlich sind. In diesem Falle geht über der malerischen Gruppirung die Schönheit einzelner Figuren verloren. Die Bildhauerkunst liefert den vollständigsten Begriff schöner Formen, in so weit diese aus Umrissen, d. h. aus Erhöhungen und Vertiefungen bestehen: diese Absicht geht aber durch Darstellung mehrerer Figuren in einer Gruppe großen Theils verloren, oder wird wenigstens sehr gehindert. Aus diesem Grunde ist es vielleicht besser, daß man die berühmte

Gruppe

Gruppe der Niobe, nachdem sie aus Rom nach Florenz geschaft worden, nicht wieder nach der vorigen malerischen Art in der Villa Medicis, sondern die Figuren neben einander hingestellt hat.

Wenn das Auge durch mehrmalige Besuchung des farnesischen Pallasts an Größe des Styls und an Richtigkeit der Zeichnung gewöhnt worden, so ist es Zeit nach dem Vatikan zu gehen, um in dem Liebhaber auch das Gefühl des Schönen zu entwickeln.

Zuerst also von dem hier aufgestellten Museo Clementino, welches in kurzer Zeit eine der wichtigsten Sammlungen kostbarer Reste des Alterthums geworden. Dieser Theil des Buchs ist in gewisser Absicht der vornehmste, weil man noch in keinem vorhergehenden so ausführliche Nachrichten von den hier aufbewahrten Schätzen antrift. In Volkmanns Nachrichten konnte noch nichts davon stehen, weil das Museum später entstanden, und was in der zwoten Ausgabe aus Bernoullis Zusätzen eingerückt worden, ist zu kurz; und auch schon nach der Zeit bis 1784. da unser Verf. reiste, ist manches hinzugekommen. Ein Glück für Rom ist es, daß der vorige und jetzige Pabst so viel aufgekauft haben, das nun gewiß hier bleibt, sonst würde manches Stück aus den römischen Pallästen, des Verbots ungeachtet, von den ersten Familien an Engländer verkauft, und auch neu entdeckte Stücke in ihre Hände gekommen seyn.

Das Museum ist in prächtigen Zimmern aufgestellt, aber zum Theil in sehr falschem Geschmack. Einige stehen an den Wänden umher, wo man man-

che gegen das Licht steht, andre in einer Rotunde, wo sie von allen Seiten beleuchtet werden. Um sie recht zu beurtheilen, muß man sie bey Fackeln, und in Gesellschaft eines aufgeklärten Führers, der die Beleuchtung dirigirt, betrachten. Diese Sammlung nimmt 7 Säle, ohne den schon längst bekannten Hof des Belvedere, ein. Um das Verzeichniß aller hier aufbewahrten Kunstwerke vollständig zu geben, hat der Verf. erst, nach seiner angenommenen Methode, bloß die vorzüglichsten Stücke eines jeden Saals, und, weil sonst noch kein Verzeichniß davon vorhanden, am Ende desselben alle übrigen in einer Note, angezeigt, damit der Liebhaber doch wisse, was er hier suchen kann.

Das erste Zimmer enthält vornämlich Leuchter, unter andern die beyden bekannten ehemals im Pallast Barberini. Bey dieser Gelegenheit sowohl vom ursprünglichen als nachgeahmten Etruscischen Styl, wo der Künstler sich in einen Styl hineindachte, der seinem ausgebildeten Zeitalter nicht eigen war, den er aber beybehalten mußte, wenn er Tempelwerke arbeitete, wo Religion die Hauptabsicht war, wo so zu sagen, der Geschmack der Religion nicht geändert werden konnte, und wo die religiösen Vorstellungen aus den Zeiten, da man von der Schönheit noch keinen Begriff hatte, beybehalten werden mußten. Man versteht deswegen unter Werke im Etruscischen Style solche, daran sich verfeinerte Begriffe von Schönheit und symbolischer Bedeutung zeigen, und die man daher eher den Griechen und ihren Nachfolgern den Römern, bey denen die Cultur aufs höchste stieg, zutrauen darf.

Doch

Doch ist hierbey zu merken, daß sich der Unterschied zwischen den Werken wirklich Etruscischer Künstler und altgriechischer sehr unzuverläßig angeben läßt, und daß beyde sehr oft mit dem Namen Etruscische belegt werden.

Das zweyte Zimmer enthält vier Aegyptische Gottheiten, bey welcher Gelegenheit der Aegyptische Styl erklärt wird. Ein Basrelief giebt Anlaß zu allgemeinen Anmerkungen über diesen Theil der Bildhauerkunst. Die meisten antiken Basreliefs sind abgesägte Sarkophagen, die in spätern Zeiten von mittelmäßigen Künstlern auf den Kauf verfertigt wurden: deswegen sind so wenige, die wegen einer wahren Schönheit in der Ausführung das Auge des Kenners befriedigen. Beym dritten Zimmer vom Charakter des Bacchus.

Bey dem Hof des Belvedere, wo die schönsten Ueberreste der alten Kunst noch immer nach der alten Ordnung, obgleich gar nicht in einem vortheilhaften Lichte, in Nischen stehen, hält sich der Verf. wie leicht zu gedenken, am längsten auf. Es ist über den Apoll, den Laocoon, den Torso schon so viel gesagt, daß wir nur etwas ganz weniges auszeichnen, ob es gleich nicht an feinen Bemerkungen, und an Ausdrücken, die von Begeisterungen über den Anblick dieser Kunstwerke zeugen, fehlt. Beym Apollo verwirft der Verf. den von Winkelmann bemerkten Hohn und Unmuth im Gesicht des Apolls, welches auch ohnehin die Empfindung eines göttlichen hohen Geistes um etwas vermindert. Der Verf. muthmaßt nicht ohne Wahrscheinlichkeit, daß Apollo hier im Cha-

rakter des Phoebus vorgestellt sey, welcher von dem des Beschützers der Künste und Wissenschaften zu unterscheiden ist. Vom Unterschiede der angesetzten antiken Stücke und der wirklich neuen bey wieder hergestellten Kunstwerken, und der Behutsamkeit aus modernen Ansätzen alte Statuen zu bestimmen.

Vom Laocoon ziemlich ausführlich, doch bloß in Absicht auf die Kunst. Das beste über dieses Wunder der Kunst hat Hr. Hofrath Heyne geschrieben: diesen rühmt der Verf. wie billig, bringt jedoch einige bescheidene Erinnerungen sowohl gegen ihn als gegen die Wahl des Sujets als Vorwurf der Bildhauerkunst an.

Den Thieren ist ein besonderer Saal gewidmet: diese Sammlung ist deswegen merkwürdig, weil man sich wohl nicht vorstellen möchte, daß so viele Gattungen derselben von den Alten in Marmor abgebildet auf unsere Zeiten gekommen wären. Hier steht der aus den vorigen Beschreibungen von Rom bekannte vortrefliche Meleager mit dem wilden Schweinskopfe aus dem Pallast Picchini. Eine besondere Vorstellung der Ephesischen Diana. Der Leib besteht aus vielen Weiberbrüsten, und einer Art von Windeln, aus denen zum Theil unerklärbare Thiere hervorragen. Wer sollte glauben, hier auch die unbeträchtlichsten Thiere zu finden. Z. E. Mäuse, ein Kaninchen, eine Kröte von Rosso antico u. s. w. Ein Esel von grauem, ein Krokodill von schwarzem Marmor.

Im Zimmer der Musen sieht man solche alle beysammen. Einige hat man zugleich mit dem Apol-

Apollo Musagetes in Hadrians Villa zu Tivoli entdeckt: die fehlenden aber von allen Seiten herbeygeschaft:, allein die Benennungen sind eben so willkührlich als der größte Theil der Attribute, die sie bezeichnen. Der Kopf der tragischen Muse ist vielleicht der schönste weibliche Kopf aus dem Alterthume. Der gedachte Apollo ist nicht minder meisterhaft; sein Charakter wird geschildert. Beschreibung eines schönen Ganymedes, in Ansehung der Muskeln die beste Antike nach dem Torso. Das spartanische Mädchen aus dem Pallaste Barberini.

Große Seitengallerie. Eine weibliche Figur mit Weinlaube bekränzt, die man eine Nymphe nennt, ein Name, welchen man gemeiniglich weiblichen Figuren beylegt, die keinen Charakter einer bestimmten Gottheit haben, und dennoch vermöge ihrer weniger edlen und sanften Natur nicht für Musen gelten können. Die Amazone aus dem Pallaste Mattei mit einer entblößten Brust, die andre zeigt sich deutlich unter dem Gewande, weil der Künstler wider das Gesetz der Schönheit gehandelt hätte, sie nach der Fabel nur mit einer Brust vorzustellen. Zwey Figuren eines Mannes und Weibes auf halben Leib, die man ohne allen Beweiß Cato und Porcia nennt: aber der Ausdruck ist vortreflich. Die Rotunde ist das letzte Zimmer dieses herrlichen Museums; bey Gelegenheit des Jupiter Serapis, und der kolossalischen Juno aus dem Pallaste Barberini, werden die Charaktere der Statuen dieser beyden Gottheiten angezeigt.

Der Verfasser kommt nun auf die berühmten Säle (Stanze) mit Gemälden Raphaels, über die schon so viel schönes, aber auch nicht weniger seichtes in einer Menge von Kunstbüchern und Reisen gesagt ist. Wir können uns hier kurz fassen. Was über dieses großen Meisters Styl bemerkt wird, ist ungemein durchdacht, und sagt in bündiger Kürze mehr als man bey den meisten andern findet. Raphaeln wiederfährt sein verdientes Lob, ohne ihn und seinen Pinsel zu vergöttern. Das Ganze hängt so zusammen, und ist so lehrreich, daß es von jedem Liebhaber gelesen zu werden verdient. Im Ausdrucke ist noch kein Künstler diesem gleich gekommen. Nie überschreitet er die feine Grenzlinie zwischen zu viel und zu wenig, und nie opfert er die Schönheit dem Ausdrucke ganz auf. Wie gerecht ist der Wunsch, daß junge Künstler doch die Antiken mit dem Verstande als er nutzen möchten! In Ansehung der Arabesken des Raphaels stimmen wir dem Verf. und dem Vitruv von ganzem Herzen bey, und klagen über den verdorbenen Geschmack, Zimmer auf diese Art malen zu lassen. Inzwischen werden hier doch artige Anmerkungen über diese Art der Malerey eingestreut. Von Raphaels Bibel am Gewölbe der Gänge des Vatikans werden die besten Stücke angezeigt, aber die ganze Idee wie billig getadelt.

Der Verfasser geht nun Stückweise diese Meisterstücke durch: erzält erst den Gedanken eines jeden derselben, und sucht dasjenige heraus zu holen, was zu ihrer oft mißverstandnen Erläuterung, und zur Kenntniß des Schönen dienen kann, das diesem Mei-

ster

ſey eigenthümlich war. Die Meſſe zu Bolſena iſt in Anſehung des Kolorits eines der beſten. In dem Streite über das heil. Abendmal hat Raphael ſeine ganze Stärke im Ausdruck oder in der Darſtellung der Seele auf der Oberfläche des Körpers gezeigt. Intereſſant iſt die Bemerkung, daß Raphael ſelbſt während der Arbeit an dieſem Gemälde in der Kunſt zugenommen habe. Er fing mit der rechten Seite an, und ſeine furchtſame und ungewiſſe Hand wollte dem Kopfe noch nicht die rechte Folge leiſten. Aber auf der linken Seite merkt man ihm ſchon mehr Freyheit, mehr Feſtigkeit an. Bey der Schule von Athen, dem gröſten Gemälde, das vielleicht jemals ausgeführt werden wird, hält ſich der Verf. am längſten auf. Wer mit dieſem Buche in der Hand hinzutritt, wird das Ganze gewiß mit andern Augen anſehn, als die meiſten Fremden, welche nicht im Stande ſind die Schönheiten des Ausdrucks in den Köpfen zu fühlen, oder es wohl gar für eine trockne Ausführung halten.

Von dem berühmten jüngſten Gerichte des Michel Angelo in der Sixtiniſchen Kapelle, urtheilt Hr. v. R. ganz richtig, daß wer mit dem Studium deſſelben anfangen wollte, vielleicht auf immer des Gefühls des Schönen unfähig werden würde. Inzwiſchen bleibt in ſeinen Werken allemal für den Künſtler eine reichere Aernte als für den Liebhaber. Der Verf. kommt auf den herrlichen Plafond des Raphael Mengs in der ſogenannten Camera de Papiri, welches für ſein beſtes Werk gehalten wird. Er läßt ihm Gerechtigkeit wiederfahren bey Werken

von

von einfacher Zusammensetzung, glaubt aber, daß sich in größern Zusammensetzungen, deren Interesse auf dem Ausdruck nach aussen gerichteter Affekten, vollständig sichtbar motivirter Handlungen, höher Bedeutung, und völliger Uebereinstimmung jedes einzelnen Theiles zum Ganzen beruhet, diejenigen Mängel zeigten, die das Talent vom Genie unterscheiden. Dieß wird mit vielem Scharfsinne bewiesen: von der Allegorie geredet, und so viel Unterrichtendes umständlich beygebracht, daß es eines der wichtigsten Stücke dieses 1sten Bandes ausmacht. Ein paar Genii dieses Zimmers über einer Thüre beym heiligen Petrus beweisen, daß Mengs in einzelnen Figuren dieser Art unübertrefbar war; sie sind mit dem Griffel der Antike gezeichnet, mit Titians Pinsel kolorirt, und mit Correggios Zauberfackel beleuchtet.

Das Capitol ist dem Liebhaber insonderheit wegen der ältern päbstlichen Statuen-Sammlung oder dem Museum Capitolinum merkwürdig. Bey Gelegenheit eines Agamemnons, oder nach Winkelmann eines Pyrrhus, erinnert der Verfasser, daß vielleicht nur überhaupt ein Kriegsheld mit Brustharnisch und griechischem Kriegsgewande darunter vorgestellt werde, weil es schwer sey, einen gewöhnlichen Krieger einem Helden bey nakten Statuen zu unterscheiden, zumal da man immer die gemeine Natur selbst in Portraitstatur ins Heldenideal hineinarbeitete. Beym Zimmer mit Aegyptischen Kunstwerken, viel vom Aegyptischen Styl und der griechischen Bearbeitung ägyptischer Ideen, entweder mit Beybehaltung der ägyp-

ägyptischen Vorstellungsart, und mit Erfindung einer neuen der Schönheit mehr angemessenen.

Im 2ten Zimmer steht der sogenannte Capitolinische Antinous; warscheinlicher ist es, daß Hadrian als Jüngling vorgestellt sey, zumal da die Satue auch in seiner Villa zu Tivoli gefunden worden. Hier bemerkt man auch das schönste aus dem Alterthume auf uns gekommene Kind mit einem Schwane spielend. Es widerlegt das Vorurtheil als ob die Alten keine schönen Kinder bilden konnten. Bey Gelegenheit einer schönen Herme, die einige für den Plato, andre für den Iupiter placidus ausgeben; über Hermen und Termen überhaupt und ihre Unterschiede. Ueber den Ludovisischen sterbenden Fechter, einer der berühmtesten Antiken, und über das was alt und neu daran ist, umständlich, weil auf den Umstand bey dieser Statue viel ankommt. Des Verf. Behutsamkeit in Bestimmung der Epoche eines Kunstwerks ist allerdings zu loben. Wie sehr man vorsichtig seyn müsse, hat bereits der Herr Hofrath Heyne über die Künstlerepochen beym Plinius gezeigt*). Winkelmann verfuhr darin unstreitig zu hitzig, und that zu dictatorische Aussprüche, dieß macht aber auch den historischen Theil seiner Geschichte der Kunst zum Theil unbrauchbar. Eben so behutsam muß man auch gegen das Vorurtheil seyn, als ob der beygefügte Name eines großen Künstlers ein Beweis der Vortreflichkeit eines Werks sey. Sehr oft suchte schon bey den Alten ein mittel-

mäßi-

*) In den trefl. antiquarischen Aufsätzen 1. Stück, dritte Nummer.

mäßiger Künstler seine Arbeit mit einem großen Namen besser an Mann zu bringen.

S. 227. theilt der Verf. eine Muthmaßung mit, die viele Warscheinlichkeit hat. Er glaubt, daß die Kopfbinde und die reihenweis neben einander gelegten Locken, welches man gemeiniglich für Kennzeichen der Ptolomäer ausgiebt, vielleicht Ringerstatuen andeuten. Eine ähnliche Lage der Haare findet sich an vier Statuen des Pallasts Farnese, an einigen andern in der Villa Borghese, und am Genius oder so genannten Deus praestes zu Florenz, den auch Herr Hofrath Heyne im 2. Th. der Antiquar. Aufsätze S. 255. unter die Ringer zählt. Vom Charakter der Faunen und Satyren, welche man ohne Grund unterscheidet.

Die große Menge antiker Büsten im Capitol giebt Gelegenheit zu sehr nützlichen Anmerkungen. Es ist allerdings interessant, die Züge jener großen Männer des Alterthums vor sich zu sehen, und würde es noch mehr seyn, wenn man auch den Charakter, den jede Figur bey ihrem Leben behauptet, genau und mit Gewißheit anzugeben wüßte. Nur ist es zugleich schade, daß die Namen, welche man den Büsten beylegt, oft so ungewiß sind: den eingegrabnen Namen darf man nicht allemal trauen, denn sie sind selten alt, und oft gehören Kopf und Base auch nicht einmal zusammen. Oft werden die Büsten nach einer entfernten Aehnlichkeit auf Münzen getauft: allein wie ungewiß ist dieses bey den kleinen Köpfen auf Münzen und Steinen? und wie ungewiß das Urtheil der Aehnlichkeit, welches verschiedene Perso-

nen

nen fällen? zu geschweigen, daß das Alter so große Veränderungen in den Zügen hervorbringt. Bey Gelegenheit eines Basreliefs, das die durch Perseus befreyete Andromeda vorstellt, tadelt der Verf. und hält es nicht für natürlich, daß Mengs den Perseus, als er die befreyete aber entblößte Andromeda vom Felsen wegführte, aus Bescheidenheit mit abgewandtem Gesichte malte.

Bey Gelegenheit der Gemälde im andern Flügel des Capitols macht der Verf. eine artige Bemerkung, daß die Maler bey Vorstellung von Pferden, selten auf fein gebildete gefallen sind, sondern mehr welche von friesischem Schlage gewählt haben. Die Ursache scheint theils darin zu liegen, daß diese Pferde mit den starken Mähnen und Schwänzen ein malerischeres Ansehen haben, theils darin, daß zu der Zeit als die Künste in Italien und den Niederlanden vorzüglich blühten, diese Pferde von schwerfälligem Schlage so wohl zu Zugpferden als im Kriege am meisten geschätzt wurden.

Die päbstliche Gemäldesammlung, welche hier aufbewahret wird, gehört im Ganzen betrachtet nicht unter die Vorzüglichsten in Rom, sie ist aber die einzige öffentliche. Inzwischen ist sie vorzüglich wegen einiger der besten Stücke des Giorgione, Tintoretto, und Paul Veronese merkwürdig, und dieß veranlaßt den Verfasser den Charakter dieser drey großen Künstler nach seiner Art zu schildern.

Der Pallast Borghese enthält die wichtigste Gemäldesammlung in Rom, und vielleicht in ganz Italien. Sie nimmt viele Zimmer ein: insonderheit

heit trift man nirgends so viel vortrefliche Stücke von Titian an. Ueber diesen Künstler und seine Art zu malen sind seine Bemerkungen gemacht. Sein und Raphaels Charakter sind unstreitig die ausführlichsten und besten unter allen in diesem Bande entworfenen, und bey dieser Gelegenheit die Erfordernisse eines guten Kolorits meisterhaft aus einander gesetzt.

Den Beschluß dieses Bandes macht die wegen des Schatzes alter Statuen längst berühmte *Villa Borghese*. Mit dieser sind seit einigen Jahren große Veränderungen vorgenommen; alle Zimmer des Pallasts sind inwendig neu verziert, und dazu neuere jetztlebende meistens mittelmäßige Maler genommen worden, deren Namen man hier vielleicht zum erstenmale bekannt gemacht antrift. Man war 1784. noch mit ein paar Zimmern beschäftigt, daher auch diese Beschreibung noch nicht ganz richtig ist. In den fertigen Zimmern ist eine gänzliche Veränderung mit Versetzung der Kunstwerke vorgenommen, und dadurch die Beschreibung in Volkmanns Nachrichten beynahe ganz unbrauchbar geworden.

An der Decke des ersten Saals ist die Geschichte des Camillus von einen Sicilianer Mariano Rossi mit wilden Feuer gemalt. Im 2ten stehen vier schöne Statuen der Venus, darunter eine der Venus Victrix, die sich mit dem Schwerte gürtet. Bey dieser Gelegenheit macht der Verfasser Anmerkungen über verschiedne Beynamen dieser Göttinn, und über die Abweichungen in der Art sie vorzustellen. Im ersten Zimmer zur Rechten steht jetzt der geflü-

gelte

gelte Genius, welchen Winkelmann so erhebt; der, sogenannte Seneca, eigentlich die Figur eines Sklaven, und die Gruppe des Apollo mit der Daphne von Bernini, daraus manche viel Wesens machen, und die auch, handwerksmäßig betrachtet, schön ist, aber das Fleisch gleicht dem Porzellan. Im ersten Zimmer linker Hand sieht man nach jetziger Einrichtung den Borghesischen Faun oder Silen mit dem Kinde: Anmerkungen über den Charakter eines Silens.

Dem Borghesischen Fechter, eine der schönsten Antiken, aus dem man bald einen Discobolus, bald einen Chabrias, bald noch was anders machen wollen, läßt der Verfasser billig den bisherigen Namen, weil alle von andern vorgebrachte Gründe nicht hinlänglich sind ihn zu verwerfen. Die Anmerkungen darüber zeigen, daß dabey gedacht ist. Sie geben Gelegenheit von Fechter-Statuen überhaupt zu reden, und zu einer nützlichen Ausschweifung, worauf der Bildhauer bey der Wahl eines Sujets vorzüglich Rücksicht nehmen soll. Zuletzt noch über die Vorstellung der Pankratiasten und Hermaphroditen. Unter den neuern Werken zeichnen sich neun Landschaften von Hackert aus, der bereits seit geraumer Zeit in diesem Fache der erste Künstler in Rom ist. Die Geschichte des Paris, an einer Decke von Hamilton und ein andrer Plafond, der Tod der Dido von Maron vermehren dieser Künstler schon bekannten Ruhm.

VIII.

Drey Fragen über das neuere Bardiet.

An Hrn. Kretschmann.*)

Mit großer Heißbegierde fiel ich über Ihre Abhandlung von dem Bardiet her, da ich zwar immer Ihre Bardengedichte, aber nicht das neuere Bardiet geliebt habe: und, was so selten bey diesem Seelenzustande begegnet, ich wurde befriedigt. Sie haben die Vorwürfe, die man dem neuern Bardiet gemacht hat, gründlich widerlegt; sehr gut gezeigt, daß der Dichter eben sowohl im Geiste der Barden Hermans als der römischen Zeitgenossen des Augusts oder der arkadischen Schäfer singen kann, und daß sein größerer oder minderer Werth darin besteht, nachdem er uns die Gegenstände, die er beschreibt, klärer oder dunkler vors Auge bringt, und keinesweges darin, ob er den Stoff aus der gegenwärtigen oder der vergangenen Zeit wähle. Es ist das höchste Deraisonnement, dessen nur ein deutscher Kunstrichter fähig war, dem Dichter vorzuschreiben, er solle blos unsere Sitten und Zeiten besingen: ein Befehl, der uns um die Geßnerischen Idyllen so gut, als um Ihre Bar-

*) Dessen Antwort wird im nächsten Stücke folgen. Gegenwärtiger Aufsatz ward, auf Herrn Kretschmanns Verlangen, im Februar 1785 geschrieben, nachdem sich der Verf. mit ihm einige Monate zuvor über diese Gegenstände besprochen hatte, und die Handschrift ihm zugeschickt. Dieserhalb hat man auch nichts Wesentliches weiter daran geändert.

Bardenlieder brächte. Da ich es sogar gewagt habe, Thalien in Brandenburgs Annalen wühlen zu lassen, eine Muse, die sonst die Geschichte floh, und nur über die Thorheiten der Zeitverwandten scherzte; so können Sie leicht denken, wie angenehm Ihre Bemerkung meinem Herzen war.

Aber nun, lassen sich nicht neue Einwendungen gegen das Bardiet, besonders als einen beträchtlichen Hauptzweig unsrer Dichtkunst machen, wozu Sie das Bardiet gern erheben möchten? Ich will Ihnen in dieser Absicht drey Fragen vorlegen. Kann der Dichter eine neue Mythologie schaffen? Sind die Gegenstände des Bardiets mannichfaltig genug, um viele Dichter zu beschäftigen? Sind die Gegenstände des Bardiets nicht beynahe schon erschöpft?

Was erstens die Mythologie anlangt, so dünkt mich, der Dichter könne durch sie keine Theilnehmung bewirken, sofern sie nicht Volksglaube ist. Diesen Volksglauben bildet er nur mehr aus, verschönert ihn. So hat es Hesiodus und Ovid, so Milton und Klopstock gemacht. So wenig ein Chinese, wenn er schon der europäischen Sprachen mächtig wäre, die christliche Mythologie ausbilden; so wenig Ramler die griechische und römische fortbilden, oder ein itziger Bildhauer neue griechische Götter formen kann: so wenig, däucht mir, können auch Sie die nordische Mythologie ausbilden. Alles was Sie zu thun im Stande sind, ist, die griechische und römische in die nordische Mythologie hineinzutragen, und den griechischen Göttern ein nordisches Gewand überzuwerfen: dieß giebt wohl neue Na-

men; aber giebt es auch neue Physiognomien? Die nordische Mythologie wird also wohl bleiben, was sie ist: da ihr unsere Erzväter keine schöne Form gegeben haben, so werden wir es schwerlich können. Ich sage nicht: der Dichter solle sie durchaus nicht brauchen. Sobald er seinen Stoff aus den Zeiten der Barden nimmt, kann er der nordischen Mythologie nicht wohl entbehren: aber er brauche sie mit soviel Behutsamkeit, wie Sie dieß gethan haben, da er seinen Lesern doch nicht bis zur Anschaulichkeit die nordischen Gottheiten vors Auge bringen kann, und man immer erst in Gedanken die nordischen Götter in griechische verwandeln muß, um ein Bild von ihnen zu erhalten. Er bedenke überdem, daß wer den Fond, das Wesentliche einer Mythologie selbst nicht für wahr erkennt, nothwendig dieß System von Volksaberglauben ungereimt und lächerlich finden muß; und eben dieses System will er Andern als herrlich und erhaben aufschwatzen? Wird man nicht seiner oder des Systems spotten? Muß man sich nicht für einen Helden zuerst selbst erwärmen, wenn man ihn so darstellen will, daß, wer die Darstellung erblickt, den Helden bewundert? Warum anders ist die Maschinerie in der Henriade so kalt, als weil Voltaire zu sehr Philosoph war, um an die katholischen Schutzheiligen zu glauben? Daher ihre Anrufung in seinem Munde einen Anstrich von Spötterey hat. — Aber gesetzt auch, die Edda könne einen itzt lebenden Dichter hinlänglich begeistern, ein ähnliches Werk wie Ovids Verwandlungen zu schreiben: wiewohl, däucht mir, eher ein barokkes als ein schönes

nes Werk herauskommen würde: aber gesetzt auch — so würden wir von den nordischen Gottheiten doch keine anschauende Idee bekommen, wenn nicht zugleich eine Menge Maler und Bildhauer diesen Gottheiten eine schöne Form gäben; eine ganz unmögliche Sache, da sie so viele Jahrhunderte schon aufgehört haben, einen Gegenstand der Volksverehrung auszumachen, und es daher niemand verlangt, als etwa ein Dichter, der die nordische Mythologie gern zum Spaß wieder einführen möchte: denn im Ernst kann er es doch nicht thun wollen. Von dem heil. Xaverius und der heil. Catharina hingegen verlangt man in katholischen Ländern Abbildungen von Malern und Bildhauern, weil das Volk diese Heiligen verehrt. Derselbe Fall war es im Heidenthume mit dem Jupiter und den übrigen Gegenständen der Volksverehrung. Wer von solchen, durch Gemälde und Statüen die Aufmerksamkeit in Tempeln auf sich heftenden Wesen etwas erzählt, ist im voraus sicher, Sensation zu erregen, und die höchst mögliche, sobald er gut erzählt. Hesiodus war den Griechen, und Ovid den Römern, was die Legenden der Heiligen den Katholiken sind. Wie könnte Jemand mit der Ausmahlung der Edda unter Christen das bewirken, was Hesiodus, Ovid und Cochem bewirkt haben — Theilnehmung? Mich dünkt, dieß entscheidet mit einmal den Streit. Aber bedenken Sie ferner, wie wenig Anziehendes Hesiodus und Ovid für uns behalten würden, wenn wir keine griechischen und römischen Kunstwerke besäßen; weil wir alsdann keine anschauende Idee von den griechischen

und römischen Göttern hätten. Wollten Sie sagen: man stellt sich ja die Helden eines Romans vor, wenn gleich keine Kupfer dabey sind; so würde Ihnen doch sogleich einfallen, daß diese Helden Menschen wie wir sind, und daß demungeachtet die Idee von ihnen in jedem Kopfe anders ausfällt. Die Idee vom Mars, der Venus, und den übrigen griechischen Gottheiten hingegen, ist in jedem Kopfe dieselbe. Ich bin gewiß, daß selbst Klopstock von seinem Abbadona keine Idee der Form hat, und ich fodere Sie heraus, sich irgend einen Teufel anders zu denken, als unter der bekannten bisarren Gestalt, die Sie doch wohl dem Abbadona nicht geben wollen. Wie ein Engel hingegen aussieht, glauben Sie zu wissen, weil Sie sich der schönen Abbildung von Raphaels Erzengel erinnern. — Wenn wir den Namen der Jungfrau Maria lesen oder aussprechen hören, so entsteht in unserm Kopfe nicht die Idee eines hebräischen Mädchens in Palästina vor achtzehn hundert Jahren, sondern die Idee von einer Madonna, wie sie die italienischen Künstler abgebildet haben. Ihre Abbildung ist aber das Ideal eines schönen italienischen Frauenzimmers, in Farbe, Umriß und Draperie. Diese Idee hat sich so festgesetzt, wiewohl sie sich nach den Madonnen-Bildern richtet, die ein jeder gesehen hat, daß wenn ein Künstler es itzt unternähme, der Geschichte gemäß die heilige Jungfrau zu malen, er in katholischen Ländern würde in den Bann gethan, und in protestantischen von dem Volke nicht verstanden werden. — Von Gott kann man sich gar keine bildliche Idee machen, weil er sich unter keinem

Bilde

Bilde gezeigt hat, und wir nur dessen Eigenschaften kennen. Diejenigen Maler, die so verwegen waren, ihn abzubilden, haben blos eine Karrikatur vom Jupiter hervorgebracht. Auch den heiligen Geist kann man sich nicht bildlich denken, als unter der wunderlichen Gestalt einer Taube; wunderlich, weil uns diese Gestalt keine Idee von seinem Wesen giebt. Aber warum läßt sich dieses Wesen nicht abbilden? Weil es ein Begriff von Eigenschaften, kein Begriff einer Person ist. Die katholische Mythologie ist unter allen christlichen mythologischen Systemen die beste, ein Gedicht zu beleben, weil jedermann weiß, wie St. Christoph und St. Georg aussieht. Diese Herren könnten füglich an die Stelle vom Herkules und der Latona treten; nur daß, wer so viel Geschmack hat, gute Verse mit Vergnügen zu lesen, heutzutage nicht leicht ohne Lachen an diese ganz Europa ehemals ehrwürdigen Schutzpatrone denken kann. — Die Feen und Hexen geben eben darum, weil man keine anschauende und schöne Idee von ihrer Form hat, und weil man nicht an sie glaubt, eine so frostige Maschinerie, ernsthaft gebraucht. Ueberhaupt ist der beste Gebrauch, den wir in unsern Tagen von allen Feen, heidnischen Göttern, Halbgöttern und kanonisirten Heiligen machen können, der, daß man sich mit den Sagen von ihnen lustig macht; wie dieses Wieland in den komischen Erzählungen, und Voltaire in der Pucelle d'Orleans mit so vielem Glück gethan haben. — Wir dürfen es auch eben nicht sehr bedauern, daß wir uns der überirdischen Wesen nicht, so wie Homer, bedienen können.

Was unsere Gedichte dadurch am Wunderbaren verlieren, gewinnen sie auf einer andern Seite wieder. Denn ein Mensch, der für sich handelt, ist unstreitig interessanter, als derjenige, der unter einem höhern Commando steht. Ein Held, der unter dem sichtbaren Einfluße einer Gottheit handelt, kann zwar wegen seiner Gesinnungen gefallen; aber was er ausrichtet, ist das Werk der Gottheit; wie die Eroberung einer Festung durch Soldaten, Offiziere und Gemeine, das Werk des befehlenden Generals. So lobenswürdig ihre bewiesne Bravour und anderweitigen Gesinnungen seyn mögen; so handelten sie doch mehr maschinenmäßig als freywillig. — Ueberirdische Wesen, die nur dann und wann dem Helden, oder vielmehr dem Dichter, aus der Verlegenheit helfen, oder blos zur Parade da sind, bleiben am besten ganz weg; sie machen ein Gedicht frostig und dem gesunden Geschmacke widrig.

Was nun die zweyte Frage anbetrift, so däucht mir, daß der Gegenstände fürs Bardiet nicht gar viele sind. Denn was nennen sie ein Bardiet? Doch wohl ein Gedicht einigermaßen in dem Geiste, obschon nicht in der Sprache der alten Barden verfaßet? Was sollen diese Barden besingen? Gegenstände ihrer Zeit. Welches sind diese Gegenstände? Hermanns Thaten: die wahrscheinliche Verfassung der Völker, die um Hermans Zeit in dem Lande wohnten, das wir jezt Deutschland nennen, und damals gar nicht so hieß. Von diesen Völkerschaften vor Hermanns Zeit wissen wir nichts. Die Allemannen, (Gesindel aus allerley Volk) da sie Rom eroberten, hat-

hatten keine Barden bey sich. Aber wir wollen es nicht so genau nehmen; wir wollen diesen Völkern, bis sie Christen wurden, und Roms Sitten und Gesetze annähmen, Barden geben: so müßte doch mit der Ueberwindung der Sachsen durch Karl den Großen der Gesichtskreis fürs Bardiet aufhören, und Karl den Großen selbst könnte man nicht im Bardentone besingen. Nun zählen Sie einmal die Facta der deutschen Geschichte in diesem Zeitraume, die sich poetisch und ohne Einförmigkeit im Bardentone, für uns interessant, behandeln lassen, auf, und vergleichen solche mit den Factis der griechischen und römischen Geschichte! Christen durch nordische Barden besingen zu lassen, wär etwas Abentheuerliches. Was die neuen Bardenlieder vielen Leuten so widrig gemacht hat, war der tolle Gedanke, Helden itziger Zeit im Bardentone zu besingen, und den Gott Wodan anzurufen, damit er Deutschlands itzigen Kaiser auf einer Reise zum Oberhaupte der katholischen Christenheit beschirme. „Aber Ramler besingt seine Helden ja auch in Horazens Geiste?“ Das ist ein Irthum! Ramler singt mit Horazens Geiste; aber nicht im Geiste, im Charakter des Horaz. Wenn er den Pontifex Maximus einen Degen weihen läßt, so weiß man sehr wohl, wen er unter diesem Pontifex versteht, und diese Vergleichung gefällt; diese Vergleichung ist dichterisch. Eben so ist es bey ihm ein blos vergleichender Ausdruck, wenn Pallas Friedrichs Feinden die Aegide vorhält: Pallas ist ihm nicht die Göttin, die zu Rom angebetet wurde, sie ist ihm die personificirte Weisheit Friederichs, die diesen großen Helden be-

schätzt. Er gebraucht also die Mythologie blos allegorisch. Horaz nahm die Göttergeschichten als wahr an: so wie Klopstock die Meynungen der Christen über Engel und Teufel, da er die Messiade dichtete. Daß sich die nordische Mythologie nicht als Allegorie gebrauchen läßt, fällt in die Augen. Dagegen hab ich aber nichts einzuwenden, daß man das Wort Barde auf uns anwendet, und damit insbesondere einen deutschen ehrwürdigen Dichter bezeichnet, da dieses Wort für uns charakteristisch ist.

„Welchen Barden, welchen Heldenführer!"

ist kürzer und wohlklingender, als: Welchen biedern deutschen Dichter, welchen unserer Heldenführer. Aber nun auch Bardiet für vaterländisches Gedicht zu sagen, das bringt keinen Vortheil, aber wohl Verwirrung.

— Ob die Gegenstände fürs Bardiet nicht beynah schon erschöpft sind? Wenigstens Hermanns Thaten wären nun wohl fürs erste genug besungen. Aber Sie haben freylich durch Ihre Jägerin gezeigt, daß der Dichter Schätze zu finden weiß, wo kein Mensch sie gesucht hätte. Wer so, wie Sie, auf einem neuen Seitenwege zu den Höhen des Pindus gelangt ist, der darf sich dessen wohl rühmen, und wir glauben ihm, wenn er uns sagt: daß er mit unter sehr schöne Aussichten gehabt hat. Nur muß er seinen schmalen Fußsteig nicht für einen Fahrweg ausgeben; denn er weiß gewiß, sollte er es auch nicht gestehen, wie oft er sich die Hände zerrißt hat bey dem Durchkriechen unter den Sträuchern, und wie diese hinter ihm wie-

wieder zugefallen sind: so daß es selbst für ihn schwer seyn würde, den Weg ganz genau wieder zu finden. Geßners Hirtengedicht ist ein eben solcher Seitenweg, wie Ihr Bardenlied: daher ist es noch Keinem gelungen, ein Hirtengedicht in deutscher Prosa zu schreiben, das man so gern läse, wie eines von Geßner; und so möchte es auch eben nicht leichte seyn, Bardenlieder den Ihrigen gleich am Werthe zu dichten. Klopstocks sogenannte Bardengesänge sind Pindarische Oden, dem Plane und Ausdrucke nach: und Denis hat wieder in Klopstocks Manier gedichtet. Diese Gedichte sind zum Theil vortreflich; nur keine Lieder im alten Bardentone. Gerstenbergs Skaldenlied ist, meines Wissens, das einzige deutsche Gedicht, das sich mit Ihren Bardenliedern vergleichen läßt, und das auch in seiner Art ein Meisterstück ist. Es mag seyn, daß Theokrit Geßnern, und Oßian Ihnen die Veranlassung gegeben hat, ihre Fußsteige nach dem Pindus zu suchen; so war es doch auch nur die Veranlassung: Sie haben nicht Oßians und Geßner hat nicht Theokrits Fußtapfen nachgespürt. Geßner mußte in den Schweizerischen, und Sie mußten in den Lausitzischen Gegenden herumwandeln, außerdem würde die Lesung jener Dichter keinen von beyden zum Dichter, und zu einem guten Dichter gemacht haben. Wer auf einer Universität oder in einer Residenz lebt, und Hirtenlieder oder Bardengesänge zu schreiben unternimmt, bringt gewiß nichts Kluges hervor. Die Jahreszeiten kann er besingen; aber er kann nicht als Hirte, als Ackersmann, als Barde singen: dazu muß man

tag-

tagtäglich ländliche Gegenstände vor den Augen haben; so wie der Komödienschreiber in einer volkreichen Stadt leben muß, um die Sitten der Menschen mit Wahrheit zu schildern. Man gehe in die Schweiz und es werden einem Hirtenideen beyfallen: man sehe die Zittauischen Gegenden, oder bereise den Harz, und bey ein wenig Kenntniß der alten deutschen Geschichte fällt einem bey, wie hier unsere Erzväter wohl mögen herumgewandelt seyn, was sie gewesen sind und was sie gethan haben: man besteige den Sinai, und man wird nichts denken, als die Wunder, die auf ihm geschehen sind: man durchwandele Italien, und man wird sich in die Zeiten der großen Römer versetzt fühlen. Dieß ist denn eine ganz andere Begeisterung, als wenn die Lesung eines Dichters einen reizt, etwas diesem Dichter Aehnliches zu schreiben.

Ich möchte daher keinem jungen Dichter rathen, den Bardenton zu versuchen, wie man etwa Jemanden räth, sich im Dialog zu üben, um bey reifern Jahren Schauspiele zu verfertigen. Aber was ich unsern jungen Dichtern empfehlen möchte, wär Ihre Methode, das historische Gedicht zu behandeln; wäre die Gattung des historischen Gedichts überhaupt. Hier öfnet sich eine unermeßliche Aussicht für den Dichter, der gelernt hat, aus einem Block eine Statue zu verfertigen. Rudolph von Habsburg zum Beyspiel, welch ein Mann und welch ein Stoff für das historische Gedicht! Es im Balladenton zu behandeln, ist abgeschmackt, obschon, leider! itzt sehr gewöhnlich! denn der Stoff ist zu wichtig für

den

den Ton: und das historische Schauspiel ist eine Gattung, die nur der Geschmack eines noch nicht ausgebildeten Volkes duldet; denn ein Schauspiel ist ein bewegliches Gemälde, und ein wohl angeordnetes Gemälde wird immer nur Eine Handlung darstellen, alle Figuren werden darin zu Einer Gruppe vereiniget, und die Farben der verschiednen Gewänder so gewählt, daß sie mit einander harmoniren. Wohl aber kann man dem historischen Gedichte die dramatische Form geben: hat doch Leßing dem Lehrgedichte diese Form gegeben, wie Herr Engel in seiner Poetik sehr gut gezeigt hat, welcher Nathan den Weisen mit Recht zu den Lehrgedichten zählt. Leßing hat gewiß nicht gewollt, daß man den Nathan aufführen soll; wie er ihn denn auch nicht ein Schauspiel, sondern ein dramatisches Gedicht benennt hat. Einzelne Scenen daraus lassen sich vorstellen; aber das Ganze würde auch bey der besten Vorstellung keine Wirkung thun. Und noch ein Wort über das historische Schauspiel zu sagen, da es jetzt bey uns das wahre Trauerspiel verdrängt hat! La Fage war ein großer Zeichner; aber kein Kunstkenner wird seine Compositionen schön nennen: so war Shakespear einer der größten Dichter; aber wer seine Manier in der Composition schön findet, dem fehlt es noch an den ersten Begriffen, was dramatische Kunst ist. Ein Kunstrichter der Musen, der bey den Musen noch in die Schule gehen sollte, behauptete neulich: Leßing habe diese Manier schön gefunden. Wo denn? In der Dramaturgie, da er Wielands scherzhafte Vertheidigung der Shakespearschen Manier

an-

anführt, zeigt er ja so bündig, wie möglich, daß diese Manier fehlerhaft ist: auch hat er den Plan keines seiner Schauspiele in dieser Manier angeordnet.

Wahre Dichter wissen uns immer zu ergötzen, auch wenn sie eine Manier gewählt haben, die unserm individuellen Geschmacke entgegen ist; ja selbst, wenn diese Manier dem richtigen Geschmacke, das ist, den Gesetzen des gesunden Denkens und Empfindens, widerspricht. Solche Dichter wissen sogar Fehler zu benutzen, und Schönheiten heraus zu ziehen: sie verbergen die Mängel der Composition durch blendendes Kolorit, richtige oder kecke Zeichnung der Figuren, ausdrucksvolle Köpfe. Oft sogar schließt eine Schönheit die andere aus: so hat in der Malerkunst noch kein menschlicher Geist die Vollkommenheiten eines Raphael, Titian, Corregio und Annibal Carrache, eines Guido, Leonhard da Vinci und Ricci vereinigt besessen. Denn das Auge, das für die Harmonie der Farben empfindlich ist, ist es nie in gleichem Grade für den Ausdruck der Affekten, und so umgekehrt. Unsere Seele ist so beschaffen, daß was sie auf der einen Seite gewinnt, auf der andern immer wieder verliert. Als der jüngere Herr Forster in England war, schrieb er, nach dem Ausspruche der Engländer selbst, ihre Sprache so gut, als einer ihrer besten Schriftsteller. Nachdem er sich jetzt im deutschen Style geübt hat, würde er, nach seinem eignen Geständnisse, nicht mehr im Stande seyn, ein englisches Buch zu schreiben. Und Wieland sagt, daß er keine guten Hexameter

meter mehr machen könne, weil er verschiedene Jahre keine gemacht, und sich indeß in andern Sylbenmaßen geübt habe; so wie ein großer Violinspieler, wenn er die Violine bey Seite legt, und es auf der Flöte zur Vollkommenheit bringt, nach einigen Jahren die Violine nicht wie ehedem spielen wird. Mittelmäßig kann man mehrere Instrumente wohl spielen, aber nie gleich vortreflich. Ja selbst der große Sänger wird nur entweder wegen seines Ausdrucks, oder der Leichtigkeit die Töne hervorzubringen, bewundernswürdig seyn. Die schiefen Urtheile über Kunstwerke entspringen meistens aus einem einseitigen Geschmacke, der gleich in Tadel ausbricht, wenn er nicht diejenige Vollkommenheit findet, die ihm lieb ist. Dieserhalb kann nur ein Künstler über Kunstwerke richtig urtheilen, und er wird um so richtiger urtheilen, je größer er in seiner Kunst ist, denn um so mehr kennt er ihre Schwürigkeiten. Wer sein Gefühl für die schönen Künste nur durch Anschauen, nicht durch eigne Uebung erworben hat, erblickt jede Kunst immer nur unter der Form irgend eines großen Meisters in derselben, und tadelt alles, was ihm nicht unter dieser Form erscheint, Racinen weil er nicht Shakspear, oder Shakspearn, weil er nicht Racine ist, Hassen weil er nicht Gretry, oder Gretry weil er Hasse ist; und so in jeder Kunst. Hieraus läßt sich erklären, warum alle Maler, die ich kenne, die Schreibereyen der Gelehrten über Malerey so wenig schätzen, ja nicht einmal lesen mögen, und warum ein Dichter aus unsern kritischen Zeitschriften so

selten

selten etwas in seiner Kunst lernt, die wenigen, woran selbst Dichter, und gute Dichter arbeiten ausgenommen; weshalb ich mich auf Ihre eigne Erfahrung berufe. Es ist auch ganz natürlich, daß der Beurtheiler wenigstens eben so viel von der Sache verstehen muß, als derjenige, den er beurtheilt, wenn dieser nicht mitleidig die Achseln zucken soll. Wie viele Recensionen würden ungedruckt bleiben, wenn die Herausgeber periodischer Schriften hiernach ihre Mitarbeiter prüften! „Aber Apelles verbesserte nach dem Urtheile eines Schusters eines seiner Gemälde." Einen Schuh, worüber der Schuster allerdings competenter Richter war. Wenn Sie meynen, daß in dieser Rücksicht auch die Urtheile der gelehrten Schuster nicht ganz zu verachten sind, und daß man deshalb alle herauskommende kritische Blätter durchstöbern müße, sofern man sonst gerade nichts besseres zu thun wisse; so habe ich nichts dagegen.

Das Resultat von dem allen ist — schreiben Sie ferner immerhin Bardiete, wenn Ihr Genius Sie sonst dazu treibt; auch diejenigen, die den Bardenton nicht lieben, werden doch Ihre Gesänge mit anhören: wie, wer auch kein Freund von der Landschaftsmalerey ist, Landschaften von Dietrich seines Blickes würdigt; oder wie, wer Klavierkonzerte auch nicht liebt, doch zuhorcht, wenn Bach spielt. Ihre Art, die Bardenharfe zu schlagen, kann überdem nur der individuelle, nicht der wahre Geschmack mißbilligen. Darf ich aber als Freund Sie, nach meinem individuellen Geschmack, um etwas bitten, so vollenden Sie vor allen Dingen Ihr mir versprochenes

nes Gedicht Oywin. Es giebt in Deutschland wohl wenig mehr dichterische Oerter, als diesen Berg. So mancherley Abentheuer haben sich auf ihm zugetragen; er selbst ist so majestätisch, die Aussicht von ihm so reizend: das Echo des Donners mit dem Echo der Kanonen, die man des Echos wegen vor ihm oft zur Lust abfeuert; das Leben und Weben der Mönche, die ihn einst bewohnten, mit den Lustbarkeiten, die Zittaus Einwohner jetzt auf seinem Gipfel anstellen; die alte eingefallene katholische Kirche mit der tiefer stehenden neuen lutherischen Kirche; der Gottesacker, und das nicht weit davon befindliche Haus, worinn man schmaußt und tanzt — bieten so herrliche Kontraste an: Sie haben den Ton des ländlichen und beschreibenden Gedichts so sehr in Ihrer Gewalt, wie Ihre Jägerin beweist; daß ich mir von der Lesung dieses Gedichts alle die Freuden verspreche, die ich empfand, als ich auf dem Oywin herumkletterte und mit Ihnen von den Wundern desselben mich unterhielt.

J. G. Dyk.

IX.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Berlin. Herr Pascal hat hier eine Kunsthandlung errichtet, und verschiedene englische und italienische Künstler dahin gezogen, unter denen sich vorzüglich der englische Maler Cunningham und

der römische Kupferstecher Cunego auszeichnen. Diese haben die Bildnisse Friedrichs des zweyten und des itzigen Königs, in ganzer Stellung, geliefert; jenes in schwarzer Kunst, dieses gestochen. Jedes Blatt kostet 6 Thlr. In kleinerm Format und zu geringern Preisen haben sie die Prinzen und Prinzessinnen des königl. Hauses, und verschiedene Minister und Generale geliefert, unter welchen vorzüglich das Bildniß des General Möllendorf in schwarzer Kunst gut gerathen ist.

Die, in diesem Verlage angekündigten Berliner Prospekte sind nun auch erschienen, haben aber nicht ganz der Erwartung entsprochen, indem die Ansicht nicht immer aus dem besten Gesichtspunkte gewählt ist, auch in Ansehung der Illumination hart ausfällt; in der Architektur hingegen ist viel Gutes. Die Sammlung besteht aus 20 Blättern und kostet 30 Thlr.

Ferner geben die Kunsthändler Morino und Comp. folgende Nachricht an das Publikum aus:

„Eine Gesellschaft von Liebhabern der schönen Künste hat sich entschlossen, ein periodisches Werk von Kupferstichen herauszugeben, wovon in jeder Woche ein Stück erscheinen soll, und welche hauptsächlich die merkwürdigsten Scenen von Berlin vorstellen werden. Da eine Stadt von so großem Umfange ihnen immerfort Stoff zur Unterhaltung des Publikums darbietet, so wird man nur solche Gegenstände wählen, wobey niemand auf keine Weise an seinem guten Namen gekränkt wird.

„Man sieht von selbst ein, wie groß die Mannichfaltigkeit dieses Werks seyn, und daß das Komische

mit

mit dem Ernsthaften stets darin abwechseln wird. Das merkwürdigste von der vergangenen Woche wird jedesmal in der folgenden durch unsre Kupferstiche vorgestellt, und Freytags ausgegeben werden. Die Künstler, die hieran arbeiten werden, gehören zu den geschicktesten, und sie werden sich bestreben, ihre Arbeiten so schön und so vollkommen zu liefern, als die festgesetzte Zeit es ihnen erlauben wird. Das Format wird ein halber Querbogen seyn, und zum künftigen neuen Jahr seinen Anfang nehmen.

„Ein ganzer Band von zwey und funfzig Blättern, die am Ende des Jahrs ein chronologisches Werk ausmachen und ihren Werth stets behaupten werden, kostet 6 Rthlr. und wird von Vierteljahr zu Vierteljahr mit 1 Rthlr. 12 gr. pränumeriet.“

Dresden. Bald wird hier ein neuer Band zu den Kupfern aus der Churfürstlichen Bildergallerie herauskommen, worin alle Blätter von Herrn Seydelmann gezeichnet seyn werden. Herr Schulze hat dazu bereits folgende drey Blätter gestochen: Grande Vestale von der Angelica Kaufmann, das berühmte Ecce homo von Guido Reni, und einen Christuskopf von Annibal Caracci gemalt. Von eben diesem vortreflichen Kupferstecher haben wir noch ein großes Blatt nach *L. F. Vigée le Brun* anzuzeigen, das er zu Paris angefangen, aber erst zu Dresden, für den Verlag des Malers, geendigt hat. Es stellt eine Venus dar, die dem Amor die Flügel zusammen bindet. Zeichnung und Grabstichel sind in allen vier Blättern gleich schön, und Herr Schulze versteht, die Eigenthümlichkeiten

des Pinsels jedes Malers durch seine Schraffirungen und verschiedene Behandlung des Grabstichels anzudeuten.

Wien. Bey dem Kunstverleger Artaria daselbst ist erschienen: Sammlung von 36 Aussichten der Residenzstadt Wien, von ihren Vorstädten und einigen umliegenden Oertern, gezeichnet und gestochen von Karl Schütz, Mitglied der k. k. Academie der bildenden Künste, und von Johann Ziegler. Dieses Werk, welches im Jahr 1780 seinen Anfang genommen hat, ist im verwichnen Jahre geendigt worden, und im gegenwärtigen (1786) sind noch 9 neue Blätter hinzu gekommen, worunter drey etwas grössere Prospekte aus dem Garten von Schönbrunn sind, die Herr Ziegler zwar gestochen, aber L. Sanscha gezeichnet hat. Die kleinern Blätter sind von der Größe der Aberlischen Schweizerprospecte, und jedes kostet einzeln 1 Thlr 8 gr. Ein sehr mäßiger Preiß, da diese Blätter den Aberlischen wenig nachstehen, und, freylich auf ihre eigne Weise, eben so viel Unterhaltung gewähren. Die Ansichten sind mit Verstand gewählt, die Architektur, besonders in den Blättern von Herrn Schütz, vortreflich gezeichnet, und die Figuren so charakteristisch, daß man mit den Künstlern in Wien gleichsam herumwandelt. Unter den Schützischen Blättern zeichnen sich besonders auch No. 21 und 22, welche die feyerliche Begehung des Osterfestes in der St. Stephanskirche, bey der Anwesenheit Pius VI und seine Segens Ertheilung darstellen, wegen der sehr glücklichen Anordnung aus. Die Blätter von Herrn Ziegler haben mei-

meistens sehr hübsche Luft; und einen guten Baumschlag; No. 41 unter andern ist eine der angenehmsten Landschaften. Eine sorgfältige Illumination erhöht den Reiz dieser Prospekte.

Ebendaselbst hat Herr Würt, ein geschmackvoller Künstler, eine Reihe von den besten Büsten an der Zahl 44 in Basrelief, von Helden, Philosophen und Dichtern des Alterthums, zu Verzierung eines Kabinets, oder einer Bibliothek, nach den berühmtesten Antiken in Rom und Florenz verfertiget, unter dem Titel: Cabinet consistant en une Collection de quarante quatre Portraits, répréfentant les plus fameux de l'Antiquité, par François Xavier Würt, Graveur de Médailles de S. M. Imp. Rom. et Membre de l'Academie Imp. Rom. des beaux Arts. Er verkauft sie auch in zwey saubern Schränken: Der Preiß ist 100 Ducaten.

Auch sind hier hundert Aussichten an der Donau von Johann Michael Frey gezeichnet und von Anton Christoph Gignoux geäzt, in Quart-Format heraus gekommen, die mit Verstande gewählt und in einer leichten angenehmen Manier gearbeitet sind.

Winterthur. Freund Heins Erscheinungen in Holbeins Manier von J. R. Schellenberg. Die Idee Holbeins Todtentanz zu modernisiren, scheint uns zwar nicht die glücklichste zu seyn, so wie uns auch die gesuchte Benennung vom Freund Hein nicht gefällt; indessen ist diese Folge von 25 Blättern in groß Octav Format immer unterhaltend genug. Verschiedene Blätter sind glücklich erfunden, andere

gut ausgeführt. Nur wünschen wir, daß Herr Schellenberg künftig seine weiblichen Figuren edler zeichne. Die vorzüglichsten Blätter, nach unserer Empfindung, sind: das erste, wo verschiedene Personen ein Todtengerippe betrachten; das achte, der Tod tritt zu einem Herrn als Frauenzimmer verkleidet; das neunte, der Tod nimmt einer jungen Frau ihr kleines Kind weg; das zehnte der Tod überreicht den Vorstehern eines Klosters das Aufhebungsdecret; das eilfte, der Tod hinter einem Greise, wegen der schönen Landschaft; das vierzehnte, der Tod erdrückt einen Geizhals mit dem Deckel des Geldkastens in welchem er wühlt; und das achtzehnte, wo der Tod Bauern zu Rekruten anwirbt. Man hat geglaubt, diese Kupfer besser an Mann zu bringen, wenn man sie durch kleine Geschichtchen, in Prosa und Versen, erläuterte. Dem Schriftsteller, der sich dazu hat willig finden laßen, fehlt es nicht an Einfällen, aber desto mehr an Geschmack.

„Außerdem hat der Dragoman dieser Schilde„reyen, dem beschaulustigen Publikum noch ein kleines „Präadvis mitzutheilen, das sich am besten außen vor „der Thür der Bildergallerie, ehe sie noch geöffnet wird, „anbringen läßt. — Für die poetische Prosa und ei„nige gebrauchte unmodische Wörter, bittet der Doll„metscher um Quartier. Das Auffallende der ersten „wird sich dadurch mildern, wenn es den Lesern gefällt, „sie für eine freye Poesie gelten zu lassen, und wenn die „letztern das Bedürfniß des Reims herbeygeführt hat, „so sind sie schon genugsam akkreditirt, ohne Entschul„digung zu bedürfen. Die übrigen, die dieses Vor„rechtes nicht genüßen, übergiebt der Verfasser dem „Leser auf Diskretion. Gleichwohl vermeynt er bey

„die-

„diesem Gesindel, das sich aus der und jener Provinz „eingedrungen haben möchte, wachsame Polizeyanstal„ten getroffen, und kein ungewöhnliches oder veraltetes „Wort, ohne Paßport und Geleitsbrief aufgenommen „zu haben."

Welcher Gernwitz! Sollte man nicht glauben, man läse im Menantes? Die Verse sind etwas natürlicher, aber ohne Leben.

In dem dumpfen Gewölbe, wo mit bleichem Scheine,
Der ewgen Lampe Tocht geweihte Mauern erhellt;
Uneingesargt, bedeckt mit keinem Steine,
Der Leib in Staub und Asche zerfällt:
Schlafen heilige Väter, wenn des Erdenkummers
Und schwerer Bußen satt, der Tod, mit sammlender Hand,
Sie in das Reich des unweckbaren Schlummers,
Zur modernden Gesellschaft verbannt.

Kunstliebhaber werden also die Schellenbergischen Blätter ins Portefeuille legen, und den Text als Zugabe betrachten.

Bern. Hier ist vor kurzem der berühmte Alberli mit Tode abgegangen.

Straßburg. Vues pittoresques de l'Alsace, dessinées, gravées et terminées en bistre par Mr. *Walter*, Citoyen de Strasbourg. Accompagnées d'un Texte historique par Mr. l'Abbe *Grandidier*, Historiographe du Roi en Alsace; im Verlage der Akademischen Buchhandlung daselbst. Jedes Heft enthält zwey Prospekte und zwey Bogen Beschreibung in Französischer Sprache. Jene sind radiert und hernach übertuscht in breitem Quartformat; diese, in läng-

lichtem Quartformat enthalten historische Erläuterungen, die mit Kenntniß der Geschichte verfaßt und gut vorgetragen sind. Drey Hefte sind bereits erschienen und das Werk scheint sehr interessant zu werden.

England.

Neue Schriften.

Historical Memoirs of the Irish Bards. By Ioseph C. Walker, Member of the Royal Irish Academie. 4to. *Robinsons.* Dieß Buch liefert, außer einigen fruchtlosen Untersuchungen, verschiedene Irländische Erzählungen von den Helden, die in Ossian und den alten Gallischen Gedichten vorkommen, und es in so ferne interessant machen können, da bisher über die Aechtheit so viel gestritten worden

Miscellanies, by Mr. *Pratt.* 8vo. 4 Vols. *Becket.* 1785. Dieser Verfaß., der sich durch verschiedene Schriften unter dem Namen Courtney Melmoth bekannt gemacht, liefert hier seine kleinern Werke zusammen. Der 1. Band enthält die größern Gedichte, als Sympathie — die Kunst auf dem Theater groß zu werden in 8 Gesängen. Gedichte aus den Liberal Opinions — Gedichte von Emma Cortet — An den Prinzen von Wallis, Prologen und Epilogen. Der 2te außer einer Komödie die Schule der Eitelkeit, viel vermischte Gedichte: der 4te und 5te moralische Erzählungen. Keines dieser Werkchen ist ohne Verdienst, zeigen eine große Leichtigkeit bey dem Verfasser und haben das Glück zu gefallen, ob sie gleich von zu viel falschem Schmucke überladen sind.

A.

A Poetic Epistle to a Curate. By *Iosiah Thomas*. 4to. Faulder 1786. Angenehme Ergießungen eines gefühlvollen Herzens über die Einsamkeit.

The Age of Genius! A Satire on the Times. In a Poetical Epistle to a Friend. By Thomas *Busby* 4to *Harrison*. Feine launige, kühne, satyrische Züge mit einiger Nachläßigkeit im Ausdrucke.

The Commemoration of Handel; a Poem, 4to. Cadell. Das Andenken des Händel, in der bekannten Aufführung seines Meßias, wird hier in sehr harmonischen und zierlichen Versen beschrieben.

Cyclopaedia, Or, an Universal Dictionary of Arts and Sciences containing an Explanation of the Terms, and an Account of the several Subjects in the *liberal* and *mechanical Arts*, and the *Sciences human* and *divine*. By E. *Chambers*. With the Supplements, and modern Improvements incorporated in one Alphabet. By *Abraham Rees*, D. D. 4 Vols. Folio. Langman 1786. Dieß große Wörterbuch der Künste und Wissenschaften hat sich ein halbes Jahrhundert, indem die erste Ausgabe 1728 erschien, und durch 4 Ausgaben in großem Ansehen erhalten. Jezt erscheint es, durch den unsäglichen Fleiß des Dr. Rees, in einem neuen Glanze durch seine Vermehrungen und Zusätze, wo alle neue Entdeckungen, Erfindungen und Fortschritte, die seit der Zeit gemacht worden, sorgfältig hinzugetragen und mit neuen Kupferplatten vermehret sind. Auch sind die Supplemente, die erst George Lewis Scott

und dann Dr. Hill veranstalteten, sogleich mit unter einem Alphabete eingeschoben und dadurch brauchbarer gemacht worden.

Letters and Poems, by the late Mr. John Henderson; with Anecdotes of his Life. By John Ireland. *Johnson*. 1786. Henderson war ein braver Schauspieler, der sich nach Garrick gebildet hat. Seine Geschichte wird hier angenehm erzählet: seine Gedichte und Briefe, zumal die ersten sind nicht ohne alles Verdienst: doch war er ein besserer Schauspieler, als Schriftsteller.

The Works of Arthur Murphy, Esq; 8vo. 7. Vols. Cadell. Herr Murphy ist als ein berühmter Schauspieldichter bekannt, der das englische Theater mit vielen Stücken bereichert und sich auch durch andere poetische und prosaische Schriften bekannt gemacht hat, die man hier alle beysammen findet, und mehr oder weniger Glück gemacht haben. Der 1ste Band enthält The Orphan of China; Zenobia; The Grecian Daughter; und Alzuma. Der zweyte The Apprentice; The Upholsterer; the Old Maid; the Citizen; No Man's Enemy but his Own; Three Weeks after Marriage. Der 3te: The Way to Keep him; All in the Wrong; the Desert Island. Der 4te Know your own Mind; the School for Guardians. The Choice: und News from Parnassus, eine Satyre auf Kunstrichter, Schauspieler, Buchhändler u. s. w. Der 5te und 6te das Gray's Inn Journal, ein Wochenblatt von den Jahren 1752 und 1753: ein Werk im

Ge-

Geschmacke des Zuschauers. Das 7te a Poetical Epistle to Dr. Iohnson. The Expostulation, eine Satyre. Prologe und Epilogen. Und das Schachspiel, eine poetische Uebersetzung des lateinischen Gedichtes des Vida. Ferner eine Uebersetzung in lateinischen Versen von Pope's Temple of Fame; und andern englischen Gedichten. Den Beschluß machen the Rival Sisters ein neues Trauerspiel, das aber noch nicht aufgeführet worden.

Poems on several Occasions, written in Pensylvania: by William More Smith, Esq; 8vo. Philadelphia printed, London reprinted by *Diley*. 1786. Diese Gedichte sind von der empfindsamen Art, und haben meistens Tales of *Woe* zum Gegenstande, wo es ihnen nicht an Schönheiten fehlt.

The Scottish Village; or Pitcairne Green. A Poem. By Mrs. Cowley. 4to. Robinsons. Ein Gedicht voller feinen Empfindungen, und einer sehr blühenden Einbildungskraft.

Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber der Bibliothek. London den 28. Nov. 1786.

Sie haben liebster Freund, das Buch a History of the Art of engraving in Mezzotinto from its origin to the present times including an account of the Works of the earliest Artists, Winchester 1786. 100 S. noch nicht gesehen. Erlauben Sie also, daß ich Ihnen etwas von dem Inhalte schreibe, da es in Ihr Fach gehört. Neues läßt sich in einer Schrift dieser Art wenig erwarten. Der Verf. hat aber das Verdienst zusammengetragen

tragen zu haben, was sich bey andern zerstreut findet. Er gebraucht vorzüglich Virtue und Pranger's biographical History of the English. — The History of engraving in England. — The History of Engl. Portraits. — Idée générale d'une Collection complette d'estampes. — Sandrart. — Evelyn's Chalcography u. s. w.

Der Verf. fängt mit allgemeinen Anmerkungen über den Charakter dieser Kunst an; sie ist vorzüglich für das Portrait und für Rembrandts chiaro obscuro; doch hat man auch schöne Landschaften von Leits und Houston: und Pether hat kürzlich eine vortrefliche Landschaft nach Nic. Poussin geliefert. Man hat auch schöne Blätter nach Schalken, van der Werft und Wright. Diese und die Blätter nach van Huysom, nebst West's Hannibal und Regulus zeigen, wie viel diese Kunst fähig ist.

Der Erfinder. Hier ist die bekannte Geschichte vom Prinzen Rupert, der eines Morgens einen Soldaten seine Flinte putzen sah, die stark angelaufen war, als er auf der Wache stund. Der Prinz besah die Flinte, und fand auf dem Rohre allerhand Flecken und Gestalten, die sich in den Stahl eingefressen hatten. Diese, und das Reiben der Schildwache sollen ihm den ersten Gedanken der schwarzen Kunst eingegeben haben. Killigrew hatte diese Geschichte von Evelyn, und theilte sie dem Virtue mit, aus dessen Papieren Walpole sie giebt. — Sandrart lebte, als die ersten Blätter in dieser Kunst erschienen, und nach ihm ist der Obrist von Siegen, ein Hesse, der

der Erfinder ist 1648. Man hat von ihm 1) ein Portrait einer Landgräfin von Hessencassel und 2) eines Prinzen von Oranien. Diese Sage wird bestätigt vom Verf. der Idée generale etc. welcher aber die Entdeckung in das Jahr 1643 setzt. Das nämliche bestätigt Virtue, wie Granger aus einem Mscpt. desselben anführt. Virtue redet in seinem Mspt. von einem Kopfe, der einem Mezzotinto nicht unähnlich sey. Die Aufschrift ist Amelia Elisabetha D. G. Hassiae.

Nun kommt etwas ganz Neues, wovon aber der Verf. so unbestimmt und schwankend redet, daß ich wenig mehr darinne sehe, als einen Wunsch, die Erfindung dieser Kunst einem Engländer zuzuwenden. In einigen Papieren nämlich, die die Familie Wren betreffen, steht: „daß Dr. Wren „(Sir Christopher) der erste Erfinder dieser Kunst „gewesen, welche Prinz Rupert nachher weiter ge„bracht. Und von dieser Kunst habe man noch ei„nige Originalversuche, nämlich den Kopf eines „Mohren vom Erfinder, und einen Johann den „Täufer, vom Prinzen. Auf dem Schwerte des „Henkers steht R. P. F. und darüber an electoral „coronet (wodurch er einen Churhut zu meynen scheint.)“ — Von dieser Nachricht ist wohl wenig zu halten: denn Evelyn, der doch Wren's Freund war, sagt kein Wort davon; auch findet sich das angebliche Blat von Wren nirgends. — Granger im 4ten B. sagt, nach Virtue, daß man einen Kopf eines Comes de Hasse habe, der vom selbigen Manne sey, welcher das Portrait der hessischen Prinzeßin lie-

ferte,

ferte, und daß dieser den Prinzen die Kunst lehrte. Wahrscheinlich ist es, daß der Prinz, ehe er nach England zurückkehrte, die Kunst vom Obrist v. Siegen lernte.

Der Erfinder sey nun wer er wolle, die Kunst wurde nicht eher angekündigt als 1662. durch Evelyn in seiner Hist. of Chalcography. Der Verf. zählt in allem 7 bis 8 Blätter vom Prinzen. Das Blatt der Magdalenen ist in der öffentlichen Büchersammlung zu Cambridge und hat folgende Aufschrift: Rupertus D. G. C. P. D. princeps imperii animi gratia lusit. — Es giebt auch einen Zeitgenossen des Prinzen, von welchem Virtue ein Blatt gesehen hat: Es ist ein Kopf Leopold Wilhelms, Erzherzogs v. Oesterreich, mit der Aufschrift: Theodorus Casparus a Furstenberg, Canonicus, ad vivum pinxit et fecit 1656. Dieser Mann hatte das Geheimniß, ehe der Prinz nach England zurückkam.

Der übrige Theil des Werkchens enthält ein raisonirtes Verzeichniß von mehr als 40 Schwarzkünstlern, nebst der Angabe ihrer Werke. Die ersten davon sind Wallerant Vaillant, dessen Bruder Bernard Vaillant, und Peter van Schuppen. Vom letztern hat man ein Portrait der Anne de Courteney, das von 1660 datirt ist. — Bis hierher scheint diese Kunst den Ausländern gehört zu haben; allein einige Jahre, nachdem Evelyn die Erfindung bekannt gemacht hatte, fing man auch in England an, wo Francis Place vermuthlich der erste war. Er war blos ein Liebhaber, und von ihm

wird

wird gesagt: he gave himself up to his favourite pursuits in 1665. — Die angeführten 40 Künstler gehören so ziemlich alle entweder in das vorige, oder in die ersten 30 Jahre des gegenwärtigen Jahrhunderts. Auf die Engl. Künstler, die unsern Zeiten näher kommen, läßt der Verf. sich nicht ein; doch stellt er Mac-Ardell und Houston oben an. — — Bey Betrachtung dieser Geschichte findet sich, daß die schwarze Kunst lange Zeit ganz auf Holland und einige Niederländer eingeschränkt war. Deutschland hat nur wenig darinne geliefert, Frankreich noch weniger, und von Italienischen Schwarzkünstlern, vor der gegenwärtigen Zeit, weiß der Verf. gar nichts. — — Seit mehr als 20 Jahren gehört diese Kunst fast einzig den Engländern, welche sie so zu sagen zu einer neuen Kunst erhoben haben. Die Zahl dieser Künstler ist hier so groß, daß England allein ihrer mehrere aufzuweisen hat, als alle andere Länder zusammen fast ein Jahrhundert lang hatten, nehmlich von der Erfindung der Kunst bis in die Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts.

Unter den Ausländern führt er die drey Haide an, unter denen Joh. Elias 1782 die ganze Sammlung der Hedlingerischen Medaillen geliefert hat; Rugendas den Maler, Christoph Heiß, E. und G. Walck, J. Stenglin, und Stolker.

In einem 3ten Anhange folgt 1) eine Liste von Deutschen, Franzosen, Engländern und Niederländern, von der Erfindung der Kunst bis gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts. 2) Englische Schwarzkünstler, die entweder noch leben, oder kürzlich gestorben sind.

Ihrer

Ihre sind 51. 9) Eine Liste aller Maler, nach deren Werken neuere Schwarzkünstler Blätter geliefert haben.

London den 23sten December.

Dieser Brief hatte schon vor mehrern Wochen abgehen sollen; allein ich kam in diese Stadt, wo Tage und Nächte einen schnellern Umlauf haben, als an andern Orten die Stunden; wo jeder Morgen etwas Neues bringt, wo man sich ohne Rast umher treibt, und am Ende der Woche findet, daß man nur die Hälfte von dem ausgeführt hat, was man sich vornahm. — Sie sagen, daß Sie mit den theatralischen Werken der Engländer am spätesten in Deutschland bekannt werden? Eine Ursache hiervon ist, daß ein Stück oft der halben Stadt bekannt ist, ehe es im Druck erscheint, daß die Verfasser von der ersten Aufführung an bis zum Drucke ohne Unterlaß abändern und verbessern, die Verbesserungen dann mit der Wirkung vergleichen, die sie auf der Bühne haben; lesen und hören was in den Zeitungen und Gesellschaften darüber gesagt wird, und dann erst es dem Drucke übergeben. — Hier haben Sie die Neuigkeiten, die dieser Winter hervorgebracht hat: He would be a Soldier, ein Lustspiel von Pilon, erschien zu Coventgarden und wurde angenommen, ob ich schon mit der Wirkung, die es auf der Bühne that, gar nicht zufrieden bin. Indessen bemerkte ich gute Scenen und auffallende Stellen im Dialog. Vor zehn Tagen erschien es im Drucke und ich las es mit mehr Vergnügen, als ich es hatte aufführen sehen. Indessen glaube ich nie, daß es ein Stock-play werden wird,

d. h.

d. h. ein Stück, das man, wenn die Jahreszeit zu Ende ist, oft wieder geben wird. The School for Graybeards, ein Lustspiel der Mrs. Cowley, erschien zu Drurylane, und hat vor einem jeden den Vortheil, den ein Stück durch die besten Schauspieler und Schauspielerinnen erhalten kann. Mit Vergnügen geht man für diese allein hin, und findet sie unterhaltend, sie mögen auch spielen was sie wollen. Der Plan ist schlecht, die Moral abscheulich, die Sprache oft unanständig; aber es hat treffliche komische Situationen, und wird sich erhalten, so lange ein King, ein Parsons, Palmer, Miß Farren und einige andere es spielen. Es ist noch nicht gedruckt und ich glaube schwerlich, daß es sich gut lesen wird. — Auf dieser nämlichen Bühne spielt auch Mrs. Siddons, ihr Bruder Kembe und die unvergleichliche Jordans, diese Juwele, die bis vergangenes Jahr unbekannt in der Provinz vergraben lag. Kurz, Drurylane hat diesen Winter bey weitem den Vorzug vor Coventgarden. — Auf beyden Theatern erschien zu Anfange der Jahreszeit eine doppelte Nachahmung der französis. Oper Richard Coeur de Lion. Die zu Coventgarden wurde ausgepfiffen, und ist auch itzt, aller Abänderungen ungeachtet, elend genug. Die zu Drurylane ist besser, aber doch immer so schlecht, daß Niemand das Ding würde sehen wollen, wenn nicht eine gute Musik, Parade und schöne Dekorationen ihm großen Zulauf verschaften. Es ist gedruckt, aber es würde schwerlich gekauft werden, wenn man es nicht, der Gesänge wegen, mit in das Haus nähme.

Es ist zum Erstaunen, daß die tragische Muse in England so gefallen ist, daß schon seit vielen Jahren kein Trauerspiel erschien, das sich bis in den 2ten oder 3ten Winter erhalten hätte. Wahr ist es, daß man bisweilen ein neueres Trauerspiel wiederum giebt, weil das Publikum den oder jenen Schauspieler oder Schauspielerin darinne wieder zu sehen wünscht; wie z. E. Miß Brumton noch immer ihren Werther aufrecht erhalten hat, aber das ists auch alles, während daß man gewisse Stücke von Otway, Thomson, Rowe und eine Menge von Shakespear ohne Unterlaß vorstellt. Wer hat nicht die Siddons in Lady Macbeth, in Lady Randolph, in Isabella, im geretteten Venedig, im Spieler, und in einer Menge anderer gesehen? Und doch habe ich seit kurzem alle diese Stücke in einem vollen Hause, gesehen, während daß Cumberland's Carmelite, wo sie auch spielt, höchst selten gegeben wird.

Vergangene Woche erschien Eloise, ein Trauerspiel nach Rousseaus Roman, von Robeadson, Verfasser des Trauerspiels Werther, wurde angenommen, hatte eine 2te Aufführung und würde schon eine 3te gehabt haben, wenn man sie nicht, des Verfassers wegen (Sie wissen, daß die 3te, 6te und 9te Vorstellung dem Verf. gehört) bis nach dem neuen Jahre verschoben hätte.

Vor 14 Tagen war ich in Sommerset-House, um eine Rede zu hören, die Sir Jon. Reynolds alle zwey Jahre hält, wenn die Preismedaillen der Akademie den jungen Leuten ausgetheilt werden. Die Versamm-

sammlung bestund aus vielen Hunderten und war durch vornehme Besuchende, äußerst glänzend. Allein Sir Josua ist so taub, daß er sich selbst nicht hört und also kein Maas für seine Stimme hat. Die vielen jungen Leute, die in einiger Ferne stunden, machten, da sie nicht hören konnten, einen solchen Lärm, daß ich nicht eine einzige Periode ganz verstanden habe, ob ich ihm schon ziemlich nahe saß. Ich hoffe aber die Rede bald gedruckt zu bekommen. — Hr. Weest tracktirt mich bisweilen mit einem Portefeuille seiner Zeichnungen, die er sehr ins Reine bringt, und ich finde darin mehr Unterhaltung, als in vielen seiner Gemälde. — Bey Northcote habe ich letzthin ein sehr großes Stück gesehen, das er für Boydell malt, und das, wenn ich mich nicht sehr irre, das beste werden wird, das ich noch je von diesen Künstler gesehen habe. Der Rebelle Wat Tyler fällt so eben vom Pferde, und die Hofleute Richards II. sind eben im Begriff ihn zu tödten. Es füllt die ganze Seite eines ganzen Zimmers. — Von Boydell's ungeheurer Unternehmung einer Kupfersammlung nach Shakespear sage ich Ihnen nichts, weil ich vermuthe, daß die Anzeigen über ganz Europa verstreut sind. Die Zahl der Subscribenten war gestern noch nicht ganz 500. u. s. w.

Neue Englische Kupferstiche.

Die punktirte Manier gewinnt noch immer mehr die Oberhand, selbst über die sonst so beliebte und aufs höchste getriebne schwarze Kunst. Nächst ihr kommt aqua tinta: der Griffel selbst wird weniger, hauptsäch-

lich nur für Buchhändler, gebraucht. Wir wollen dasmal die Neuigkeiten, nach ihren verschiednen Manieren, ausstellen.

In der punktirten Manier, die Abdrücke roth, braun und schwarz, auch wohl mit Farben, wo aber dann die Preise viel höher gehn.

Cupid disarm'd, und Cupid's Revenge. Zwey Ovale, nach J. H. Benwell, von C. Knight; kosten zusammen 7 Schillinge.

Margaret, Queen of Henry the 6th, nach Borel, von James Hogg. Die Geschichte, da sie in einem Walde, wohin sie, nach verlorner Schlacht, mit ihrem Prinzen geflohen war, von einem Räuber angefallen wird, und diesen durch die herzhafte Anrede: „Hier ist der Sohn deines Königs, den ich deinem Schutze übergebe!" besänftigt und dahin bewegt, daß er sie in Sicherheit bringt. Ein großes Oval in der Queer, zu 15 Schillinge im Preise.

A Girl of Modena, und A Girl of the Forest of Snowden. Zwey Ovale, mittlerer Größe, nach H. Bunbury, von P. W. Tomkins; kosten beyde 6 Schillinge.

Adelaide first seen in the Gardens of Bagnieres, aus dem Comte de Comminges; nach demselben, von Bartolozzi. Ein großes Blatt in der Runde, zu 7 ½ Schillinge.

Youth, und Pity, Zwey kleine Ovale von Colibert gezeichnet und gestochen; kosten 5 Schillinge.

Infancy, nach R. Cosway, von C. White. Ein breites Oval, zu 6 Schillinge.

Iulia

Iulia und Annette und Lubin. Zwey Ovale, nach Emma Crew, von C. White, kosten 7 Schillinge.

Sleeping Dogs, nach einer Marmor-Gruppe, die Mistriß Damer, Tochter des Generals Conway, verfertigt hat, von J. Cary. Ein breites Oval zu 3½ Schillinge.

Rosina, und Stella. Zwey Ovale, mittlerer Größe, nach J. Dunthorne, Iunior, von E. Scott: beyde 5 Schillinge.

Fidelity, nach D. Gardner, von C. White, im breiten Ovale, das Nebenstück zu Infancy, oben: kostet 6 Schillinge.

Romeo und Iuliet, nach W. Hamilton, von Bartolozzi. Ein Oval, mittlerer Größe, zu 6 Schillinge.

Rural Innocence, nach S. Harding, von Bartolozzi; mittlerer Größe in der Höhe, zu 5 Schillinge.

Pyramus und Thisbe Zwey große Ovale, nach J. Hoppner, ersters von C. Knight, und letzters von W. Rutter. Ein jeder der Verliebten steht horchend an der Mauer, die sie trennt. Kosten zusammen 15 Schillinge.

Mrs. Iordan in the Character of the Romp. Eine im komischen sehr beliebte Schauspielerinn, nach Miller, von J. Cary. Ein Oval in Folio, zu 2½ Schillinge.

The distracted Damsel. Ein größeres Oval, nach demselben, von V. M. Picot. Eine Episode aus dem Gedichte Sympathy von Mr.

 Pratt,

Pratt, wo ein verwirrtes Mädchen eine ansichtig gewordne Mannsperson flieht, und sich ins Wasser stürzt. Kostet 7 und einen halben Schilling.

Charlotte and Werters Visit to the Vicar of S. nach demselben, von W. Sedgwick. Ein großes Blat in der Runde, zu 5 Schillinge.

Alexander giving up his favorite Mistress Campaspe to Apelles, nach ebendemselben, von J. B. Michel. Ein großes Blat in der Queer, zu 7 und einem halben Schillinge.

The Lass of Livingston, und How sweet's the Love that meets return. Zwey Queer-Ovale, nach G. Morland, von T. Gaugain. Sie stellen ein paar Scenen der Geschichte einer ländlichen Liebe vor, aus Ramsays Liedern. In der ersten sizt das Mädchen, das sich verlassen glaubt, betrübt unter einem Baume, und wird von ihrem Liebhaber belauscht: in der andern ruhet dieser ihr im Schooße. Sie kosten zusammen 12 Schillinge.

The ratifying magna Charta dy King Iohn, nach J. H. Mortimer, von William Wynne Ryland. Ein schönes großes Blat in der Queer, voller Figuren, und die lezte Arbeit des unglücklichen Kupferstechers, von der Wittwe herausgegeben. Es kostet 1 und eine halbe Guinee.

Peasants with Fruit and Flowers. Ein Queer-Oval, nach W. Peters von J. B. Michel. Zu 5 Schillinge.

Von den Gemälden, die der Ritter Reynolds für das neue Collegium in Oxford verfertigt, Mr. Jer-

Jervaise daselbst in einem Kirchenfenster auf Glas getragen, und die beyden Facius in Kupfer gestochen haben, ist nunmehr der Beschluß zu Stande gekommen, und dabey eine kurze Beschreibung nebst folgendem Titel ausgegeben: The West Window of the Chapel, New College, Oxford. After Pictures painted by Sir Iofhua Reynolds, and executed on Glafs by Mr. Iervaife. Engraved by S. G. and I. G. Facius. — 1785. in Atlas Format. Das ganze Werk besteht demnach aus 14 Blättern, wovon wir 7 Stück, die 3 christlichen und 4 Haupttugenden vorstellend, schon angezeigt haben. Die andern jetzt hinzugekommnen aber enthalten folgendes: 1. Eine allgemeine Abzeichnung des ganzen Fensters; 2. Die Geburt Christi, als das Hauptgemälde, eine reiche, schöne Composition; 3. Der obere Theil dieses Hauptstücks auf einer besondern Platte, nemlich ein Engel in der Luft, der entzückt ein Kreuz mit einer Glorie umgeben betrachtet, und von dem die Inschrift, aus 1. Petri, 1. 12. in griechischer Sprache herunterläuft: Welches auch die Engel gelüstet zu schauen; 4. 5. Die Seitenfächer dieses Gemählydes, worauf Hirten vorgestellt sind, die der Geburt hinzueilen, darunter auf der einen Seite die beyden Maler, Reynolds und Jervaise abgebildet sind; 6. und 7. zwey Blätter, blos mit Wolken angefüllt, die an das Hauptstück passen, zu dem Ende, wenn etwa jemand die ganze Vorstellung in einem großen Quadrate zusammen fassen und aufziehen lassen wollte. Die schönen Kupferstiche thun

K 4 der

der Kunst und dem Geiste des Malers Gerechtigkeit. Von der Ausführung auf Glas aber läßt sich nicht anders, als durch den Augenschein, urtheilen, und diejenigen, welche das Vergnügen gehabt haben, müssen bekennen, daß diese für erstorben geachtete Kunst mit einem Glanze wieder aufgelebt sey, den sie bey unsern Vorfahren noch nicht erreicht hatte. Nur dürften sich wohl wenige finden, die so große Kosten anjeẞt noch auf einen an sich so zerbrechlichen, und der Zerstörung so ausgesetzten Grund verschwenden möchten. Uebrigens kostet das ganze Werk, das auch gebunden verkauft wird, in gewöhnlichen Abdrücken, 6 Guineen.

Elizabeth Queen of Edward the 4th. Die Geschichte, wie sie von ihrem Prinzen Abschied nimmt, den ihr der Herzog von Glocester durch den Kardinal Erzbischof von Canterbury absodern läßt. Ein Nebenstück zur oben angezeigten Königinn Margarethe, nach J. F. Rigaud, von P. Bettelini, zu 15 Schillinge.

The Primrose Girl, und The Match Boy, ein Mädchen das Blumen, und ein Junge der Schwefelhölzgen zu Kaufe hat. Zwey mittlere Ovale, nach J. R. Smith, von C. Knight; kosten 7 Schillinge.

Society in Solitude, und Contemplating the Picture. Auch zwey Ovale, etwas größer, nach demselben Smith. Zwey sitzende Damen vorstellend, wovon die eine lieset, die andre ein Bildniß betrachtet. Zu gleichem Preise.

The

The Children in the Wood, aus einer Ballade, nach Thomas Stothard, von Jos. Collyer, und Julius Tidd. Ein grosses Blatt in der Runde zu 7 und einem halben Schillinge.

Charlotte's Visit to the Vicar. Noch ein Wertherstück, nach demselben Maler, von Ogborne: wie das vorhergehende an Größe und Preise.

Die Bildnisse des Malers Benjamin Weest und des Kupferstechers William Woollett, nach Gabriel Stuart von Caroline Watson. Zwey überaus sauber kleine Quartblätter, das Stück zu 5 Schillinge.

Folgende nach Angelika Kauffmann:

1. 2. Rinaldo et Armida, und Morte di Clorinda. Zwey mittlere Ovale, von Bartolozzi, kosten 12 Schillinge.

3. Zeuxis composing the picture of Juno. Ein grosses, schönes Blatt, von demselben, zu 15 Schillinge.

4. Brotherly Affection. Zwey kleine Brüder, wovon der ältere den jüngern umfasset, im mittlern Ovale, von W. Sedgwick, zu 3 und einem halben Schillinge.

5. Cupid's Pastime. Ein neuer Stich dieses Gemäldes, von G. S. und J. G. Facius, in großem Queerovale, zu einer halben Guinee.

6. Coriolanus, von seiner Familie besänftigt, nach dem Shakespeare, von Bartolozzi, ein etwas größers, schönes Queer-Oval, das 1 Guinee kostet.

Lavinia and Mother, aus Thompsons Jahreszeiten,

zeiten, nach J. H. Ramberg, von P. W. Tomkins, in mittlerm Ovale, zu 6 Schillinge.

Muscipula. Eine Mausefalle, wobey ein Mädchen, nach Reynolds, von J. Jones: in der Höhe, mittlerer Größe, zu 6 Schillinge.

Madonna die dem Kinde das Lesen lehrt, nach Guercino, von Bartolozzi. Ein mittleres Oval, zu 7 und einem halben Schillinge.

In schwarzer Kunst.

Ein gar vortrefliches Blatt, nach Teniers, von Earlom, welches eine vor dem Höllenschlunde stehende Hexe vorstellt, die ein ganzes Heer teufelischer Figuren, in den groteskesten Gestalten, vor sich hertreibt. Das Gemälde besitzt der Ritter Reynolds, und ist von gleicher Größe des Stichs, nemlich 16 Zoll 9 L. Höhe zu 24 Z. 3 L. Breite. Ein Probedruck von diesem aber kostet 3 Guineen, und ein gemeiner 2.

Ioseph interpreting the Dream of Pharaon, nach Guercino, von Dunkarton. Das fünfte und lezte Blatt von den herrlichen Gemälden der Geschichte Josephs, in der Sammlung des Herzogs von Norfolk, gleicher Größe mit den vorhergehenden Blättern und zu gleichem Preise.

Clytie, aus Ovids Verwandlungen, nach Maria Cosway, von Val. Green, in der Breite, zu 5 Schillinge.

Our Saviour and the Woman of Samaria, nach einem Gemälde von Giuseppe Chiari, in der Sammlung des Grafen von Pembroke, von

J.

J. Dean. Ein großes Blatt in der Höhe, zu 7 und einem halben Schillinge.

A Shower. Ein Regenschauer, wogegen sich ein sitzendes Bauermädchen, mit seinem übergeschlagnen Rocke schützt: von J. Hoppner gemahlt und gestochen. In der Höhe zu 5 Schillinge.

Iupiter and Io, nach demselben, von V. Green. Ein großes Blatt in der Höhe, das 15 Schillinge kostet.

Clara at the Tomb of Eloisa, nach demselben, von J. Young, desgleichen, zu einer halben Guinee.

Age and Infancy. Ein starker Kontrast, da ein sehr alter Greis neben einem ruhig schlafenden, nackten Kinde steht. Nach einem Gemälde von J. Opie, von J. R. Smith. Ein großes Blatt in der Breite, zu einer halben Guinee.

A Winter's Tale. Die Mutter erzählt ihrer Familie, von fünf Töchtern und einem Sohne, eine rührende Geschichte: nach demselben, von V. Green. Ein noch größers, breites Stück, das 1 Guinee kostet.

Nach R. M. Paye:

1. Children spouting Tragedy: ein Trauerspiel von Kindern unter sich vorgestellt. Von C. H. Hodges.

2. Children reading the inscription on their Mother's Grave-stone: von [illegible]. Ward.

3. A Girl sketching a Portrait on the Ground: auch lauter Kinder, von demselben. Drey zusammen gehörende, große [illegible] in der Breite,

Breite, gleicher Maaße, das Stück zu einer halben Guinee.

4. 5. The sulky Boy, und The distress'd Girl, nach demselben, von J. Young, zwey große Blätter in der Höhe, das Stück zu 7 und einem halben Schillinge. Ersters ein grämlicher Junge, bey einem Brunnen sitzend, daraus er schöpfen wollte, aber seinen Topf zerbrochen hat: letzters ein junges Mädchen, das sein Milchgefäß umgeworfen, worüber ein Junge lachet.

Mit dem Grabstichel.

Mary Queen of Scots resigning her Crown at Lochleven-Castle. Nach einem Gemälde, das Gavin Hamilton in Rom, für den Herrn J. Boswell verfertigt, von Francis Legat gestochen. Ein schönes, großes Blatt, in der Breite: kostet 15 Schillinge.

Mrs. Siddons and her Son in the Tragedy of Isabella. Das Gemälde von W. Hamilton, und der Stich von J. Caldwall. Eine der rührendsten Auftritte dieses Trauerspiels der unglücklichen Heurath, darinn diese große Schauspielerinn ihre volle Stärke zeigt. Ihr Bildniß und die ganz ausstehende Figur ist sehr wohl getroffen und der Stich meisterhaft. Er hat 23 Zoll in der Höhe zu 17 Breite, und kostet 1 Pfund 6 Schillinge.

Unlading of a Cutter, und Dissolution of a Cutter. Zwey Seestücke, nach J. Kitchingman, von B. T. Pouncy, mittlerer Größe in der Breite: kosten 6 Schillinge. Eine Landschaft, so

so die Aussicht eines Dorfs vorstellt, nach einer Zeichnung von W. Woollett, von Elisabeth Ellis geätzet. Ein großes Blatt in der Breite zu 7 und einem halben Schillinge.

The Interview between Edgar and Elfrida after her Marriage with Athelwold. Das Gemählde von Angelika Kauffmann, und der schöne Stich von W. W. Ryland, erst nach seinem Tode ausgegeben. Ein großes Blatt in der Breite, zu 1 Pfund 6 Schillinge.

Eine heilige Familie, nach Karl Maratti von Bartolozzi. Ein Folio-Blatt, zu 3 und einem halben Schillinge.

The rural Village, nach einem Gemälde des Niederländers Hobbema in Herrn Welbore Ellis Agar Sammlung, von James Mason gestochen. Ein schönes, großes Queerblat, zu 7 und einem halben Schillinge.

The Finding of Moses, in einer herrlichen Landschaft, nach einem Gemälde des Königs, von Zuccarelli, durch Samuel Smith meisterhaft gestochen. Es hat etwa 19 Zoll in der Höhe zu 28 Zoll Breite, und kostet eine Guinee.

The Cascade und Solitude. Zwey schöne Landschaften von Gasper Poussin, auch aus der Sammlung des Königs, deren erster Johann Browne, und die andre Wilson Lowry gestochen. Beyde gut ausgeführt, in großen Queerblättern, zu 15 Schillinge im Preise.

Der Hauptmann William Baillie fährt mit seiner Lieblingsbeschäftigung noch immer fort, und hat

hat zu seinem Werke neuerlich folgende schöne Blätter geliefert.

1. Das Gebet bey Tische von einer Bauernfamilie, nach Ostade, in schwarzer Kunst, klein Folio zu 5 Schillinge.

2. The School, nach demselben, eben so, in der Breite, zu 8 Schillinge.

3. George Villiers Duke of Buckingham, nach Van Dyk. Ein Brustſtück in punktirter Manier, zu 5 Schillinge.

4. Aurora. Der berühmte Carro del Sole von Guido, im Pallaste Rospigliosi zu Rom, in eben der Manier. Ein Queroval, das zu einer halben Guinee verkauft wird.

Von der Houghton Collection ist das 13. Heft erschienen, das 7 Stück No. 111 bis 117 enthält, und vermuthlich das letzte seyn wird. Wir erwarten hiernächst Titel und Beschreibung, um vom ganzen Werke eine umständliche Anzeige zu thun.

Frankreich.

Neue Schriften.

Les Dangers des Régles dans les Arts, Poëme suivi d'une traduction libre en vers d'un morceau du 16me Chant de l'Iliade, et d'une Elégie sur la Nuit: par M. T..., Brochure in 4to. A Paris. Wenn Hr. T... sich durch seine Talente in der Malerey hervorgethan hat, so scheint er doch in der verschwisterten Kunst der Poesie nicht auf gleiche Art geübt zu seyn, obgleich einige gute Verse sich in oben angezeigten Gedichten finden.

Les

Les Soirées Provençales, ou Lettres de M. *Berenger*, ecrites à ses amis pendant ses voyages dans sa Patrie, 3. Vol. in 12. A Paris chez Nyon. Eine angenehme Reise mit untermischten Gedichten voller poetischen Schilderungen, von denen sie vielleicht zu sehr überladen ist. Sie ist mit drey niedlichen Vorstellungen der Fontaine de Vaucluse, des Port de Toulon und von Marseille von Fessard geziert.

Traduction du Theâtre Anglois, depuis l'Origine des Spectacles jusqu' à nos jours. 12 Volumes in 8vo. A Paris chez la Veuve Ballard. Diese Uebersetzung einer Sammlung englischer Schauspiele ist man der Baronesse von Vosse und der Miß Vouters, ein paar Engländerinnen schuldig. Sie werden darinne nach drey Epocken geordnet. Die 1ste enthält drey Stück von Ben-Johnson, Chaque Homme dans son caractére, eine Komödie, Sejan und Catilina, Tragödien. Von Nicolas Rowe zwo Tragödien, la Maratre ambitieuse, & Iane Shore. Von Fletcher und Beaumont les Evénemens Imprévus, eine Komödie. Von Mistres Cent Livre le Prodige, eine Komödie. Von Vanbrugh und Cibber Le Mari poussé à bout, eine Komödie, und von Richard Steele les Amans Genereux. Die 2te Epocke enthält le Mari soupçonneux, eine Komödie von Benjamin Hoadley: Medée von Glover, und sieben Stück von Garrick. Die lezte Epocke die Alfrida und der Caractactus von William Mason, Tragödien. La Nymphe des Chênes, ein dramatisches Divertissement

sement vom General Bourgoyne. Zwo Kom von Brinsley Sheridan, les Rivaux et l' J de la Médisance, und zwo andere von Cowley la Belle Artificieuse et Qui préf t' elle? und schließt mit dem Comte de N ne, einer Tragödie von Robert Jephson.

Camille, ou Lettres de deux . de ce Siécle; 4 Bände in 8vo. Di welches bereits in die Englische, und in uns durch Herrn Jünger sehr gut übersetzt worden ist, hat einen französischen Artillerie-Hauptmann, Herrn Choderlos de Laclos zum Verf. der sich schon durch den mit Beyfall aufgenommenen Roman, les Liaisons dangereuses bekannt gemacht hat. Camille ist die Tochter eines englischen Landgeistlichen, der sie, da ihre Mutter ihr frühzeitig gestorben ist, mit vieler Sorgfalt erzogen und selbst unterrichtet hat. Nach dessen Tode geräth sie zu London in die Bekanntschaft einer berühmten Buhlschwester, mit welcher sie eben die Briefe wechselt, die hier erscheinen. Eine Krankheit hat sie genöthigt, zur Wiederherstellung ihrer Gesundheit, aufs Land zu gehen, wo sie sich aus Eitelkeit für die Tochter eines irländischen Lords ausgiebt, und das Herz eines jungen Edelmanns fesselt; aber durch jenes falsche Vorgeben in die traurigsten Umstände geräth. „Ich „führe dich (sagt sie zu ihrer Freundin) eben keinen „gar zu weiten Weg; aber wahr ists, man würde „weit eher die Reise um die Welt machen können, „als man alle Gedanken, alle Ideen durchlaufen „könnte, die den Kopf eines Weibes durchkreuzen, „wel-

„welches liebt und denkt: Und vielleicht wären „da eben so viele Entdeckungen zu machen.“ Das letztere hat der Verf. durch dieses Buch bewiesen, das zu den wichtigsten aus der schönen Litteratur gehört, die seit langer Zeit in Frankreich erschienen sind. So wenig der Rec., schon seit mehrern Jahren Freund von Romanenlektüre ist, so hat ihm der vierte Band doch eine schlaflose Nacht gemacht. Welche tiefe Blicke thut dieser vortrefliche Schriftsteller ins menschliche, und besonders ins weibliche Herz!

Les Lunes du Cousin Iacques, chez Esclapart. 12mo. Der Pariser Wandsbecker Bothe, der, gleich unserm Asmus, seinen Einfällen und dem was er erzählt einen reizenden Anstrich zu geben weiß. Alle Monate erscheint ein Heft, und wir haben deren bereits 17 in Händen. Die für Deutschland interessantesten prosaischen Stücke hat Herr Jünger angefangen unter dem Titel zu übersetzen: Launen des Vetter Jakobs; von welchen zwey Bändchen allhier bey Göschen erschienen sind. Der Verf. der Lunes heißt Beffroy de *Regny*, und hat sich seit einigen Jahren als einen sehr fleißigen Schriftsteller bewiesen. Man hat von ihm les folies du Cousin Iacques, drey komische Gedichte von mehrern Gesängen, jedes etwa 6 bis 8 Bogen stark, Marlborough, Hurluberlu ou le Célibataire, und Turlututu; ingleichen einen dicken Octavband, worin alle Arten von Versgattungen mit Prosa untermischt sind, les petites Maisons du Parnasse, aus dem aber erhellt, daß die Kunst zu raisonniren nicht des Verf. Talent ist. Die Schilderungen der

aufgeführten Dichter und Künstler sind theils falsch, theils blos von der Oberfläche geschöpft. So wird der Odendichter Roußeau weit über den Horaz gesetzt, welcher wegen seiner vorgeblichen Schmeicheleyen des Augusts einen Platz im Narrenhause erhält. Auch Voltaire bekommt darin eine Stelle; vermuthlich weil dem Verf. das Gewissen sagte, daß wer dessen Temple du Goût gelesen hat, seinem Werke, trotz einiger drolligen Einfälle und glücklichen Verse, keinen Geschmack abgewinnen könne.

Kürzlich hat der Verf. auch eine komische Oper von einem Akte aufführen und drucken lassen, les Aîles d'Amour betitelt, die Beyfall gefunden und den Putzmacherinnen Veranlassung zu neuen Kopfzeugen aux aîles de l'amour gegeben hat.

Les six Nouvelles de M. de *Florian*; de l'Imprimerie de Didot l'ainé.

Galatée, Roman pastorale imité de Cervantes par M. de *Florian*. Ebend.

Numa Pompilius, second Roi de Rome, par M. de *Florian*. Ebend.

Alle drey Werke sind bereits durch Uebersetzungen bey uns bekannt, aus denen man aber nicht ganz auf ihren Werth schließen kann, der größtentheils in einer schmeichelnden Süßigkeit und einem bezaubernden Wohllaute der Sprache besteht. Der Numa beweist indeß von neuem, daß ein episches Gedicht in Prosa, auch bey dem größten dichterischen Genie seines Verf., immer in einen abentheuerlichen Roman ausartet. Am stärksten fühlt man dieses hier bey den drey letzten Gesängen, wo der Knoten gelöst werden soll.

Dieß

Dieß hindert indeß nicht, daß man dieses Buch nicht mehrmal mit Vergnügen lese.

Neue Kunstwerke.

1786.

Julius. Instruction Villageoise von de Bücourt gemalt und von C. J. Glairon Mondet gestochen und La Conversation Flamande von ebendemselben, nach Jean Leduc. Ein paar Gegenbilder, jedes zu 4 Liv. im Preise.

Cris et Costumes de Paris, von Watteau gezeichnet und gestochen von Güyot, buntfarbig, 1ste Lieferung, 4 Liv.

Portrait de M. du Paty, Président à Mortier, au Parlement de Bordeaux, in 4t. von Gaucher nach einer Zeichnung von Notte gestochen.

Portrait de M. Legrand de Laleu, Avocat au Parlement, ebenfalls nach Notte von Choffard gestochen: jedes zu 1 Liv. 4 S.

Le Serment de L' Amour von Mathieu nach einem Gemälde H. Fragonard gestochen macht das Gegenbild von La bonne Mere nach eben diesem Maler von Delaunay; kostet 6 Liv.

August. L' Acte d' Humanité, von Jean de Fraine gemalt und Delaunay, dem Jüngern, gestochen. Eine Dame von Stande sucht eine unglückliche Familie in ihrer Hütte auf, und entreißt sie ihrem Elende, ist in der Suite des Delaunay das 6te Blatt zu 3. Liv.

Galerie Historique Universelle par M. de P*** 3. Liv. 12. St. Diese 3te Lage enthält die Bildnisse des d' Alembert, Carl des 12ten, des Cromwell, Demosthenes, Leo 10., Mengs, Ruyter und der Madame Sevigne'.

Von den Illustres François in Fol. ist Num. 5 und 6. Türenne und Descartes erschienen.

L' Abus de la Credulité, nach E. Aubry, von N. Delaunay gestochen, macht das 8te in der Suite, die er unter den Titeln herausgegeben, L' heureuse Fécondité, Dites nous donc s'il vous plaît, les Begnets, l'Enfant Chéri, le Bonheur du Ménage, la Gaïté Conjugale et la Félicité Villageoise. Es stellt ein altes Weib vor, die einem jungen Mädchen gut Glück sagét.

Venus liant les ailes de l' Amour, von C. G. Schulz nach einem Originalgemälde von L. E. Viger Lebrün gestochen, Preis zu 12 Liv.

Sept. Octob. Le Menuet de la Mariée von de Bûcourt gemalt und gestochen, kostet 6 Liv. und macht das Gegenbild von Noce de Village, von Descourtis gestochen.

L' Innocence reconnue, von Binet gezeichnet und Maillet gestochen; zu 3 Liv.

Vues des principaux édifices de Paris, gehen bereits bis zur 59. Nummer, wovon die drey letztern sind: Pavillon Chinois du Boulevard: Maison de Madame d' Hervieux und la Bastille.

November. Galerie du Palais Royal, gravée d'après les Tableaux de differentes Eco-

Ecoles, qui la composent, avec une Abrégé de la Vie des Peintres & une Description Historique de châque Tableau, 3te Lieferung. Sie enthält le Portrait de Titien, nach ihm selbst, gestochen von Antoine Romanet; l'Enlevement d'Europe nach Titian von J. L. Delignon; un Portement de Croix, von Dominique Zampieri von Henriqvez. Diane et Actéon, nach Titian Vecelli; geätzt nach Duclos und mit dem Grabstichel ausgeführt von Longueil; le Martyre de St. Barthélemy, von August Carrache, gezeichnet von Borel und gestochen von Levasseur, und une jeune Martyre nach Guido Canlassi, mit dem Zunamen Cagnacci, von J. Couche. Bey diesem findet man la vue de la Galerie et du Jardin du Palais Royal, die man dieser Sammlung vorsetzen kann.

Le Sommeil de Vénus et le Prix de la Beauté, zwey Blätter von Turcaty nach Ardel macht die Suite von sechs andern dieser Art aus, zu 1 Liv. 4 S. auf Röthel und Tuschart.

Portraits des Grands hommes, Femmes illustres & Sujets mémorables de France, gravés & imprimés en couleurs, format grand in 4to. Unter diesem Titel giebt Blin ein Kupferstichwerk heraus, wovon jede Lieferung zwey Bildnisse großer Männer oder berühmter Weiber nebst zwey merkwürdigen Handlungen, und also vier Blätter enthalten soll. Die Subscribenten erhalten es um 8 Livres, für andere kostet es 12 Liv. und monatlich erhält man eine solche Lieferung.

Ein ander ähnliches Werk sind Les Actions célèbres des Grands Hommes de toutes les Nations, dessinées par les meilleurs Maîtres & gravées par P. *Moithey*, accompagnée d' une notice Biographique & d' un Essai de style lapidaire, par M. P. *Sylvain Marechal*; wovon jede Lieferung 4 Blatt zu 4 Liv. enthält, und die erste Lage bereits erschienen ist.

Noch ein ander ähnliches Werk ist *Mémorial pittoresque de la France*, ou Recueil de toutes les belles actions, traits de courage, de bienfaisance, de patriotisme & d'humanité depuis le Règne de Henri IV. jusqu' à nos jours, par M. L. B*** avec des planches gravées en couleurs par M. de Machy d' après les dessins des plus célèbres Artistes Ier cahier: contenant *un trait de la vie de Henri* IV. Die Lieferung erscheint allezeit den 15. jedes Monats, jede Platte mit der Erklärung kostet 4 Liv. und ist in groß 4to.

Ferner *l'Héroisme étranger & national*, ou Collection historique de principaux Traits d'humanité, de vertu, de patriotisme et de courage notamment de ceux qui ont illustré le règne de Louis XVI, depuis son avenement au trône; gravées en couleur par M. *Guyot* d'après les dessins des meilleurs Artistes. Jeden Monat erscheint von diesem Werke ein Blatt zu 3 Liv. Das Format ist Oval, in Folio mit einer darunter stehenden historischen Erläuterung.

Pre-

Première livraison de six Estampes pour les Oeuvres d'Horace; par M. *Ponce*, in 8o.

Le Panthéon, ou les Figures de la Fable, dessinées par M. *Gois*, gravées par M. *Simon* avec leurs historiques par M. *Maréchal* prémière livraison in 8vo.

December. Costumes des anciens Peuples à l'usage des Artistes, par M. *Dandré Bardon*, nouvelle edition rédigée par M. *Cochin*. Von diesen ist bereits die 4te Abtheilung erschienen, welche die gottesdienstlichen Gewohnheiten der Perser enthält.

Moreau giebt bereits die 7te Lieferung zu den Werken des Voltaire heraus, die 6 Liv. kostet.

Von der Gallerie historique, universelle par M. de P*** ist die 7te Lieferung zu 3 Liv. 12 Sous erschienen. Es enthält die Bildnisse des Achilles, Le Clerc, Clovis I. des M. E. Lepidus, der Poppäa, des Raphael Sancio, des C. Tromp, des T. Wolsey.

Portrait de M. Target, Avocat, l'un des quarante de l'Academie Françoise. Von Pujos gezeichnet und Beisac gestochen. Preis 3 Liv.

Portrait de Mgr. le Dauphin & de Madame Fille du Roi, ein paar gruppirte Portraite von L. E. Lebrün gemalt, und Moriz Blot gestochen, zu 12 Liv.

Merteuil & Miss Cécile Volange, ein Blatt nach einem Auftritte aus den Liaisons dange-

gereuses, von Girard nach Lavrince gestochen, 9 Liv. buntfarbig, und 6. Liv. schwarz.

Nina von Lavrince gemalt und Colinet gestochen 6 Liv. buntfarbig, und in getuschter Manier 9 Liv.

1787.

Jänner. Collection des Costumes Espagnols anciens & modernes, premiere Livraison. Preis 12 Liv. Diese Sammlung kann als eine Folge zu den bisher gelieferten Costumes François angesehen werden, wovon allezeit über den andern Monat eine Suite folgen wird.

Portrait de M. l' Abbé Bonnot de Mably. Preis 3 Liv. nach einer Zeichnung von Pujos von Weisac gestochen.

Rom.

Ein spanischer Exjesuit D. Vicente Reguena hat über die alte Enkaustische Malerey Essais sur le rétablissement de la peinture des Grecs & des Romains herausgegeben. Unter den Personen, die seine Grundsätze in Ausübung bringen, zeichnet sich besonders ein angesehener Maler in Perspektiv und Verzierungen Vincent Angeloni, ein Römer aus, der auf diese Art verschiedene Gemälde von Raphael im Vatican kopirt hat.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Drey und dreyßigsten Bandes Zweytes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1787.

Inhalt.

I. Also

I.

Also ist es für den Geschmack des Schriftstellers nicht gleichgültig, wie er sein Publikum sich denken will, oder denken muß, oder denken kann?

(Fortsetzung.)

Als ein Untersucher, dem man es an der Stirne wird angesehen haben, daß er blos zur Unterhaltung einen kritischen Spaziergang thut, habe ich mich bisher berechtigt geglaubt, statt aller ängstlichen Methode blos meiner Nase nachzugehen. Da mir nun diese Manier eben so gemächlich als gewöhnlich zu seyn scheint, so werde ich ohne Bedenken fortfahren, mich ihrer bis ans Ende meines Weges zu bedienen, welches hoffentlich nicht mehr weit entfernt seyn wird.

Ich habe so eben des Vorwurfs erwähnt, den man unsern gründlichen und schwergelehrten Schriftstellern öfters zu machen pflegt, wenn man von ihnen behauptet, daß sie, eines übertriebenen Begrifs von deutscher Ernsthaftigkeit zu Folge, sich um die Tändeleyen des Styls, um die Lebhaftigkeit und Anmuth des Vortrags wenig oder gar nicht bekümmerten. In der That muß man gestehen, daß diese Klasse von Schriftstellern zur Zeit noch immer überaus stark besetzt, und, größern Theils,

noch immer so sehr als jemals überzeugt ist, daß es kein besseres Mittel gebe, eine Nation leichtsinnig zu machen, als die heterodoxe Voraussetzung gewisser unpatriotischer Schriftsteller, als ob Geschmack und Gründlichkeit zwey Dinge wären, die gar wohl neben einander bestehen könnten. Indessen, da ich es für unschicklich halte, über kleine Fehler zu spötteln, wo sie durch in die Augen fallende Verdienste gemildert werden: so will ich jene gründliche und verdiente Männer hier nur, wie im Vorbeygehen, und als eine Stimme aus der Menge ersucht haben, in Zukunft auf unsere Schwachheit, wo möglich, doch etwas mehr Rücksicht zu nehmen, und nicht so wie bisher dem Verstande des deutschen Publikums, auf Kosten seines Geschmacks eben so beschwerliche als schmeichelhafte Complimente zu machen. Ich sage, wo möglich; denn wer weiß es nicht, daß es dem Professor und Schulmann oft nahe genug gelegt wird, ihren Geschmack ihrer Pflicht aufzuopfern. Wer sieht nicht die Schwierigkeiten, die ein verwöhntes oder stumpf gewordenes Gefühl, bey überhäufter Berufsarbeit, und der verdienstlichen und verdrießlichen Bemühung, für kleinere und größere Kinder Milchspeisen zuzubereiten, — dem eifrigsten Bestreben nach Eleganz und Annehmlichkeit entgegen setzen müssen! Diese Männer also sind mehr zu bedauern als zu verspotten.

Hingegen desto lächerlicher ist die nicht minder zahlreiche Zunft insbesondere junger Gelehrten, die ohne irgend eine Entschuldigung weder des Alters,

noch

noch des Berufs zu haben, sich's gleichwohl gelüsten lassen, im Vertrauen auf die dürren Stoppeln ihrer zusammen gerafften Kenntnisse, dem Geschmacke ein Schnippchen zu schlagen, und zottigten Bären gleich, unter den feinern Scribenten eines sich aufklärenden Volks, herumzuspringen. Diese Gattung von Aftergelehrten ist offenbar um ein Jahrtausend zu spät gekommen; denn nach ihrem Tone zu urtheilen, können sie unser Publikum unmöglich für etwas besseres, als eine Rotte wilder Gothen halten. — Von ihren eignen Schriften zwar, kenne ich, Gottlob! wenig oder nichts; auch sind sie hier, aus guten Gründen, ungleich zahmer. Dafür aber wüßte ich manches Journal, manche gelehrte Zeitung zu nennen, worinne diese litterärischen Thiere, unter dem Schutze der Anonymität, nach Herzenslust sich an ihrem eignen Gebrülle ergötzen. Wenn sie nun hier einen verdienstvollen Mann wie einen Schuljungen herumhudeln, so wird jeder Mensch, der nicht ohne alles Gefühl ist, über die Ungezogenheit und Niederträchtigkeit dieser kritischen Troßbuben ergrimmen. Desto lustiger aber wird die Scene, wenn ein witziger Kopf das Unglück hat in ihre unbarmherzigen Klauen zu fallen. Wohl ihm! wenn er sodann weiter nichts als witzig ist. Denn in diesem Falle behandeln sie ihn, wie der Pfarrlöwe des Irländischen Dechanten die gar zu übelberüchtigten Weibsbilder. „Er fährt, beym ersten Anblicke, mit Ungestüm aus seiner Höle hervor, eröfnet den schäumenden Rachen, und erhebt die gekrümmte Klaue; läßt sie aber so fort wieder

sinken, wirft einen verächtlichen Blick auf das keusche Geschöpf, wendet sich und kriecht mit vieler Würde, wieder in sein Loch." — Hat aber der unglückliche Schriftsteller sich's blos angelegen seyn lassen, eine ernsthafte Untersuchung hie und da durch einige Züge von Witz und Laune ein wenig aufzuheitern; hat er bey dieser Bemühung etwa ein Publikum im Sinne gehabt, das die Wahrheit nicht ohne Schminke leiden mag, und sich allenfalls kein Bedenken macht, die Dame selbst für ihren Putz zu geben; so gebärden sich unsere Kritiker, bey dieser Erscheinung, gerade wie der Affe, dem man Kastanien ins Feuer gelegt hat. Nachdem das lüsterne Thier endlich mit Angst und Noth die Kastanie aus dem Feuer gescharrt hat, und nun selbige zwischen die Pfoten zu nehmen und begierigst zu verschlingen im Begriff ist: so findet es sich, daß sie noch immer glühend ist. Urplötzlich wirft er das böse Ding wider die Erde, faßt es wieder auf, läßt es aufs neue fallen, sprudelt, schäumt und tobt. — Man mache einmal den Versuch die Gebärdensprache dieser possirlichen Thiere in die Sprache besagter Recensenten zu übersetzen, und man wird finden, daß es unmöglich sey zu unterscheiden, welche von beiden wohl die Originalsprache seyn möchte.

Dem Plumpen und Ungeschliffenen ist, in gewissem Verstande, das Läppische entgegen gesetzt; und diese simple Bemerkung bringt mich denn ganz natürlich auf die erstaunliche Erfindung unsers sinnreichen Zeitalters: das Publikum als ein großes Kind zu betrachten. Ich nenne diese Erfindung erstaunlich,

lich, weil sie eben so unerwartet als wichtig ist. Denn wenn man bedenkt, daß, nach der Versicherung berühmter Scribenten, die moderne Welt an Kindern aller Art den außerordentlichsten Ueberfluß haben soll: so ist es unstreitig eine sehr unerwartete Erscheinung, wenn man die Gelehrten so bemüht sieht, die wirkliche Kinderwelt noch durch eine idealische zu vermehren. Richtet man hinwiederum sein Augenmerk auf die unzählbare Menge schreibender Federn, die gegenwärtig zum Besten des Staats, Tag und Nacht, mit einer fast unbegreiflichen Geschwindigkeit, sich auf dem Papiere hin und her bewegen; überleget man ferner den ungeheuern Luxus unsrer Lesewelt, als welche täglich so viele Tausende von Büchern mit einer solchen Verschwendung aufzehrt, daß man, binnen wenigen Augenblicken, oft nicht das allergeringste Ueberbleibsel davon mehr auftreiben kann: so wird die Wichtigkeit besagter Erfindung, jedem spekulativen Kopfe, und wenn es auch der bedachtsamste Buchhändlerkopf seyn sollte, sofort in die Augen leuchten. — Doch Scherz und Ironie bey Seite! denn wer mag sich gern Misdeutungen ausgesetzt sehen. Es ist gewiß nicht zu läugnen, daß der unmittelbare Unterricht für Kinder, wie nur vor kurzem in einer kritischen Schrift ist erinnert worden, seine bedenkliche Seiten habe; aber er hat auch seine gute Seite, und es kommt alles auf die Art an, wie man sich damit benimmt. Denn was hat wohl eine zusammenhängende Geschichte für Kinder, die durch ihren bestimmten natürlichen Gang, den darinne verwebten

ten Unterricht so individuell macht; was haben wohlangelegte und wohlausgeführte Charaktere, die durch ihre fortgehende Entwickelung eben so interessant als lehrreich werden müssen; was hat ein liebreicher aber dennoch männlicher Ton, der den Schriftsteller charakterisirt, der sich mit Anstand herabzulassen versteht; was haben alle diese Dinge, mit dem unzusammenhängenden, frostigen, läppischen Gewäsche jener geschmacklosen Rhapsodisten gemein, die nur darum für Kinder zu schreiben scheinen, weil sie den Erwachsenen nichts Kluges zu sagen wissen? Nur Schade, daß man gegen einen redlichen Kinderfreund hundert Kinderverderber zählen kann, die kein Anytus verklagen will, weil sie blos der Sittlichkeit Nachtheil bringen. Schaden sie aber dem sittlichen Gefühle, so schaden sie auch dem Gefühle des Schönen. Weichliche Sitten geben nur einen läppischen Geschmack; schwatzhafte Kinder werden zu ästhetischen Gecken; und eingeschwatzte, erkünstelte Tugenden, brechen höchstens in romantische Schwärmerey und empfindsame Thränen aus. Hinc illae larymae! So viel von der patriotischen Bemühung unserer Pädagogen den deutschen Geschmack zu verfälschen.

Und hier dürfte ich mich nur ein klein wenig weiter linker Hand wenden, um auf einen ähnlichen Haufen von Scribenten zu stoßen, die dem Volke, das nach ihrer Meynung im Finstern tappt, ihre Nachtlampen, Irrwischen gleich, von Ferne zeigen, um selbiges, wo möglich, in ihren Sumpf und Schlamm zu führen. Das Volk freylich schlägt

schlägt vor ihnen das Kreuz, wie billig, und hält sich an sein: — „wer nur den lieben Gott läßt walten;“ — aber der häßliche Rauch ihrer Lampen verdüstert gleichwohl unsere Atmosphäre und hilft die Grazien und Musen verscheuchen, deren zärtliches Organ eines solchen gothischen Weihrauchs nun einmal nicht gewohnen kann.

Ueberhaupt ist wohl kein Volk, welches das lesende Publikum aus so mancherley oft höchst seltsamen Gesichtspunkten zu betrachten verstünde, als das deutsche. Die Alten schrieben entweder für Gelehrte in dem wahren Sinne des Worts, oder doch für Leute von Geschmack und Belesenheit. Wer weder zu der einen noch zu der andern Klasse gehörte, der ging entweder in die Schule und hörte den mündlichen Unterricht seiner Privatlehrer, bis er fähig wurde die öffentlichen Volkslehrer zu verstehen; oder hielt sich ganz bescheiden zu der Zunft jener ehrlichen Männer, die nichts gelernt haben, und sich darum nicht minder schätzen. Wollte ja etwa ein Lucilius nur für Tarentiner, Consentiner, und Sikuler geschrieben haben: so hält Cicero diese Erklärung doch für weiter nichts als einen scherzhaften Einfall. Denn wenn er auch die Schriften dieses Mannes überhaupt leichtern Gehalts und mit Gelehrsamkeit nicht bis zum Ueberflusse gesättiget findet: so spricht er ihm doch weder Geschmack und Urbanität, noch Witz und Laune ab; und leiht dem Lucilius noch obendrein die Entschuldigung: „Daß es zu seinen Zeiten freylich noch keine Gelehrten gegeben habe, deren Ge-

schmack und Einsicht er sich hätte zur Richtschnur nehmen können.“ —

Unter den Neuern haben die Franzosen ihrer angebornen Galanterie ohne Zweifel nur oft allzuviel Spielraum verstattet. Um in den Augen ihrer Götter und Göttinnen nur nicht schwerfällig und pedantisch zu erscheinen, sind sie nicht selten artig genug gewesen, lieber von Nichts, oder von einem ich weiß nicht was? zu schwatzen. Indessen, dieses ihr Nichts, ist doch immer ein niedliches Nichts (des petits riens); — und ihr je ne sais quoi, hat in ihrem Munde für manchen ehrlichen Deutschen Reizes genug gehabt, um ihn zu dem wunderlichen Versuch zu verleiten, wo möglich eine tiefsinnige Wahrheit hineinzulegen. Daß ihre schönen Geister nach dem moralischen Grundsatze Catulls: — „castum decet esse pium poetam ipsum“ — ihr Leben einrichten, wollen wir hoffen; daß sie den poetischen Grundsatz, den Catull hinzufügt: „versiculos, nihil necesse est,“ — aufs gewissenhafteste beobachten, wissen wir alle. Selbst Diderot war Franzos genug, um die Wahrheit, vermittelst seines magischen Ringes, aus einem Brunnen herauf zu holen, wo sie schwerlich ein deutscher Philosoph gesucht haben würde. Ich möchte es aber auch keinem, oder nur einem rathen, sich in diese Schlünde zu wagen. Schmutz und Ruß würde vermuthlich seine beste Ausbeute seyn. Denn nur den Franzosen scheint es Apollo vergönnt zu haben, sich die Musen als Nonnen zu denken. Zudem ist es ja bekannt, daß die Pariser Damen

eine

eine wahre Amazonen-Natur besitzen, und außerdem noch durch die dicke Schminke, gegen die übeln Folgen einer unzeitigen Schaam völlig gesichert sind. Daß aber sogar Voltaire, der alte Gräuel, sich dennoch innerhalb der Gränzen des feinen National-Geschmacks zu halten wisse, bezeuget selbst ein deutscher Dichter, wenn er irgendwo singt:

»— Den Teufeln in der Hölle,
Las Beelzebub Voltairs Pucelle
Zur Abendunterhaltung vor:
Und jeder Teufel war ganz Ohr.« —

Denn eben habe ich einen deutschen Originalroman aus der Hand gelegt, worinne ein Professor comme il faut, von seinem Busenfreunde versichert: — „daß er so viel Geschmack besitze, als der Teufel."

Mit einem Worte, die Franzosen vernachläßigen sich, bey allen ihren schriftstellerischen Ausschweifungen, doch niemals so sehr, daß sie nicht wenigstens durch Styl und Vortrag zu gefallen suchten. Von dieser Seite haben sie alle von ihrem Publikum nur einerley Vorstellung, und müssen selbige auch haben, weil sie nur unter dieser Bedingung sich Beyfall oder Nachsicht für das Uebrige versprechen dürfen.

Was soll ich nun vollends von den Engländern sagen? Einer ihrer feinsten Kunstrichter macht den Schriftsteller seiner Nation den Vorwurf: — „daß die Sorgfalt für gewisse untergeordnete Schönheiten der Schreibart gegenwärtig von ihnen nur zu weit

gerieben werde." — Dieser Vorwurf mag in einem deutschen Ohre seltsam genug klingen! und doch sagt man, daß er sogar den David Hume, den scharfsinnigsten und subtilsten unter allen Skeptikern treffen sollte. Eben diese Sorgfalt, die ein Engländer auf den Detail des Styls verwendet, verwendet er auch auf Methode und Einkleidung. Die englischen Journale sind ganz gewiß darum nicht minder gemeinnützig, weil sie an immer neuen Einkleidungen aller Art so unerschöpflich sind. Wenn anders die schöne Einfassung den Werth des Diamants nicht herabsetzt? Sind ihre Verfasser je zuweilen so patriotisch, auch den Stutzern Politik zu predigen, und den Damen, nebst dem Neuesten aus dem Reiche der Mode, auch ein Päckchen Staats-Rodomontaden mit auf den Putztisch zu werfen: so bleiben sie dem ungeachtet von der Einbildung gar weit entfernt, als ob ihr Publikum keine andere Eigenschaft von der Natur, als den ernsthaften Verstand aufzuweisen habe. Die freyen Engländer ehren die Gesetze überhaupt, wie sollte es ihnen einkommen, die Gesetze des Geschmacks, wenn es auch aus Liebe zur Gründlichkeit wäre, aus den Augen zu setzen?

Die Deutschen hingegen — wir wollen nicht ungerecht seyn; auch wir scheinen noch gerade anzufangen, erwähnten Vorwurf des englischen Kunstrichters zu verdienen. Eksteins Pantagruel mag es bezeugen. — „Denn als dieser große Prinz vor einiger Zeit die Merkwürdigkeiten von Dresden, als, das grüne Gewölbe, die Bildergallerie mit

mit einem gewissen Schriftsteller besaße: so konnte er nicht umhin, letztern zu bitten, daß er sich doch hüten möchte, in das entgegengesetzte Extrem unserer Sprach- und Grammatikstürmer zu verfallen, und die Prosa, der er seinen Ruf verdanke, nicht durch überkünstliches Schnitzwerk, wie Lessings Jäger seinen Bogen, zu verderben. Wobey er ihm zugleich für seine Quartalschrift eine Abhandlung über die schriftstellerischen Stutzer eingehändiget haben soll, die ihre Perioden gegen die Natur der Sprache verzerren, beschneiden, ausstopfen, glätten und überpinseln, wenn ihr Inhalt auch ein Wettergespräch seyn sollte; die bey jeder ihrer Arbeiten sich zuerst, und sodann erst ihren Gegenstand denken; und denen Zeitungslob mehr werth ist, als die innere Vollkommenheit ihrer Werke und der Beyfall der wenigen Auserlesenen." — Das Muster wäre sonach, wie man sieht, gegeben: die Nachahmer werden sich finden.

Unterdessen bis dieser glückliche Zeitpunkt eintritt, möchte man wohl die Frage nicht ohne Verwunderung aufwerfen; warum gerade die deutschen Schriftsteller sich in Rücksicht auf Geschmack und Vortrag, so viel zu Gute halten? was in aller Welt die behutsamen Deutschen so fahrläßig in diesem einzigen Punkte mache? Ohne mich bey den mancherley Antworten aufzuhalten, die man auf diese Fragen bereits gegeben hat, will ich blos einer einzigen erwähnen, die mir den Hauptgrund zu enthalten scheint. Unsere Schriftsteller sind darum so bequeme Stylisten, weil sie es ungestraft seyn können.

nen. Sie haben zu viel Freyheit; wir haben keinen Nationalgeschmack. Nun ist zwar der Nationalgeschmack jederzeit einseitig, und weicht von dem allgemeinen mehr oder weniger ab. Denn wie sollte der allgemeine epidemisch werden können? Aber der vielseitige Geschmack, der an jenes Stelle tritt, ist eben so wenig ein allgemeiner. Nur mit dem Unterschiede, daß der vielseitige sich nie fixiren kann, weil er von den Vorurtheilen des einzelnen Menschen abhängt; der Nationalgeschmack hingegen ist eben so fest und unveränderlich, als die Vorurtheile der Nationen. Ueberhaupt ist es mit dem Geschmacke wie mit der Tugend. Der Patriotismus hat auf beyde den gleichen Einfluß. Ueberall sind die patriotischen Tugenden von einem etwas sonderbaren Gepräge; überall zeichnen sie sich durch eine gewisse Härte und Uebertreibung, von der reinen Tugend des Kosmopoliten aus. Aber diese Härte, dieses Uebertriebene ist gerade, was ihnen Allgemeinheit und Festigkeit giebt. Die Anwendung hiervon auf den Geschmack macht sich von selbst. Nach dieser Anwendung aber, wird es, glaube ich, unnöthig seyn, sich, zur Beantwortung der aufgeworfenen Frage, nach einer anderweitigen Antwort umzusehen. Es läßt sich, mit leichter Mühe, alles daraus erklären. Die Schnelligkeit, womit ein kühner Geist auf unsern Geschmack zu wirken pflegt, und die kurze Dauer solcherley Paroxismen. Denn was dem vielseitigen Geschmacke nur sonderbar scheinet, ist dem Nationalgeschmacke schon seltsam. — Der patriotische Ton gewisser deutscher

Schrift-

Schriftsteller, der so wenig Beyfall findet, weil er, unter solchen Umständen, nicht natürlich seyn kann. — Ferner, die ausgezeichnete Vortreflichkeit einiger wenigen Schriftsteller, die ohne äußere Unterstützung, sich selbst genug waren; und das Gekünstelte, Allzuernsthafte, Läppische, kurz die Einseitigkeit, das Provinzielle, der Erdgeschmack der Uebrigen. — Aber wie werden die unpatriotischen Leser ausfallen? wie anders, als unsre deutschen Leser? Sie werden alles kritisiren, und alles ertragen; sie werden keine Lieblingsschriftsteller haben. Wie oft sind Voltairs, und wie oft Wielands Schriften aufgelegt worden? — Geißler der jüngere wird für seinen mannichfaltigen Unsinn unter ihnen Käufer, und der dramatische Lohenstein Anbeter finden — bis man wieder einmal zur Abwechselung Lessingen in die Hand nimmt, mit der ungeduldigsten Erwartung nämlich, was wohl die nächste Messe für neue Wundergeburten ans Licht bringen werde! —

—— n.

II.

Versuch einer deutschen Prosodie. Dem Könige von Preußen gewidmet von Karl Philipp Moriz. Berlin, bey Arnold Wever. 1786. 252 Seiten 8.

Jede lebende Sprache bleibt, auch in ihrer blühendsten Periode, immer noch manches höheren Grades von Verfeinerung und Bestimmtheit fähig, deren non plus vltra nicht durch Gründe aus der Natur der Sache geschöpft, sondern einzig dadurch bestimmt werden kann, daß die Sprache, zugleich mit der Nation, die sie spricht und schreibt, ausstirbt, oder sich mit einer fremden vermischt und endlich von ihr verschlungen wird. So ausgemacht dieser Satz scheint, so ausgemacht scheint es zu gleicher Zeit zu seyn, daß von allen jetzt lebenden Sprachen, ihrer innern Beschaffenheit nach, verhältnißmäßig keine einer höhern Cultur und eines reellern, nicht erborgten Reichthums fähiger ist, als die unsrige. Ein Hauptvorzug, den sie vor den übrigen gebildeten Sprachen voraus hat, besteht ohnstreitig darinne, daß sie sich bis jetzt noch immer von der drückenden Tyranney des einseitigen Geschmacks Einer Hauptstadt frey erhalten hat. Ein Vorzug, den sie nur mit der griechischen Sprache theilt, und durch den es ihr gelungen ist, sich den

Reich-

Reichthum zu erhalten, mit dem sie es wagen kann, neben jener als Nebenbuhlerin aufzutreten, und ihr in manchem Stücke vielleicht noch den Vorzug streitig zu machen. Die Größe und Ausdehnung des Reichs, in dem sie gesprochen wird, die Verschiedenheit der Regierungsformen und des Clima, die Mannichfaltigkeit der Beschäftigungen und Sitten seiner Bewohner, und die daher entstandenen abweichenden Dialekte, die aber doch nicht so verschieden sind, daß sie nicht immer noch als Kinder Einer Mutter kennbar bleiben sollten — diesem allen hat sie ihren Reichthum und Ueberfluß von Wörtern und Wendungen zu danken, durch den sie die feinsten Nüancen der Gedanken und Empfindungen ausdrücken und fühlbar machen kann.

Kann, oder vielmehr könnte, wenn ihre Schätze zur Zeit nicht großen Theils noch in rohem Metalle bestünden, das erst die Hülfe kluger Scheidekünstler erwartet. Es ist nicht zu befürchten, daß die Träume von einem schon verschwundenen goldenen Zeitalter der deutschen Sprache und Poesie allgemein werden sollten, sonst wäre es wohl gewiß, daß sie von den verderblichsten Folgen für das Wachsthum der Cultur der Sprache seyn müßten. Es ist bey weitem nicht alles geschehen, was geschehen könnte, und höchst wahrscheinlich noch nicht der kleinste Theil dessen, was geschehen wird. Nicht, als ob wir im Stande wären, die Verdienste der vortreflichen Männer zu verkennen, denen unsere Sprache ihren jetzigen Glänz zu verdanken hat: wir glauben nur, von der Erfahrung unterstützt, behaupten

haupten zu dürfen, daß einige wenige große Schriftsteller nicht im Stande sind, der Sprache diejenige Hülfe und Dienste zu leisten, die sie nur allein aus vielen zu einem gemeinschaftlichen Endzwecke verbundenen Händen erhalten kann. Unser Publikum muß ekler werden, oder der große Haufe unserer Autoren wird nie anfangen, nicht blos deutsche Wörter zu brauchen, sondern auch deutsch, bestimmt und schön zu schreiben. Wir brauchen nun weniger große Originalgenies, als vielmehr eine Anzahl guter Köpfe, Leute von Weltkenntniß und Geschmack, um der Sprache die Politur und Ründe zu geben, deren sie noch so sehr benöthigt ist. Das wahre, feurige Genie ist zu selbstsüchtig: es ist mehr aufgelegt, neue Bahnen zu zeigen, als sie urbar und dem großen Haufen zugänglich zu machen. Es macht lieber Plane, als daß es sie ausführt. Wir haben große Baumeister, aber es fehlt uns an einer Menge geschickter Arbeitsleute und Handlanger. Doch, daß auch diesem Mangel mit der Zeit abgeholfen werden wird, sind wir mit desto mehr Fuge zu hoffen berechtigt, wenn wir einen Blick auf die Vergangenheit zurück werfen, und sehen, wie viel das deutsche Genie und der deutsche Fleiß, nur in einem halben Jahrhunderte, auch ohne Unterstützung der Großen und des Publikums, durch seinen eigenen Antrieb geleistet hat.

Vor dieser Zeit glich unsere Sprache einem wilden regellosen Chaos — rudis indigestaque moles,

Non bene junctarum discordia semina rerum —

Die

Die Prosa, die Poesie, die Geschichte, die Beredtsamkeit, alle trugen Ein gemeinschaftliches Gewand, alle kannten nur Eine Art sich auszudrücken, einerley Wörter, einerley Wendungen. Der Dichter unterschied sich durch wenig mehr, als den Reim, und ein oft schlecht genug beobachtetes Sylbenmaas; der Redner nur durch eine Menge abgeschmackter Figuren, durch hyperbolische Gedanken und schwülstigen und kriechenden Ausdruck von dem gemeinen Prosaisten. Die Geschichtschreiber waren größtentheils trockne Annalisten, und die Philosophen glaubten ihrer Würde zu vergeben, wenn sie sich der Sprache des Landes bedienten. Haller, Hagedorn, Wolf, Mosheim und einige wenige andere brachten zuerst Dämmerung in diese Nacht, und bald fing es an zu tagen. Wir bekamen nicht nur vortrefliche Dichter in allen Gattungen und nicht minder vortrefliche Prosaisten, deren Werke zu Mustern dienen können, und die selbst die Aufmerksamkeit der Ausländer erregten: wir erlebten endlich die Zeit, wo man anfing, die Sprache mit philosophischer und ästhetischer Kritik zu bearbeiten. Wir erhielten ein vortrefliches Wörterbuch und den meisterhaften Entwurf zu einem Lehrgebäude unserer Sprache, der auf die sicherste und festeste Grundlage aufgebaut war, auf Philosophie und ächten Sprachgebrauch. Nicht weniger Fleiß wurde auf einzelne Theile der ganzen Sprachkunde verwandt, obgleich nicht immer mit dem glücklichsten Erfolg. Ueber die Rechtschreibung erschienen eine Menge von Schriften und Schriftchen, die aber dieses schwan-

kende Gebäude mehr erschütterten, als befestigten. Auch die Prosodie wurde nun in eigenen Abhandlungen untersucht, da man sie sonst mit Unrecht als einen Nebenzweig der Grammatik angesehen hatte.

Die Regeln und Vorschriften aller Prosodiker von Opitz bis auf Gottsched schränken sich, genau genommen, auf einen einzigen Grundsatz ein. Man darf, heißt es bey ihnen, nur auf die gewöhnliche Aussprache der Wörter Acht haben, um in jedem vorkommenden Falle die Länge und Kürze einer Sylbe genau bestimmen zu können. Mit dieser Regel konnte man sich zur Noth begnügen, da man fast nichts als jambische und trochäische und nur selten daktylische oder anapästische Verse machte, und auch in diesen einfachen Sylbenstellungen sich viele Freyheiten erlaubte. Dann erst, als man auf den Gedanken gerieth, die Sylbenmaaße der Alten und vorzüglich den Hexameter nachzuahmen, fühlte man zum Theil, wie seicht und unzulänglich jener Grundsatz sey. Der bekannte Oest wagte den ersten ausführlichen Versuch einer kritischen Prosodie (Frankf. am Mayn, 1765. 8.) in dem man einzelne wahre Bemerkungen und manche glückliche Idee findet; seine Urtheile und Empfindungen sind meistens richtig, aber die Beweise nicht aus der Natur der Sache geschöpft. Das merkwürdigste, was seitdem über diesen Gegenstand gesagt worden ist, findet man in einer kleinen Brochüre: Ueber die deutsche Tonmeßung. 1766. 8. in Klopstocks Fragmenten über Sprache und Dichtkunst, (Hamburg 1779. 8.) und in einer Recension von

Ram-

Ramlers Oden aus dem Horaz, im X. Bande unserer Bibliothek. S. 69. u. s. w. So viel richtige und feine Bemerkungen wir diesen Kunstrichtern auch zu danken haben, so scheinen sie doch in der Hauptsache den rechten Weg verfehlt zu haben. Sie sahen die deutsche Prosodie immer noch zu sehr aus dem Gesichtspunkte an, aus dem man die Prosodie der Alten betrachten muß. Der Verfasser der angezeigten Schrift, Hr. Prof. Moriz, ist der erste, der es versucht, die prosodischen Regeln unserer Sprache, welche bisher von unsern guten Dichtern, größtentheils blos nach einem natürlichen Gefühle des Richtigen, beobachtet worden sind, in ein System zu ordnen, und zu zeigen, in wie fern diese Regeln in der Natur und den Bau unserer Sprache gegründet sind. Wir versuchen es, das System des Verfassers unsern Lesern, so viel in einem Auszuge möglich ist, vollständig darzustellen.

Einleitung. (Ein Dialog zwischen Arist und Euph[illegible].) Unsere Sprache hat nicht blos Höhen un[illegible] Tiefen, sondern wirkliche Längen und Kürzen. Jeder Ausdruck eines heftigen Affektes belehrt uns, daß die Höhe des Tons eben so wenig, an die Länge, als die Tiefe an die Kürze, gebunden ist. So setzt in dem Worte Geliebter! der Affekt die Höhe des Tons gerade auf die unbedeutendste Vorschlagsylbe ge, die demungeachtet kurz bleibt, indeß die folgende Hauptsylbe lang tönt und mit einem tiefern Tone ausgesprochen wird. Es bringt sogar etwas Melodisches und dem Gesange ähnliches in den Vers, wenn die Höhe des Tons

eine an sich kurz ausgesprochene Sylbe hebt, indeß die Tiefe des Tons eine an sich lang ausgesprochene Sylbe niederdrückt. Allein es ist auch der Natur der Sache gemäß, daß die Höhe des Tons sehr oft auf die kurze Sylbe fallen muß: denn diese Höhe ist der Ausdruck des Affekts, und der Affekt wartet nicht mit seinem Ausdruck, bis er an die Hauptsylbe des Worts kömmt; sondern reißt an sich, was ihm am nächsten liegt, und läßt alsdann das folgende ruhig nachtönen. Der Affekt kann also der Hauptsylbe wohl den Ton, aber nicht die ihr eigene Länge rauben. Die bedeutende Sylbe in einem Worte wird nicht durch die Tonhöhe, sondern blos durch das längere Verweilen der Stimme auf derselben von den übrigen herausgehoben. Ueberhaupt neigt sich unsere Sprache mehr zum Gedanken, als zum Empfindungsausdruck. Die weniger bedeutenden Sylben kommen gegen die bedeutendsten fast gar nicht in Betracht; die Sprache eilet, so schnell sie kann, darüber weg, um auf den bedeutenden Sylben mit desto mehr Nachdruck verweilen zu können. Und in diesen ihrem Streben nach der bedeutendsten Sylbe läßt sie sich weder durch gehäufte Consonante, noch durch einen Diphtong, oder sonst irgend eine Schwierigkeit in der Aussprache aufhalten. Wir sagen ohne Müh und Anstoß Durchbrechung, und lassen das durch eben so schnell und überwegeilend hören als das ge in Gewöhnung. Die Häufung der Consonanten kann sogar in solchen Fällen, wo in ihr etwas malerisches liegt, eine Schönheit des Ausdrucks seyn. Wenigstens

nigstens hat sie an und für sich nichts hartes, so bald die zusammen gedrängten Laute Zeit haben, gehörig auszutönen; wie dieß in den alten Sprachen der Fall war, wo man sich gar nicht an die Bedeutung der Sylben kehrte, sondern die Stimme auf der Sylbe am längsten verweilen ließ, worauf sie am längsten verweilen mußte, wenn jeder einzelne Laut gehörig austönen und weder dem Ohre noch den Sprachwerkzeugen die mindeste Gewalt angethan werden sollte. Bey uns ist die Sache gerade umgekehrt, und daher ist unsere Sprache eine vortrefliche Sprache für den Verstand, aber nicht für das Ohr. Die Bedeutung greift bey uns allenthalben ein, und zerstört Verhältniß, Harmonie und Wohlklang; sie läßt die Stimme über eine unbedeutende Sylbe hinschlüpfen, hinschmettern oder hinrasseln, das Ohr mag dabey zurecht kommen, wie es will: in dieser unbedeutenden Sylbe mögen zwey, drey, vier Consonanten unmittelbar auf einander folgen, oder zwey in einen Diphtong zusammen geflossene Vokale, die Stimme mit Gewalt aufhalten, das alles kömmt nicht in Betrachtung, sobald eine Sylbe neben einer andern steht, die bedeutender ist. Wir sprechen alles aus, was wir schreiben, und nehmen uns doch nicht die gehörige Zeit dazu, es auszusprechen. Was anders macht die französische Sprache sanfter und wohlklingender, als die deutsche und englische, als daß sie die Collision zwischen der Bedeutung und dem natürlichen Sylbenmaaße zu vermeiden, und das Ohr mit dem Verstande auszusöhnen gesucht

 hat,

hat, indem sie die Diphtongen au, ei, ai, u. s. w. in einfachtönende Vokale verwandelt, die unmittelbare Folge mehrerer Consonanten durch die Verschlingung des letztern häufig verhindert?

Jede nach ihren Bestandtheilen wohl abgemessene Sylbe ist auch wohlklingend. Wonnegesang ist wohlklingender wie Mutter Natur, weil sich in dem letztern zwischen die beiden kurzen Sylben zwey Consonanten drängen, die die schnelle Aussprache derselben hemmen und erschweren. Weil nun bey den Alten so etwas nicht Statt fand, so floß Sylbenmaaß und Wohlklang bey ihnen in eins zusammen: oder vielmehr die Gesetze des Wohlklangs schrieben ihnen selbst das Sylbenmaas vor. Alle unsere Längen aber haben den Fehler, daß sie zu lang, und unsere Kürzen, daß sie zu kurz sind.

Die Empfindung verfährt ganz dem Verstande entgegen gesetzt. Sie achtet die Begriffe gleich, und drängt die Rede gleichsam wieder in sich selbst zurück, die der Gedanke, wo möglich aus sich selbst heraus, und in sich hinüber zu reissen strebt. Es ist hier mit der Rede fast wie mit dem Gange. Das gewöhnliche Gehen hat seinen Zweck außer sich, es ist blos Mittel zu einem Ziele zu gelangen, und nach diesem Ziele strebt es unaufhörlich hin, ohne daß es auf die Regelmäßigkeit oder Unregelmäßigkeit der einzelnen Fortschritte Rücksicht nimmt. Die Leidenschaft aber, der hüpfenden Freude z. B. drängt auch den Gang in sich selbst zurück, und die einzelnen Fortschritte unterscheiden sich nun nicht mehr dadurch, daß sie immer näher zum Ziele bringen, sondern sie sind

sich alle unter einander gleich, weil das Gehen nicht mehr nach irgend einem Ziele gerichtet ist, sondern mehr um sein selbst willen geschieht. Da nun auf diese Weise die einzelnen Fortschritte eine gleiche Wichtigkeit erhalten haben, so ist der Hang unwiderstehlich, das seiner Natur nach gleich gewordene abzumessen und einzutheilen; auf diese Weise ist der Tanz entstanden. Und so beruht das Bedürfniß der Seele die Wörter der Sprache in einzelne Töne aufzulösen, sie abzumessen, zu ordnen und einzutheilen auf dem gleichen Werthe der einzelnen Sylben, den sie durch das in sich selbst zurück gedrängte der Rede, die ihren Zweck nun in sich selber und ihrer eigenen Ausbildung sucht, erhalten.

Erster Brief. (Euphem an Arist.) Der Gedanke hat Licht; die Empfindung Fülle. Der Gedanke kann sich auf einmal äußern, die Empfindung nur nach und nach ihrer Fülle entledigen. Der Gedanke ist ein Blitz, die Empfindung ist die Regenschwangere Wolke: ihr Erguß ist der langsamere oder schnellere Tropfenfall, womit das melodische Zuzählen der Sylben so viel Aehnliches hat. Sobald also die Sprache der Empfindung in der Poesie allein herrscht, und den Gedanken nur wie von fern durchschimmern läßt, welches bey den Griechen und Römern der Fall war, so trennt und theilet sie, so viel sie kann, um nicht nur die einzelnen Sylben, sondern selbst die einzelnen Laute, wo möglich dem Ohre zuzuzählen. Sie hört sich gern, so oft wie möglich, wiedertönen, darum verweilet sie, wo sie kann, auch auf der unbedeutendsten Sylbe,

nachdem die leichtere oder schwerere Aussprache derselben ihr einen längern oder kürzern Aufenthalt vorschreibt.

Wenn nun die Worte und Sylben oder die artikulirten Laute zum Gesange werden, so dienen sie eigentlich blos den Höhen und Tiefen, und den langsamern und schnellern Fortrückungen, wodurch sich die Empfindung ausdrückt, zur Unterlage; sie werden alsdann eigentlich nicht mehr als artikulirte Laute, sondern blos als Höhen und Tiefen, und als langsamere oder schnellere Fortrückungen betrachtet. Um aber die künstliche Zusammenstellung der Sylben in Ansehung ihrer natürlichen Länge und Kürze zu bewerkstelligen, erlaubte man sich bey den Alten die kühnsten Versetzungen der natürlichen Wortfolge. Die einzelnen Worte sollten dem redenden Gesange nur in Ansehung seines Taktes zur festen Unterlage dienen; darum kam es nun nicht mehr so sehr auf ihre Stellung in Ansehung der Bedeutung an. Der Gedanke, der auf die Weise nur von fern durchschimmerte, war gleichsam eine Verschwendung, aber eine edle Verschwendung, welche eigentlich das wahre Wesen der Dichtkunst ausmacht. Sie giebt der Empfindung eine Unterlage, die oft noch edler ist, als sie selber; sie reicht den silbernen Apfel in der goldenen Schale dar.

Numerus und Metrum, oder Sylbenzahl und Sylbenmaaß sind sehr nahe mit einander verwandt. Was sich seiner Natur nach gleich ist, zählt man, so bald es außer einander ist, und mißt es, sobald es an einander ist. In dem Versbau der Alten knüpft

knüpft das Metrum wieder an einander, was der Numerus getrennt hatte, und ersetzt gleichsam die Trennung des Zusammenhangs der Sylben nach ihrer Bedeutung, welche durch das Zuzählen derselben entsteht, und läßt einen neuen Zusammenhang an dessen Stelle treten, der oft in den ersten eingreift und ihn zu zerstören scheint, wie z. B. Mein Ge | liebter — wo das Sylbenmaaß die Sylbe ge aus ihrem natürlichen Zusammenhange herausreißt, und in einen neuen, ihr vorher fremden Zusammenhang bringt, woraus dasjenige entspringt, was man die Cäsur oder den Einschnitt nennt, der von jeher mit Recht als eine der ersten Schönheiten des Versbaues gegolten hat.

Je öfter nun der Zusammenhang des Sylbenmaaßes in den Zusammenhang der Bedeutung eingreift, desto verflochtener wird das verschiedene Interesse der einzelnen Sylben; desto mehr scheint die Rede in sich selbst zurück gedrängt, und bis in ihre kleinsten Zusammensetzungen veredelt zu seyn; desto merkbarer wird der unwiderstehliche Reitz des Verses; man fühlt sich bey jedem Ruhepunkte, den man macht, doppelt angezogen, indem der Zusammenhang nach dem Metrum und der Zusammenhang nach der Idee einander entgegen streben, so daß uns das erstere immer noch zurück hält, wenn das andere uns schon vorwärts zieht.

So bald ich einen Körper messe, so betrachte ich ihn, wie aus einem Stücke; ich vergesse den Unterschied seiner Theile, und betrachte sie, sie mögen an sich noch so verschieden seyn, doch blos wie

Längen und Kürzen. In Ermangelung eines andern Maaßstabes aber messe ich einen Körper zuerst mit sich selber; ich hebe nämlich irgend einen von Natur schon durch einen schärfern Ausschnitt bezeichneten Theil desselben heraus, und sehe nun zu, wie oft oder wie vielmal die Länge desselben in dem Ganzen enthalten ist. Daher die Eintheilung der Verse in Füße. Aber auch kleinere Einschnitte muß jeder Maaßstab haben, um, wenn etwas fehlt oder überflüßig ist, genau bestimmen zu können, wie viel eigentlich fehlt oder überflüßig ist: und diese kleinern Einschnitte messen sich an einander selbst.

Das ganze Geheimniß des Versbaues bestehe also in den mannichfaltigen Verhältnissen, worin man die kurzen mit den langen Sylben auf eine dem Ohre schmeichelhafte Art abwechseln läßt.

Das Kleinere kann dem Größern, nicht aber umgekehrt, das Größere dem Kleineren zum Maaßstabe dienen. Hebt sich also der Vers mit einer langen Sylbe an, auf welche eine oder mehrere kurze Sylben folgen, so bietet sich der Maaßstab der langen Sylbe von selber dar. Fängt sich aber der Vers mit einer kurzen Sylbe an, so greife ich durch diese Stellung gleichsam dem sich selbst bildenden Sylbenmaaße gewaltsam vor, indem ich die messende kurze Sylbe vor die abzumessende längere hinreiße, und so statt des Falls einen Sprung zuwege bringe. Der Fall ist sanfter und harmonischer, der Sprung rascher und lebhafter. Der Fall hat etwas natürli-

ches

ches und leichtes, weil er sich, wie von selbst, ereignet; der Sprung hat etwas heftiges und ungestümes, weil er, wie durch eine verborgene Federkraft bewirkt wird.

Zweyter Brief. Hier beschreibt und zergliedert der Vers. die verschiedenen Füße: wir brauchen also hievon nur wenig zu sagen, da es größtentheils lauter bekannte Dinge sind.

Der Choriamb ist wegen seines leicht zu berechnenden Verhältnisses einer der wohlklingendsten metrischen Füße: denn die beiden kurzen Sylben, welche in der Mitte zusammenstehen, messen nicht nur die vorhergehende erste, sondern auch die nachfolgende letzte Sylbe auf die natürlichste und leichteste Art ab; oder vielmehr der Choriambus mißt sich selbst ab, indem er das Lange vor und nach tönen läßt, und das Kurze in die Mitte bringt. Gerade das Umgekehrte vom Choriamb und also die gewaltsamste und schwerste Sylbenstellung ist der Antispast v — — v.

In dem abwechselnden Steigen und Fallen, in dem höchst einfachen Verhältnisse von eins zu zwey oder von der kurzen zu der noch einmal so lang tönenden Sylbe liegt im Grunde das ganze Geheimniß des Versbaues verborgen, der, bey dieser Einfachheit seiner Bestandtheile, dennoch eine so erstaunliche Mannichfaltigkeit in sich begreift.

Aber es frägt sich nun freylich, wozu dieser ganze Aufwand von Kunst, wenn er dem Ohre nicht hinlänglich merkbar wird, welches der Fall ist, wenn die Verse, die aus dieser Zusammenstellung der metri

trischen Füße erwachsen, nicht gesungen werden? In den Compositionen der Neuern wird der Takt erst zu der Melodie gesucht, da man bey den Alten zu dem Takte die Melodie gesucht zu haben scheint, oder vielmehr die Melodie bildete sich selbst aus dem untergelegten Takte. Dieß bleibt also immer ein Hauptunterschied zwischen der lyrischen Poesie der Alten und der Neuern; bey den Alten war die Musik des Verses in den Vers selbst mit hineingewebt, bey den Neuern schmiegt sie sich nur von außen an ihr an.

Daß alle lyrische Poesie eigentlich gesungen werden müsse, ist wohl ausgemacht, weil sie sonst nicht lyrische, das ist mit Musik verknüpfte Poesie wäre. Weil wir aber einen zu scharfen Einschnitt zwischen Rede und Gesang gemacht haben, der bey den Alten wahrscheinlich nicht statt gefunden hat, so fällt das, was eigentlich an sich verknüpft seyn sollte, bey uns wieder aus einander. Die Klopstockischen Sylbenmaaße nähern sich den Alten noch am meisten und lassen sich überhaupt besser singen als lesen. Wenigstens kann man sich, sobald man im Lesen das Metrum gehörig beobachtet, nicht wohl enthalten, in eine Art von Melodie zu verfallen, die sich von selbst darbietet, und fast unwiderstehlich zum Gesange hinüberzieht.

Weil es nun aber doch bey Versen auf dieß immer in gleicher Ordnung wiederkehrende, welches durch das bloße Lesen nicht hinlänglich fühlbar gemacht werden kann, am meisten ankömmt; so ist, da man nun einmal Verse blos lesen wollte, an die

Stelle

Stelle der zusammengesetzten Sylbenmaaße mit Recht der Reim getreten, der das immer wiederkehrende, auch ohne Gesang, dem Ohre hinlänglich fühlbar macht, und also doch etwas dem ordentlich abgemessenen Verse Aehnliches hervorbringt. Er ist überdem ein so hart auffallender Schlußfall, daß er auch dem ungeübtesten Ohre unmöglich entschlüpfen kann, für welche alle feinere Schönheiten des Sylbenmaaßes verloren gehen würden.

Freylich aber war nun auch die Folge von diesem Tausche, daß man sich allenthalben größere Freyheiten erlaubte, und die Sylben mehr zählte, als maß. Da er den Versbau sehr leicht und einfach machte, so wurde dieser das Eigenthum der Stümper, die sehr bald anfingen ihn zur Hauptsache in der Poesie zu machen. Dieß war der Zeitpunkt, wo die Poesie im Besitz der Zünfte und Handwerksgilden war. Allein auch nachher, als man die feinern Schönheiten des Versbaues wieder hervorsuchte, behielt man ihn bey. Doch betrachtete man ihn von nun an als eine sehr untergeordnete und zufällige Schönheit des Verses, und wirklich, so untergeordnet, thut er in den vortreflichen Compositionen unserer guten Dichter eine gar nicht unangenehme Wirkung auf das Ohr. Ueberdieß ist er der deutschen Sprache vielleicht mehr als irgend einer andern Sprache angemessen, weil in ihr, wegen der bedeutenden Kraft ihrer Zusammensetzungen, der Einklang der Sylben sehr häufig einen gewissen Einklang der Begriffe mit sich führt, der oft unmerklich bey dem Reime mit durchtönt. Ein solcher Ein-

Einklang der Begriffe findet z. B. statt in engen und drängen, schneiden und scheiden, eilen und weilen; wo das dr in drängen die Idee des Engens, so wie das n in schneiden die Idee des Scheidens verstärkt, das w in weilen aber den Flug der Eile gleichsam zu haschen und aufzuhalten strebt.

Dritter Brief. (Arist an Euphem.) Auch dieser Brief beschäftigt sich größtentheils mit einer Vertheidigung des Reims. Der Reim ist bey uns gleichsam das Signal, daß wir auf jeder einzelnen Sylbe gehörig mit der Stimme verweilen, und nicht wie in der Prosa, oder eigentlichen Gedankensprache, nur auf die bedeutende Sylbe hineilen sollen. Der Reim bildet eine ganze Zeile gleichsam zu einem einzigen langsam und vollaustönendem Worte, welches sich nun an einem andern mit ihm eintönenden Worte abmißt, und sich ohnerachtet der Entfernung an dasselbe anschließt. Sprachen, die kein bestimmtes Sylbenmaaß haben, müssen sich daher an den Reim halten; denn der Reim faßt alles zusammen, und mißt es nun, im Ganzen genommen, ohne Rücksicht auf das einzelne, wieder an einem eben so zusammengesetzten Ganzen ab. Er veranlaßt uns ferner die Sylben dem Ohre zuzuzählen und voll austönen zu lassen, welches uns sonst beym Lesen nicht natürlich ist, weil uns der Gedanke, auf welchen wir hineilen, immer vorwärts reißt. Es giebt eine eben so künstliche und zusammengesetzte Reimstellung, als es eine Sylbenstellung giebt. Das bloße Metrum vereinigt nicht

nicht leicht mehr, als vier Zeilen zu einem Ganzen; weil in diesen noch ein leicht zu berechnendes Verhältniß statt finden kann, das sich bey einer größern Zahl von Zeilen verliehrt. Weil hingegen der Reim eine ganze Zeile gleichsam in Ein Wort zusammenknüpft, so können durch ihn Zusammenstellungen verschiedener Versarten im Großen bewirkt werden, welche das bloße Metrum nicht zusammenhalten würde, wie z. B. folgende Zusammenstellung von fünffüßigen Zeilen, die erst in vierfüßige, und dann in dreyfüßige abfallen, in der Ramlerschen Ode auf einen Granatapfel:

> Sagt Sterbliche den Sphären ihre Zahlen,
> Und sagt dem wilden Winde seinen Lauf,
> Und wiegt den Mond, und spaltet Sonnenstrahlen:
> Deckt die Geburt des alten Goldes auf,
> Und steiget an der Wesen Kette
> Bis dahin, wo den höchsten Ring
> Zevs an sein Ruhebette
> Zu seinen Füssen hing.

Die acht wiederkehrenden Reime in dieser Zusammenstellung sind gleichsam so viele Stifte, welche das Ganze zusammenhalten. Jeder einzelne Reim oder Einklang faßt gleichsam das Ganze, das er beschließt, in sich, und trägt den Eindruck davon auf das folgende Ganze über, welches wieder eben so übergetragen wird, bis sich die volle Kraft des Ganzen endlich in der Spitze des Verses oder in dem letzten Schlußfalle desselben, der auch wieder ein Einklang ist, zusammendrängt: und das ist es

eben,

eben, worin das wahre Wesen der Stanzen und ihre natürliche Schönheit gegründet ist.

Vierter Brief. (Euphem an Arist.) Haben wir wirklich in unserm deutschen Versbau ein bestimmtes Sylbenmaaß oder nicht? Man versuche es, ob man den Vers:

Bald weint aus euch der Schmerz —

wie Trochäen lesen kann!

— ◡ — ◡ — ◡
Bald weint | aus euch | der Schmerz —

Sträubt sich nicht alles gegen diesen unnatürlichen Zwang der Sylben? Aber woher kömmt das? Für das Ohr könnte aus eben so wohl eine lange Sylbe seyn, als euch, denn in beiden tönt ein Diphtong. Bald und weint sind in Ansehung der Buchstabenzahl auch nicht so verschieden, daß sie nicht beide sollten gleich lang ausgesprochen werden können. Und doch fühlen wir uns gedrungen, bald gegen weint kurz, und euch gegen aus lang auszusprechen. Bald ist aber nicht an sich kurz, und euch nicht an sich lang, wie man sieht, wenn man sie in andere Verbindung bringt:

— ◡ — ◡ — ◡ — ◡
Bald ist | nun dein | Schmerz vor | über —

◡ — ◡ — ◡ —
Euch krönt | der Lor | ber schon —

wodurch euch kurz und bald lang wird. Hieraus folgt klar, daß in unserm deutschen Versbau die Sylben, in Ansehung ihrer Länge und Kürze, nicht durch sich selbst, sondern durch ihre Stellung gegen einander bestimmt werden; daß aber

auch

auch eben durch diese Stellung ihre Länge und Kürze ganz genau bestimmt werden kann; daß wir also kein anders Sylbenmaaß als durch die Sylbenstellung haben, und daß wir daher diese Sylbenstellung auf feste Grundregeln zurück zu bringen suchen müssen, um unsrer Sprache, wie den alten, eine bestimmte Prosodie zu verschaffen.

Im Versbau der Alten entstand das Metrum erst durch die künstliche Zusammenstellung kurzer und langer Sylben; in unserm Versbau entsteht die Länge und Kürze der Sylben selbst erst durch ihre Zusammenstellung.

Obgleich auch in dem Versbau der Alten etwas Aehnliches statt fand, in so fern sie sich nämlich der Position bedienten, so ist diese Art von Sylbenstellung bey den Alten, wodurch ihr Sylbenmaaß zum Theil auch mit bewirkt wurde, doch von der unsrigen wesentlich verschieden. Bey uns findet mehr eine Position durch den Gedanken als durch die Buchstaben statt. Unsere Sprache ist bey dem Uebergange von der Gedanken- zur Empfindungssprache gleichsam auf halbem Wege stehen geblieben. Unsere Prosa hebt unter den bedeutenden die bedeutendste Sylbe heraus. Unsere Poesie hebt jede bedeutendere Sylbe vor jeder unbedeutenderen heraus. Die Poesie der Alten hebt gar keine Sylbe vor der andern heraus. Es kommt also bey der Bestimmung der Länge und Kürze unserer Sylben nicht im geringsten auf die Buchstaben der einzelnen Laute, woraus sie bestehen, sondern blos auf ihre

Stellung neben einer bedeutenderen oder unbedeutenderen Sylbe an. Wir können uns nicht enthalten, von dem Unbedeutenderen auf das Bedeutendere hin zu eilen, und lassen uns durch nichts in diesem Anlauf hemmen. So sagen wir z. B.

Und bey seinem Grabe
Weint Mann und Weib,
– υ | – υ | – υ
υ — | υ — |

und machen einen Sprung von weint auf Mann, indem wir weint nur als einen Vorschlag von Mann hören lassen, da doch weint nach der Anzahl seiner Laute, wenn diese gehörig austönen sollten, fast noch einmal soviel Zeit als Mann zu seiner Aussprache erforderte. Aber Mann ist nun einmal durch die Stellung gegen weint lang, so wie weint durch die Stellung gegen Mann kurz ist; und das Sylbenmaaß ist richtig, wenn es gleich nicht eigentlich schön ist. Wenn wir uns nun aber bemühen, dasjenige, was in unserm Versbau abgesondert ist, den poetischen Wohlklang und das richtige Sylbenmaaß, so viel möglich wieder mit einander zu vereinigen, um durch diese Vereinigung nicht nur einen richtigen, sondern zugleich schönen und wohlklingenden Vers hervorzubringen, so übertreffen wir die Alten gewissermaßen noch in ihrem Versbau, indem alsdann der Verstand und das Ohr zugleich befriedigt, und weder der Wohlklang dem Gedanken, noch der Gedanke dem Wohlklange aufgeopfert wird.

Ein

Ein mehrsylbiges Wort unter vielen einsylbigen ist, wegen seines bestimmtern Sylbenmaaßes, gleichsam das Stimmwort, welches dem Verse seinen Gang vorschreibt, als

Wohnst du nicht noch auf einer von den Fluren.
v – | v – | v – | v – | v – | v

Der Grund, warum wir diesen Vers jambisch lesen, liegt blos darin, daß die Sylbe ner in einer schlechterdings ihrer Natur nach kurz ist, und daß man auf keine Weise einer v – anstatt einer – v lesen kann. Läßt man hingegen das Wort aus dem Vers weg, so werden das Trochäen, was vorher Jamben waren:

Wohnst du nicht noch auf den Fluren,
– v | – v | – v | – v

Soviel ist nun aus allem klar, daß wir eigentlich nicht Sylben, sondern Ideen gegen einander abmessen, wenn wir Verse machen oder lesen, und unsere Prosodie wird sich also auch vorzüglich damit beschäftigen müssen, die Verhältnisse der einzelnen Ideen gegen einander, als Haupt- und Nebenideen in allen Fällen zu bestimmen, weil die Empfindung in unserer Poesie den Ausdruck der Ideen nicht nach den Sylben, sondern die Sylben nach den Ideen abmißt.

Das Substantivum, das schon an und für sich, in jeder Zusammenstellung, die Hauptidee bezeichnet, steht in prosodischer sowohl als in grammatikalischer Rücksicht oben an, und kann, wenn es einsylbig ist, nie eine Nebensylbe werden, ausgenom-

genommen: wenn es in einem zusammengesetzten Worte seine eigentliche Würde als Substantivum verliert, und zu einer Anfangssylbe wird; wie in Eichbaum, Goldstaub. Fügt es sich aber, daß ein anderes einsylbiges Wort von gleicher bedeutender Kraft, auf dem die Stimme nothwendig auch verweilen muß, neben das einsylbige Substantivum zu stehen kömmt, so kann das Substantivum doch nie eine kurze Sylbe werden, sondern beide Sylben tönen alsdann gleich lang und es bildet sich ein Spondeus:

Es steht Gott
u – –

In diesem Beyspiele wäre steht gegen Gott auch eigentlich kurz, aber weil es gegen das vorhergehende es lang ist, so erhält es mit der Sylbe Gott einerley Dauer und bildet sich mit ihr zum Spondeus. Das ist es nun, was man in unserm Versbau eine Position der Gedanken nennen könnte, wenn nämlich ein einsylbiges Wort so gestellt wird, daß es gegen ein folgendes Wort eigentlich kurz seyn müßte, durch das vorhergehende aber zu einer langen Sylbe gemacht wird.

Nach dem einsylbigen Substantivum folgt das einsylbige Adjectivum, oder vielmehr das Adjectivum, wenn es als Adverbium gebraucht wird: denn in diesem Falle nur ist es einsylbig; sobald es mehrsylbig ist, wird es in Ansehung der Längen und Kürzen seiner Sylben schon durch sich selbst bestimmt.

Daß

Ein [illegible] gewiß

v — — u

macht einen reinen Antispast. Nach dem Substantivum und Adjectivum folgt in prosodischer Rücksicht zunächst das Verbum; nach dem Verbum die Interjection; nach der Interjection das Adverbium; nach dem Adverbium das Hülfsverbum; nach dem Hülfsverbum die Conjunction; nach der Conjunction das Pronomen; nach dem Pronomen die Präposition; nach der Präposition der Artikel; und nach dem Artikel die Vorschlags- und Anhangssylben, die schon durch ihre nothwendige Stellung gegen die Hauptsylbe kurz sind, und durch keine Zusammenstellung lang werden können. Diese Rangordnung bestimmt zugleich das wechselseitige Verhältniß der Redetheile unter sich, indem jeder derselben gegen alle vorstehenden kurz und gegen alle nachstehenden lang ist. So ist z. B. das Adverbium kurz gegen die Interjection, das Verbum, das Adjectivum und Substantivum, lang hingegen gegen das Hülfsverbum, die Conjunction, das Pronomen, die Präposition, den Artikel und die Vorschlags- und Anhangssylbe.

Diese Rangordnung gründet sich ganz auf das grammatische Gewicht und die verschiedenen Stufen der Bedeutsamkeit der Redetheile. Der Verfasser beweist alles aus dem Wesen der Sache umständlich und gründlich, doch können wir ihm dahin nicht folgen, wenn wir nicht unmäßigerweise weitläuftig werden wollen. Aber auch schon das bloße Gehör und Gefühl bestätigt die Theorie des Verfassers,

fassers, wie man z. B. an folgenden Versen aus der Messiade sehen kann.

> Kaiphas aber lag noch, nach Satans dunkelm Gesichte
> Voller Angst auf dem Lager, von dem die Ruhe geflohn war;
> 3) Schlief bald Augenblicke, dann wacht' er wieder, und warf sich
> Ungestüm und voll Gedanken herum. Wie tief in der Feldschlacht
> Sterbend ein Gotteslängner sich wälzt; der kommende Sieger,
> 6) Und das bäumende Roß, der rauschende Panzer Getöse,
> Und das Geschrey, und der Tödtenden Wuth und der donnernde Himmel,
> Stürmen auf ihn; er liegt und sinkt mit gespaltenem Haupte
> 9) Dumm und gedankenlos unter die Todten und glaubt zu vergehen.

Man sage diese Verse mit Aufmerksamkeit laut her, und gebe Acht, wo die Sprachorgane einige Mühe haben, dem Gedanken nachzueilen, und das Ohr durch mehr oder minder auffallende Härten beleidigt wird. Wenn wir unsern Sprachorganen und unsern Ohren trauen dürfen, so ist dieß bey den bezeichneten Sylben der Fall, die dem Sinn zu Folge lang seyn sollten, die der Dichter aber kurz gebraucht hat.

hat. Man untersuche sie nach der Theorie des Verfassers, und man wird diese mit der Empfindung übereinstimmend finden. Lag im 1. v. voll im 4. v. und los im 9. v. sind die auffallendsten Härten, wovon der Grund aus den Grundsätzen unsers Verf. sehr deutlich erhellt, weil nämlich hier das Verhältniß der Redetheile am meisten aus den Augen, oder vielmehr aus den Ohren gelassen worden ist. In einigen Fällen wird die Härte dadurch gemildert, daß die unrechtmäßig verkürzte Sylbe wenigstens gegen die vorhergehende kurz ist, wenn sie gleich gegen die folgende, an der sie sich eigentlich abmißt, lang ist: wie z. B. auf im 2. v. in im 4. v. das im 7. v. und zu im 9. v. Bey den unbezeichneten Sylben findet weder Mund noch Ohr den geringsten Anstoß, und diese sind genau nach der Theorie unsers Verfassers gebraucht. — —

Aber auch selbst eine Vorschlagssylbe kann gegen eine andere Vorschlagssylbe noch das Uebergewicht haben, wie z. B. in vergesellschaftet, wo man es aber auch deutlich fühlt, daß ver eine bedeutendere Modification des Hauptbegriffes bezeichnet, als ge. Sehr oft wird in unserer Sprache die Präposition zum Hauptbegriffe erhoben, und dieser zur bloßen Modification erniedrigt, als Vorschlag — ᴗ.

Zur Bestimmung der Längen und Kürzen trägt ferner der Accent (der aber nicht mit der Höhe des Tons verwechselt werden darf) nicht wenig bey. Doch gilt dieß nur von dem Wortaccent, welcher

 eine

eine Sylbe in einem Worte vor den übrigen heraus-
hebt, der sogenannte Redeaccent, oder der rhe-
torische Accent, der ein ganzes Wort vor den übri-
gen heraushebt, darf in Ansehung des Sylben-
maaßes nicht in Betracht gezogen werden; so lange
sich die Poesie durch dasselbe noch von der Prose un-
terscheiden, und so lange das Sylbenmaaß nicht
ganz willkührlich seyn soll.

Streng nach allen diesen Regeln geprüft, wür-
de nun freylich kaum der kleinste Theil unserer jam-
bischen, trochäischen u. s. w. Verse die Probe aus-
halten: doch ist es auch nicht nöthig, daß z. B.
der jambische Vers aus lauter reinen Jamben be-
stehe. Immerhin mag sich das jambische Vers-
maaß durch den Spondeus, Daktylus, Anapäst
u. s. w. der Absicht des Dichters gemäß (denn
dieser muß es freylich immer wissen, was für ei-
nen Fuß, und warum er ihn setzt,) hindurchwälzen;
wenn es nur immer wieder zu sich selbst zurückkehrt.

Fünfter Brief. (Euphem an Arist.) Der
Eingang dieses Briefs enthält einen Commentar
über Klopstocks Ode Sponda. — Unser deut-
scher Hexameter, fährt der Verf. in seiner Untersu-
chung fort, sollte fast aus lauter Daktylen bestehen,
die nur hier und da einmal durch einen wirklichen
Spondeus unterbrochen würden, wodurch der Vers
volltönig würde; denn der Trochäus macht ihn im
Grunde matt und schleppend, und unsre deutschen
trochäischen Hexameter sind eigentlich nichts als
sechsfüßige mit Daktylen untermischte Trochäen, die
an sich eine recht gute Versart seyn mögen, aber

Hexa-

[illegible] sind sie nicht. Denn wenn auch gleich der Trochäus oft den schwebenden Gang des Spondeus hat, so kann er doch nie ein wirklicher Spondeus werden, sondern senkt sich beständig zum Falle, wovon ihn die stärkere Anzahl der einzelnen Laute, woraus die Sylbe besteht, nicht empor halten kann. In unserm Versbau fällt mit der Wichtigkeit des Begriffes zugleich unwiderstehlich das Sylbenmaaß; wollen wir dieß also nicht sinken lassen, so müssen wir die Begriffe sich gleichsam einander die Wage haltend zu stellen suchen. In einem einzelnen mehrsylbigen Worte aber ist dieß unmöglich, weil sich der Begriffssylbe die übrigen von selbst unterordnen. Gesichtskreise und Gerichtsdonner können daher nicht wie Antispaste ∪ — — ∪ sondern müssen wie schwere Peone betrachtet werden, ∪ — ∪∪. Denn wenn die Sylben einmal im Falle sind, so verliert sich der Unterschied zwischen dem Kurzen und Kürzern, und beides wird unwiderstehlich durch den Fall mit fortgerissen. Doch leidet diese Regel auch einige Einschränkungen. Es kömmt nämlich in Ansehung des verkürzenden Sylbenfalls vorzüglich darauf an, wie sich die fallende Sylbe gegen die vorhergehende, als Redetheil verhalte? Drückt sie eine bloße Modifikation der Begriffssylbe in einem und eben demselben Worte aus, so kann sie eigentlich nie gegen die Begriffssylbe lang werden, wenn sie auch gleich wegen der Anzahl ihrer einzelnen Laute mehr Zeit, als diese, zu ihrer Aussprache erforderte; Wahrheiten — ∪ ∪ bleibt immer ein Daktylus ob er gleich nicht unter die wohlklingenden gehört.

Auffallender wird schon die Härte in Unmuth zu dämpfen — v v — v, ob es gleich immer noch ein Daktyl bleibt. Alle zweysylbigen Wörter, die sich auf bar, haft, heit, lein, sal, sam, schaft und thum endigen, alle zusammengesetzten Wörter, die den Accent auf der ersten Sylbe haben, lassen sich besser zu Trochäen als zu Daktylen brauchen. Die zweysylbigen Wörter hingegen, die sich auf lich, sal, zig und ßig endigen, lassen sich eben so gut zu Daktylen als zu Trochäen brauchen. Alles das gilt, in Rücksicht auf den poetischen Wohlklang, auch von den dreysylbigen Wörtern mit einer kurzen Vorschlagssylbe. Einen Fall giebt es indessen doch, wo in Einem Worte zwey Längen neben einander gestellt würden können, nämlich wenn auf die fallende Sylbe noch zwey kurze Sylben folgen, z. B. freundschaftliche — — v v wo die fallende Sylbe schaft durch die beiden folgenden kurzen Sylben nothwendig lang wird.

Es giebt in unserer Sprache Wörter, die in keiner Zusammenstellung irgend eines poetischen Wohlklanges fähig sind, als Schmackhaftigkeit, welches seiner Natur nach ein Choriambus — v v — ist, der aber, wegen der in der Mitte gehäuften Consonanten, allen seinen Wohlklang verliert, und so mehrere.

In der Sylbensteigerung, wenn man mehrere Längen, und in dem Sylbenfall, wenn man mehrere Kürzen neben einander stellen will, liegt also das Geheimniß unsers Versbaues. Die Steigerung aber und der Fall richten sich immer nach dem pro-

prosodischen Werth der Redetheile. Wenn kurz, lang, länger und noch länger auf einander folgen, so wird alles, was nach kurz steht, gleich lang, und wenn lang, kurz, kürzer und noch kürzer auf einander folgen, so wird alles, was nach lang steht, gleich kurz, als: Nun ist mir auf der Welt — v v v v —. So wie in der Sylbensteigerung, oder im Anfang eines Verses, zwey Sylben von gleichem prosodischen Range zwey Längen ausmachen, so machen sie in dem Sylbenfall zwey Kürzen aus. Z. B. Du dessen — — v und Hast du es in — v v —. Wir haben also dreyerley Wege, mehrere Längen zusammen zu bringen: durch die Sylbensteigerung, durch den emporgehaltenen Sylbenfall und durch die Zusammenstellung gleicher Redetheile, und können also auch, wenn wir wollen, die Sylbenmaaße der Alten ganz rein nachahmen, wie z. B. das Sapphische:

> Bäche | rollt sanft hin || unter grünen | Zweigen
> Wo des | Hains Nacht itzt || in den schwülen |
> Tagen
> Eure | Fluth sanft kühlt || und die leisen | Wellen
> Murmelnd sich | brechen.

— v | — — — || v v — v | — v
— v | — — — || v v — v | — v
— v | — — — || v v — v | — v
— v v | — v

Das Choriambische Versmaaß scheint unserer Sprache am angemessensten zu seyn, die sich immer vom

Falle

Fuß zum Sprung erhebt, oder in welcher sich die auf einander folgenden Längen nicht gut lange empor halten können, ohne sich zum Falle zu neigen. Aus diesem Grunde sind das jambische, trochäische, daktylische und choriambische Versmaaß für den deutschen Versbau die leichtesten und natürlichsten. Vorzüglich sollten wir uns des letztern am häufigsten bedienen, da es unsrer Sprache so angemessen, und nicht nur eines der schönsten und wohlklingendsten ist, sondern auch noch den Vortheil gewährt, daß es, wegen des Gefälles, wozu es die Sylben gegen einander zwingt, auch für das ungeübteste Ohr, den bestimmten Gang des Verses auffallend macht.

Das Resultat aus allem vorhergehenden ist: daß die Längen und Kürzen der Sylben in unserer Sprache, nicht nach der Anzahl und Beschaffenheit der Buchstaben oder einzelnen Laute, woraus sie bestehen, sondern blos nach ihrem prosodischen Werth, als Redetheile von mehr oder minderer Bedeutung betrachtet, bestimmt werden können; und daß die prosodischen Regeln unserer Sprache lediglich aus der Grammatik geschöpft werden müssen, in so ferne dieselbe die Beschaffenheit der einzelnen Redetheile, und ihre Unterordnung nach dem Gewicht ihrer Bedeutung lehrt, und also der Prosodie einer jeden Sprache, die sich, wie die unsrige, mehr zum Gedanken-, als zum Empfindungsausdrucke neigt, zur Grundlage dient. Es wird die Begeisterung des wahren Dichters nicht hemmen, wenn er, indem er einen Vers macht, [illegible]

Ver-

Artikeln, Pronomen u. s. w. gegen einander abwägen soll, ebenso wenig, wie es die Begeisterung der griechischen und römischen Dichter [illegible], daß sie, um Verse zu machen, fast jeden einzelnen Buchstaben, Laut gegen Laut, Vocal gegen Vocal, Consonant gegen Consonant abwägen mußten. Eine solche Arbeit muß dem guten Dichter durch Uebung schon mechanisch worden seyn; und da sich unsre prosodischen Regeln nicht auf Willkühr und Ansehen, sondern auf ein natürliches Gefühl gründen, so sind sie um desto leichter zu beobachten, und sind auch von unsern guten Dichtern, ohne in ein System gebracht zu seyn, größtentheils blos nach diesem natürlichen Gefühl bisher beobachtet worden. Unsere Sprache hat theils durch den Wortaccent, theils durch die Sylbenstellung, ein festes und bestimmtes Sylbenmaaß; weil aber die Sylben, welche nicht Theile eines Worts, sondern ganze Wörter für sich sind, blos nach ihrem prosodischen Werthe, als Redetheile betrachtet, in Ansehung ihrer Länge und Kürze bestimmt werden können, so muß derjenige, welcher in unserer Sprache einen richtigen Vers machen will, wenigstens das Allgemeine der Grammatik, und die Unterordnung der Redetheile, nach ihrem prosodischen Gewichte verstehen. —

Dieß ist die vollständige Darstellung des Systems des Verf., so viel möglich mit den eigenen Worten desselben. Wir haben es genau geprüft, zu jedem Beyspiele, das er zur Bestätigung seiner Behauptungen vorbringt, selbst noch mehrere an-

dere

dere aufgesucht, und immer gefunden, daß sie seine Theorie mehr bestätigten, als widerlegten. Nur selten stießen wir auf etwas, das wir geneigt gewesen wären, für ganz willkührlich angenommen zu halten. Das Meiste und gewiß das Wesentlichste dieser so schätzbaren und bis jetzt in ihrer Art einzigen Schrift, ist vollkommen der Wahrheit gemäß, und aus der Natur der Sprache und ihrem richtigen Gebrauche geschöpft. Doch wollen wir, ehe wir diese Anzeige schließen, noch ein paar kleine Anmerkungen und Zweifel mittheilen, zu welchen wir durch einige Stellen veranlaßt wurden.

„Jede Zusammensetzung der Sylben, sagt „Hr. Moritz, muß sich entweder mehr zum Falle, „oder mehr zum Sprunge neigen. Selbst der „Spondeus neigt sich zum Fall und nähert sich dem „Trochäus." — Wenn der Spondeus ein wahrer Spondeus, das heißt, wenn die zweyte Sylbe desselben genau von der Länge der ersten ist; so sehen wir nicht ein, wie sich der Fuß zum Falle neigen kann. Und weitern Beweis ist der Verfasser schuldig geblieben. Freylich neigt sich der größte Theil der deutschen so genannten Spondeen, die aus der Zusammensetzung zweyer Substantiven entstehen, zum Falle, weil der Nachdruck mit dem Hauptbegriffe immer auf der ersten Sylbe ruht, wie z. B. in Wohnhaus, Kriegsknecht und unzählichen andern: aber gewiß nennt man diese Sylbenfüße ziemlich abusivisch Spondeen.

Doch zugegeben, daß der Spondeus sich zum Fall neige, und dem Trochäus nähere, so verwi-

ckele

ckelt Herr Moritz sich selbst durch dieses Zugeben, in einen neuen Widerspruch. Er erklärt sich, wie wir gehört haben, sehr stark gegen den deutschen Hexameter, ja er spricht ihm diesen Namen gerade zu ab. Sein Grund hierzu ist, weil „wenn auch gleich der Trochäus, den wir im Deutschen an die Stelle des Spondeus setzen müssen, den schwebenden Gang desselben habe, so könne er doch nie ein wirklicher Spondeus werden, sondern senke sich beständig zum Fall.“ Immerhin! aber der Unterschied zwischen beiden Füssen kann doch im Wesentlichen nicht so groß seyn, weil nach der eigenen Behauptung des Verf. auch der Spondeus sich zum Falle neigt; und der deutsche Hexameter kann also auch nicht so sehr von dem Hexameter der Lateiner und Griechen verschieden seyn. Ueberhaupt ist dieser Grund von wenigem Gewichte. Unsere Ohren sind nicht so fein und empfindlich für den Fall der Sylben, als es, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Ohren der Alten gewesen sind. Hierzu kömmt noch, daß der Bau unserer Sprache es mit sich bringt, daß die Längen und Kürzen der Sylben, wenigstens ihrem Klange nach (der zwar, wie der Verf. hinlänglich genug bewiesen hat, nicht zum Maaßstabe der Länge und Kürze gebraucht werden kann, aber doch in Rücksicht auf die Harmonie sehr mit in Betracht gezogen werden muß:) bey uns nicht so auffallend und merkbar verschieden sind, als in den alten Sprachen. Man nehme z. B. das deutsche rauschender und das lateinische *aurea*. Beides sind reine Daktylen, und doch haben für den Mund

und

und das Ohr beide Kürzen in *[illegible]* kaum die Dauer Einer Kürze in rauschender; unsere Trochäen können also wenigstens eben so gut die Stelle der lateinischen Spondeen, als unsere Daktylen die Stelle der lateinischen Daktylen vertreten. Und wenn unsere Dichter nur dafür sorgten, daß jedesmal der kurzen Sylbe des Trochäus eine unzweydeutig lange Sylbe folgte: so würde in Rücksicht auf den Klang des Verses nicht viel verloren seyn, und unser deutscher Hexameter könnte sich dem Hexameter der Alten wenigstens in so weit nähern, als es bey der innern Verschiedenheit der Sprachen überhaupt möglich ist. —

Herr M. hat es versucht, die griechischen Benennungen der verschiedenen metrischen Füße zu verdeutschen, was ihm aber nicht immer zum besten gelungen ist. So drückt z. B. die Benennung der zweylängigte nur sehr schielend das griechische Amphimacer, und der Zweygekürzte nicht besser den Begriff von Amphibrachys aus. Eher könnte das erste zur Bezeichnung des Spondeus, und das letztere zur Bezeichnung des Pyrrhichius dienen. Das griechische [illegible] läßt sich nicht durch Ein deutsches Wort erschöpfen: man müßte denn sagen wollen, der Umlängte, der Umkürzte. Am besten behält man, der Deutlichkeit wegen, in jeder Wissenschaft die Kunstwörter in derjenigen Sprache bey, in welcher sie zuerst entstanden, oder in der sie den Lesern am geläufigsten sind. Auch läßt sich nicht errathen, warum der Verf. Tribrachis für Tribrachys, Amphybrachis für Amphibrachys,

chys, Amphymacer für Amphimacer, Bachius für Bacchius u. s. w. schreibt. Doch das sind Kleinigkeiten. —

„Unsere Sprache, sagt Hr. M., ist mehr für „den Gedankenausdruck, die Sprachen der Alten „waren mehr für den Empfindungsausdruck.“ So viel richtiges auch in diesem Satze liegt, so scheinen uns doch die Folgerungen, die der Verfasser daraus zieht, viel zu rasch und unerwiesen. Ihm zu Folge waren die Verse der Alten kaum etwas mehr, als eine Musik für das Ohr, ein lebhaftes Gemälde von Empfindungen, durch die der Gedanke nur schwach und verloren durchschimmerte. Ehe sie eine Härte geduldet hätten, sagt er, versetzten sie die Worte lieber auf die unnatürlichste Weise. Diese willkührliche Versetzung der Worte ist freylich eine offenbare Thatsache, aber sie läßt sich ganz anders und weit natürlicher erklären. Wenn Homer und Virgil die Wörter blos deshalb so bunt durch einander geworfen hätten, um das bestimmte Sylbenmaaß nicht zu verletzen, unbekümmert, ob der Gedanke an Nachdruck und Deutlichkeit dadurch verliere, oder nicht; so würden sie das nicht seyn, was sie sind, große Dichter, so wären sie elende Stümper, und wahrlich nichts besseres, als unsre deutschen Meistersänger. Die Alten konnten ihre Wörter durch einander werfen, ohne daß sie, sehr wenige Fälle ausgenommen, hätten befürchten müssen, unverständlich zu werden. In den neuern Sprachen hingegen ist eine bestimmtere Wortfolge zur Deutlichkeit des Gedankens ungleich nöthiger, als in

den alten Sprachen, wo jedes einzelne Wort schon durch eigene Abänderungen an sich selbst, in Rücksicht auf seine Bedeutung, hinlänglich bestimmt war, und das Verhältniß desselben zu den übrigen Wörtern eines Satzes, nicht erst aus einer bestimmten Folge durfte abgenommen werden. —

Eben so wenig sind wir mit dem zufrieden, was der Verf. über die Stanzen sagt. Er findet ihr Wesen und ihre Charakteristik in dem Reim und glaubt, daß die acht wiederholten Reime, gleichsam so viel Stifte abgäben, das Ganze zusammenzuhalten. Aber auf diese Weise ließen sich alle gereimte Gedichte in der Welt in Stanzen abtheilen. In diesem Punkte hat der Verf. was ihm sonst selten oder gar nicht zu begegnen pflegt, seine Theorie von der Oberfläche abgeschöpft, und über der willkührlichen äußeren Einrichtung, ihre innere Beschaffenheit übersehen. Es lassen sich sogar recht gut Stanzen ohne Reime denken. Die einzelnen Stanzen eines Gedichts gleichen den einzelnen Figuren und Gegenständen eines großen zusammengesetzten Gemäldes, und müssen, auch ohne die periodische Trennung der Zeilen, immer noch als kleine für sich bestehende und sich ähnliche Ganze kennbar bleiben, so wie die verschiedenen reimlosen Strophen einer Ode oder eines Liedes. Jede gut eingerichtete Strophe ist als ein kleines Ganze zu betrachten, das seinen Anfang, sein Mittel und sein Ende hat, die sich durch verschiedene Grade der Lebhaftigkeit und des Affekts von einander unterscheiden, und entweder eine Steigerung oder einen

Fall

Fall ausdrücken. Man lese z. B. folgende zwey Strophen aus Wielands Oberon!

Gesang. 4. St. 3.

Noch einmal, Scherasmin, es war kein Schattenspiel
Im Sitz der Phantasie aus Weindunst ausgegossen!
Ein unbetrügliches Gefühl
Sagt mir, sie lebt, sie ist für mich geboren!
Vielleicht war's Oberon, der sie erscheinen ließ?
Ists Wahn? O laß ihn mir! die Täuschung ist so süß!
Doch nichts von Wahn! Kann solch ein Traum betrügen,
O so ist alles Wahn! so kann die Wahrheit lügen!

Gesang. 4. St. 46.

Ihm zu entfliehen war die Hofnung schon verschwunden!
Da kam ein wunderschöner Zwerg
In einem Phaeton, den junge Löwen zogen,
In vollem Sprung entgegen ihr geflogen.
Der Zwerg in seiner kleinen Hand
Hielt einen blühnden Lilienstengel,
Und ihm zur Seite saß ein fremder junger Fant,
Im Ritterschmuck, schön wie ein baarer Engel.

Man lese diese beide Strophen mit einiger Aufmerksamkeit, und man wird den Unterschied fühlen! Die erste ist ein kleines wohlverbundenes Ganze. Daß aber die zweyte es nicht auch ist, daß sie offenbar in zwey Theile zerfällt und nur durch die Reime zusammengehalten wird, ist freylich nicht die Schuld

des Dichters. Wir haben sie aus dem Schlusse einer Stanze und dem Anfange der folgenden zusammengezogen, um den Unterschied fühlbar zu machen. Noch auffallender wird dieser Unterschied werden, wenn man dieselbe Probe mit den Strophen aus Hallers Alpen anstellen will.

Doch es ist Zeit, daß wir unsere Anzeige schliessen. Aus mehr als Einem Grunde verweilten wir uns so lang bey diesem kleinen Buche. Nicht sowohl die Wichtigkeit des Gegenstandes, wiewohl auch dieser verhältnißmäßig nicht so gering ist, als viele sich einbilden, als vielmehr die Neuheit und Gründlichkeit der Behandlungsart, und die Erfahrung, daß ähnliche Bücher immer nur in die Hände weniger Leute kommen, durch die ungeheure Menge neuer Schriften bald wieder aus dem Gedächtniß der Leser vertilgt werden und sich in kurzer Zeit aus den Buchläden verlieren, vermochten uns zu diesem umständlichen Auszuge, der das Wesentliche des ganzen Buchs enthält. Noch mehr aber hielten wir es für Pflicht, bey dieser Gelegenheit auf Gegenstände der Untersuchung aufmerksam zu machen, die unsere meisten neuen Dichter fast gänzlich, wiewohl zu ihrem eigenen Schaden, vernachläßigen. Die Erfahrung aller Zeiten und Völker lehrt uns, daß Schriftsteller und vorzüglich Dichter, die, im stolzen Vertrauen auf die Stärke und Allgewalt ihres Genies, das Studium der Sprache in ihrem ganzen Umfange und die Geheimnisse des mechanischen Theils der Poesie, als unbedeutende Nebendinge verachteten, vielleicht durch einzelne

große

große Züge ihrer Compositionen bey ihren Zeitgenossen eine Weile Aufmerksamkeit und Bewunderung erregten; bald aber in tiefe Vergessenheit geriethen und einen Ruhm verloren, den sie sich, auf eine allzubequeme Art, erwerben und erhalten zu können geglaubt hatten.

III.

Ueber die Frage: Gewinnt ein Volk in Absicht auf Aufklärung dabey, wenn seine Sprache zur Universalsprache wird? von J. G. Büsch, Prof. in Hamburg. Berlin, 1787.

Die Veranlassung zu dieser interessanten Abhandlung gab die Berliner Preisfrage: was die französische Sprache zur allgemeinen gemacht habe, und des Verfasser's Absicht ist, seine Landsleute darüber zu beruhigen, daß die ihrige dieß Glück nicht gehabt hat. Dieß geschieht jedoch nicht ohne gerechte Ahndung der Selbstgenügsamkeit unsrer Nachbarn, welche nur allzugeneigt sind, den Grund der allgemeinen Verbreitung ihrer Sprache blos in der innern Vollkommenheit derselben und ihrer Litteratur, nicht aber in den zufälligen Umständen, in den politischen Verhältnissen Frankreichs mit dem übrigen

Europa, im Edicte von Nantes, in dem Gefälligen und Einschmeichelnden der französischen Manieren und Sitten aufzusuchen.

Da die Schrift selbst sich bereits in den Händen der meisten unsrer Leser befinden dürfte, der Inhalt derselben auch schon von mehreren öffentlichen Blättern ausführlich angezeigt worden: so begnügt sich Rec. nur einige Bemerkungen anzuführen, auf die ihn der scharfsinnige Verf. geleitet hat. Mit Recht rühmt derselbe von seinen Landsleuten, daß sie gegenwärtig in Ansehung der Sachkenntnisse allen übrigen aufgeklärten Nationen voreilen; besonders deswegen, weil ihnen vermöge ihrer Bekanntschaft mit der auswärtigen Litteratur kein Fortschritt andrer Völker in dieser Hinsicht unbekannt bleibt. Was aber die Beobachtung anlangt, daß ein Volk, dessen Sprache von allen andern cultivirten Nationen verstanden wird, kein eigentliches Bedürfniß empfinde fremde Sprachen zu lernen, folglich von den Fortschritten und Vorzügen andrer Nationen in der Literatur keinen Vortheil ziehen könne, so, dünkt mich, ist sie auf die Franzosen nicht so ganz anwendbar; denn sie haben außer den Alten, von jeher die Engländer und Italiener sehr fleißig gelesen, übersetzt und genutzt. Was würde ihre Philosophie ohne Newton, Locke, Mandeville, und so viele andere seyn? Daß sie die nordische Litteratur, und die Deutsche insonderheit, noch nicht mit mehr Eifer benutzen, rührt hauptsächlich von dem Vorurtheile her, daß wir in Ansehung des Geschmacks noch sehr zurück sind. Noch vor dreyßig Jahren

war

war dieses Vorurtheil nicht ganz ungerecht — und was konnten Franzosen und Engländer damals aus deutsch geschriebenen Büchern, die Wolfischen etwa ausgenommen, neues lernen? Wir haben das Vorurtheil schneller widerlegt als wir verlangen können, daß das Ausland es ablegen soll. Die Ehre ist ganz auf unsrer Seite.

Um seinen Gegenstand näher ins Licht zu setzen, unterscheidet der Verf. intensive und extensive Aufklärung. „Aufgeklärt ist ein Volk, sagt er (§. 14), in welchem wir viele Beweise von richtigem Gebrauche des Verstandes in allen Gegenständen menschlicher Kenntnisse finden.“ Wenn Einzelne im Volk im hohen Grade aufgeklärt und in Entwickelung nützlicher Wahrheiten glücklich sind, so nennt er dieß intensive Aufklärung, wenn aber ein großer Theil des Volks allenfalls nur im mittleren Grade aufgeklärt ist, so heißt ihm dieß extensive Aufklärung. — Mich dünkt, diese Eintheilung, auf das Ganze eines Volks angewandt, ist wenig brauchbar. Ich will es dahin gestellt seyn lassen, was der Hr. Verf. S. 58. von der französischen Nation behauptet, nämlich, „daß unter ihr ein höherer Grad von extensiver Aufklärung anzutreffen sey als bey keinem andern polizirten Volke, in sofern von der Menge der Menschen und von der Mannichfaltigkeit der Volksklassen die Rede ist, unter welchen sich Wißbegierde und wirkliches Wissen verbreitet hat.“ Es läßt sich hierüber nicht so leicht entscheiden; man muß selbst unter einer Nation eine Zeitlang gelebt haben, um darüber urtheilen zu können, und zwar nicht

blos in großen Städten; denn hier ist allemal die Mittheilung leichter und folglich auch die Aufklärung unter den nicht gelehrten Ständen größer. Indessen sollte man, nach der Schilderung mancher Reisebeschreiber, die Engländer leicht für aufgeklärter halten, als die Franzosen. Schon die bürgerliche Verfassung jener Insulaner läßt auf mehr gegenseitige Mittheilung und Ausbildung des Verstandes schließen.

Das, was die Franzosen merklich von andern nördlicheren Nationen unterscheidet, ist ihr lebhafter Geist, ihr Witz, Geschmack und das gefällige Wesen, welches sich in ihren Sitten, Manieren, und ihrem Ausdrucke selbst bis auf den gemeinen Mann herunter äußert. Dieß ist auch der unterscheidende Charakter ihrer Literatur; durch eben diese Eigenschaften haben sie den Musen Eingang in die große Welt und an den Höfen verschaft; und dieß ist das Verdienst, welches ihnen keine andre Nation streitig machen wird.

Anwendbarer würde übrigens die Distinction in extensive und intensive Aufklärung seyn, wenn man sie blos auf die Gelehrtenrepublik oder die Schriftstellerwelt einschränkte. Schon Andre haben die Gelehrten und Autoren in zwey Classen abgetheilt, in solche, die das Feld der Wissenschaften und schönen Künste durch neue Entdeckungen erweitern und ihre Grenzen ausdehnen, und solche, die das bereits Erfundene leichter, populärer und gefälliger darstellen. In dieser letzten Hinsicht besitzen die Franzosen ein ganz vorzügliches Talent, und haben

haben dadurch unstreitig auch außer ihrem Vaterlande zur grösseren Aufklärung ungemein viel beygetragen. Voltaire sagt irgendwo von den Juden: ils font les courtiers par tout le monde. Mit Recht könnte man die Franzosen les courtiers litteraires nennen. Hr. Prof. Büsch scheint die gedachte Einschränkung auch selbst im Sinne gehabt zu haben; wenigstens läßt sich die Behauptung S. 37, „daß die extensive Aufklärung in einem Volke still stehen müsse, wenn die intensive nicht mehr zunimmt“ so weit besser erklären. Eine Nation, in welcher alle Volksklassen und Individuen in gleichem Maaße aufgeklärt wären und einen gleichen Umfang von Kenntnissen besäßen, wird, dünkt mich, wohl nie existiren: so lange dieß aber nicht ist, so lange kann man sich die extensive Aufklärung in dem Sinne des Verf. doch immer als fortschreitend denken. Bleibt man hingegen blos beym Schriftsteller stehen, so ist leicht einzusehn, daß die Kunst sich endlich erschöpfen müsse, ein und denselben Gegenstand in einem neueren, gefallenderen Gewande, deutlicher und gemeinfaßlicher darzustellen. Seitdem Fontenelle den beau monde in Frankreich mit seinen Unterhaltungen über die Mehrheit der Welten beschenkt hatte, hat es, so viel ich weiß, kein andrer schöner Geist gewagt, für eben die Leserclasse über denselben Gegenstand zu schreiben.

Haben die Franzosen nichts zur intensiven Aufklärung beygetragen? Warum wollen wir partheyisch seyn? Sie haben ihren Montagne gehabt, ihren Bayle, ihre Bernoulli's, Malebranche, Hel-

vetius, Alembert, Bonnet, und manche andre. Sind einige dieser Männer nicht in Frankreich geboren, so gehören sie doch zur französischen Gelehrtenrepublik, weil sie französisch schrieben. Selbst unsern Leibnitz sind wir aus dieser Ursach genöthigt, ihnen zum Theil wenigstens zu überlassen. Ich muß daher gestehen, daß Hr. Prof. Büsch, so gerecht er sonst gegen unsre Nachbarn ist, mir doch bey der Musterung einiger französischer Schriftsteller, welche er im 36. §. anstellt, etwas partheyisch vorkommt. Montesquieu's Werk ist nicht ganz vollkommen, wie die Werke aller Menschen. Je größer der Umfang eines Werkes ist, desto mehr Mängeln ist es unterworfen. Eben so die Encyclopédie, dieses große Bassin, diesen Behälter, den man sich wieder in abgesonderte Fächer abgetheilt denken kann, ohne daß durch die nähere Vereinigung der verschiedenen und entfernten Theile menschlicher Wissenschaft (des diverses branches de nos connoissances) eine kalte Schale entsteht. Freylich mögen viele einzelne Fächer nur als unreine Pfützen zu betrachten seyn: aber haben nicht die größten Männer Frankreichs, Alembert, Diderot, Rousseau, Voltaire, und mehrere andere daran gearbeitet? Doch hat Hr. P. Büsch sehr recht, daß ein solches Werk im Ganzen nie seinem Zweck entsprechen kann, eben darum weil die Anlage zu groß ist.

Rousseau ist zwar nur auf der französischen Grenze geboren; aber gehört doch gewiß nur den Franzosen zu. Sollten sein Emil, seine Schriften

ten über den Werth der Wissenschaften und über den gesellschaftlichen Vortrag gar nichts zur intensiven Aufklärung beygetragen haben? Wüßte man gewiß, daß er den Mandeville gelesen hätte, bevor er diese Werke schrieb; so würde sich dieß leichter bezweifeln lassen. Aber wie viel hat überhaupt die Menschenkunde in neueren Zeiten gewonnen, außerdem was etwa unsre Physiologen und Zergliederer entdeckt haben? Voltaire befand sich in ähnlichem Falle; das Fach, in welchem er arbeitete, war ebenfalls Menschenkunde. Mögen also die drey Fragen, welche der Verf. zu Würdigung seiner Verdienste aufwirft, immer verneinet werden: er wird doch der Lehrer der Fürsten, der Lehrer von Europa bleiben. Das konnte ohne große Talente wahrlich nicht geschehn. Uebrigens würden seine Vertheidiger zur Bejahung der dritten Frage, nämlich: ob er nur Ein wichtiges Resultat fremder Erfahrungen, zuerst einleuchtend gemacht habe? aus seinen Schriften, besonders aus den historischen, doch wohl manchen Stoff hervorsuchen können; wenn ihm auch sonst in eben diesen Schriften der Mangel an Gründlichkeit und Genauigkeit mit allem Recht vorgeworfen werden kann. Wenn er bey der Bemühung, den nicht gelehrten Theil seiner Landsleute mit den Newtonschen Entdeckungen bekannt zu machen, würklich die Absicht gehabt hätte, als Meßkünstler zu glänzen, so verdiente er darüber allenfalls einige Spöttereyen. Da er das dahin gehörige Werkchen aber selbst für eine Arbeit der Herzogin von Chatelet ausgiebt, so sollte man die Sache lie-

her mit Stillschweigen übergehn, wenn man ihm aus der gedachten Bemühung kein Verdienst machen will.

Das, was Hr. Prof. B. bey dieser Veranlassung in Beziehung auf den Gr. v. Rivarol sagt, c'est galamment peint à la Watteau, paßt indessen nur allzusehr auf den allgemeinen Charakter der jetzigen Litteratur in Frankreich. Alles soll schön und artig gesagt, zierlich und auffallend aufgestutzt seyn. Darüber wird oft die Wahrheit, besonders bey historischen Gegenständen, unverantwortlich gemißhandelt und entstellt. Daher so viel täuschender Schimmer, Hülse ohne Kern. Selbst Schriftsteller, wie Raynal, mögen von diesem Fehler nicht ganz frey seyn. Doch, wenn von dem wahren Verdienste dieses großen Mannes die Rede ist, so dürfen bey dem allumfassenden, durchdringenden Blicke, bey dem großen Reichthum von Sachkenntnissen, den man bey ihm antrift, solche Kleinigkeiten eben so wenig erwähnt werden, als daß er unter funfzig wichtigen Gegenständen, den funfzigsten übersehn oder nicht recht ins Auge gefaßt hat.

Und wo liegt der Grund des gedachten Fehlers? Theils in dem vorhin berührten eigenthümlichen Charakter der französischen Litteratur und Nation; theils in der richtigen Bemerkung des Verfassers der vorliegenden Abhandlung: daß die extensive Aufklärung irgend einmal still stehen müsse, oder wohl gar rückgängig werden könne. Dieselben Gegenstände sind schon zu oft dargestellt und behandelt

worden;

worden; man will dem ungeachtet Aufmerksamkeit erregen und neu scheinen. Daher die Sucht nach falschem Schimmer, der unächte Witz und die Bizarrerien. Das Concert des Grafen von Rivarol *troublé* par le silence des Anglois, läßt sich indessen meines Erachtens doch erklären, wenn man sich vorstellt, daß der Hr. Graf die Partien eines vollstimmigen Chors oder Concerts zum Preise der Franzosen, unter die verschiednen nördlichen Nationen Europens vertheilt habe. Wenn dann die Engländer pausiren, wo sie singen oder spielen sollten, oder die Deutschen früher ihre Stimme erheben, als es die Rivarolsche Partitur mit sich bringt, so haben wir ein Concert troublé par le silence des Anglois et les cris des Allemands. — Nur noch eine Kleinigkeit! der V. sagt beständig Sachenkenntniß, vermuthlich nach der analogen Form von Menschenkenntniß: aber das einmal eingeführte Sachkenntniß, läßt sich durch die Form des Wortes Sprachkenntniß vertheidigen.

Ich erinnere nur noch, daß es immer überaus schwer, wo nicht unmöglich bleiben wird, die literärischen Verdienste zweyer Völker mit vollkommener Genauigkeit und Unpartheylichkeit gegen einander abzuwägen. Jede hat ihre eigenthümlichen Vorzüge und Mängel. Wir Deutschen haben Ursachen genug uns bey der eiteln Prahlhaftigkeit der Franzosen zu beruhigen, ohne ihren wirklichen Verdiensten zu nahe zu treten. Unsre Sprache besitzt meines Erachtens wesentliche Vorzüge vor

der

der ihrigen; sie ist reicher, biegsamer und kraftvoller; sie ist bereits zu einem hohen Grade der Ausbildung gediehen und derselben noch immer mehr fähig. Wir besitzen schon eine beträchtliche Anzahl von Schriftstellern, die ihre Sachen reizend und mit Geschmack darzustellen wissen. An Fleiß und Gründlichkeit hat es uns nie gefehlt. Wir sind auf dem besten Wege zur wahren Aufklärung, das heißt, zur Verbreitung und Erweiterung derjenigen Kenntnisse, welche das Wohl des Menschen unmittelbar angehn. Wie viel ist seit zehn bis zwölf Jahren nicht zu Ausrottung des Aberglaubens, zu Verbreitung besserer Erziehungskenntnisse geschrieben worden! Fast alle Theile des menschlichen Wissens werden aufs Gemeinnützige hingeleitet; Staaten und Länderkunde, alles, was die öffentliche Verwaltung, das bürgerliche Wohl angeht, Landbau, Fabrik- und Handelswesen ist gegenwärtig unsre Lieblingsliteratur.

Aber wir haben auch unsre großen Mängel! Die ungeheure Menge der Scribenten nebst dem Rezensentenunfuge, wodurch das Publikum so oft hintergangen und mancher gute Kopf, der sich zu den bekannten Schleichwegen nicht erniedrigen kann, unbemerkt und ohne Aufmunterung bleibt, oder wohl gar zu Boden gedrückt wird. Ferner die in der That zu weit getriebene extensive Aufklärung, womit sich jetzt Alles beschäftigt, auch diejenigen, die zur intensiven beytragen könnten. Man nenne mir Ein Fach der menschlichen Kenntnisse, welches heut zu Tage nicht zum Gebrauche der Jugend oder des

ge-

gemeinen Mannes bearbeitet worden! Ich schweige von dem Misbrauch, der hin und wieder von Preßfreiheit und Publicität, zweyen, zur wahren Aufklärung unentbehrlichen Erfordernissen, gemacht wird, und worüber auch Hr. P. Büsch am Schlusse seiner Abhandlung manchem unsrer Schriftstellerchen sehr heilsame Lehren ertheilt, die wohl beherzigt zu werden verdienen.

IV.

Horazens Satyren aus dem Lateinischen übersetzt und mit Einleitungen und erläuternden Anmerkungen versehen, von C. M. Wieland. Leipzig, bey Weidmanns Erben und Reich. 1786. 2 Theile. 560 Seiten in groß Oktav.

Als Hr. W. uns vor vier Jahren mit der Uebersetzung der Horazischen Briefe beschenkte, wünschten wir insgeheim, daß doch kein Vorwitziger, was bey Unternehmungen dieser Art immer zu fürchten ist, ihm in der Herausgabe der Satyren zuvorkommen möchte. Ohne für die Fehler der ersten Arbeit blind, oder aus Vorurtheil für den Lieblingsschriftsteller des Volkes allzunachsichtig zu seyn, erkannten wir den Werth seines Buches und die

die Mühe, die er sich genommen hatte, dem alten Dichter mehr Leser und Verehrer zu schaffen, mit dem aufrichtigsten Danke. Auch sehnten wir uns nach der Erfüllung unsers Verlangens um so viel lebhafter, je mehr Vorzüge, aller Wahrscheinlichkeit nach, die Satyren vor den Briefen erhalten mußten. Unser Wunsch ist erfüllt, und es reut uns im geringsten nicht, ihn gethan zu haben; allein, sollen wir unsre Gedanken frey entdecken? die Hoffnung größrer Vollkommenheit ist nichts weniger, als völlig befriedigt. Ob unsre Erwartungen zu groß, unsre Foderungen zu überspannt, oder der Schwierigkeiten dießmal mehr waren, als vorhin — alle diese Fragen haben wir uns bey der Beurtheilung zu thun nicht vergessen; dem ungeachtet ist das Resultat unsrer Untersuchungen um nichts besser ausgefallen. Von welchem Schriftsteller könnte man mit mehrerm Rechte so viel verlangen, als von einem W., von ihm, der beständig so viel gab, und, was hier ebenfalls in Erwägung zu kommen verdient, der durch den angekündigten Lucian zu erkennen giebt, daß es ihm um das Studium der Alten und um den Kranz, der ihm im Gebiethe der griechischen und römischen Literatur noch zu erringen übrig bleibt, wahrer Ernst sey?

Die Uebersetzung ist bekanntlich auch dießmal nicht in dem Sylbenmaaße des Originals abgefaßt, sondern in reimlosen, freyen Jamben, oder in einer Versart, worin zehn und eilfsylbige Verse häufig mit Alexandrinern, diese jedoch, wo möglich, ohne Abschnitt nach dem dritten Fuße, wechseln. So

sehr

sehr die erste hierüber vorgebrachte Entschuldigung, die Furcht, keine deutschen Hexameter machen zu können, einer Wendung in Horazens Manier ähnlich sieht, so einleuchtend scheint uns der zweyte Grund, daß unser Hexameter für die Muse Horazens, die in seinen Satyren so ganz pedestris ist, einen viel zu prächtigen Schritt halte. Bey den Episteln wäre wohl noch die Frage, ob nicht manche darunter durch den Vortrag in Hexametern mehr, als durch den in Jamben, würden gewonnen haben. Viele zeichnen sich durch die Stärke des Tons und durch den Wohlklang so vortheilhaft aus, daß der lästige, einförmige Jambe in der Vergleichung wirklich zu viel verliert. Bey den Satyren hingegen ist dieß der Fall nicht. Inhalt, Sprache, Rhythmus, alles stimmt den deutschen Uebersetzer für die Wahl des kunstlosen Jamben. Aber eben in diesem kunstlosen Jamben sich nicht zu viel Freyheiten zu erlauben, durch Einmischung fremder Sylbenfüße, durch harte Elisionen, übersehene Hiate, unterlassene oder unrichtig angebrachte Cäsuren u. d. g. ihn nicht ganz zur Prosa werden zu lassen — dieß war die zu vermeidende Klippe, und der Augenschein lehrt, daß Hr. W. sie nicht ganz vermied. Freylich eigentliche Anapästen, hat er, wie er sagt, nie eingemischt, aber ist das Verdienst, wenn er uns desto mehr uneigentliche Anapästen für Trochäen verkauft und die prosodischen Regeln auf andre Art übertritt?

Wofür hält man folgende Verse:

Sein Feld zu bau'n, der hinterlist'ge Krämer.
Der Wassermann die traur'ge Jahrszeit schwärtelt.

Der Bau'r zu seinem Freunde: fahre wohl!
Ein fey'rlich Gastmal, dessen Kosten Arrius.
Wer den Mittelweg
Zu halten weiß, wird weder, wie der grämliche Albuz.
Bübchen und Mädchen wünschen dir den Tod.

Der vorletzte ist offenbar ein vierzehnsylbiger Jambe, der letzte daktylisch, die übrigen insgesamt anapästisch. Oder heißt es nicht, sich die Sache ein wenig zu leicht machen, wenn man Wörter, die zusammen gehören, aus einem Vers in den andern hinüberschleppt, wie in nachstehenden:

Mit einer Dame, Sklavinn, oder Frey-
gelassenen.
Und wie der pfiffige Alfen nach weg-
geworfnem Bartzeug. u. s. w.

Die Hiate aufzusuchen, wird man uns hoffentlich schenken. Fast jede Seite giebt Beyspiele, zuweilen sehr auffallende, wie du uns, die über, die beste Sie, die in u. a. m. Nur wegen der Cäsur sey uns eine kleine Erinnerung vergönnt. Daß die Vernachläßigung des Abschnittes in dem Alexandriner, dem längsten aller jambischen Verse, eine wirkliche Schönheit sey, mag unserthalben immer geglaubt werden. Wir zwar sind der Meynung, daß die Cäsur nirgends weniger, als in langen Versen wegbleiben dürfe. Wie aber, wenn Hr. W. den Vortheil des Abschnittes überhaupt nicht benutzte, wenn er ihn oft unrichtig anbrachte, oft, wo er von

Wir-

Wirkung seyn konnte, ganz übersah? Hier sind gleich etliche Proben:

Was ists denn auch?
Man trift zusammen, und | in einem Stündchen ists
Entschieden, Siegeswonne, oder rascher Tod.

Bey und darf keine Cäsur seyn, wohl aber würde ein Wort, wie Sieg oder Triumph, in der zweyten Zeile, zum Vortheile des Nachdrucks, einen Abschnitt gemacht haben. Noch unangenehmer wird dieser Mangel, wenn er Reime veranlaßt und einen zusammenhängenden Vers in zwey Halbverse trennt, wie S. 11.

Fort, tauschet eure Rollen! Nun! was zaudert ihr?
So würde keiner wollen. Und sie konnten doch
Auf einmal glücklich werden.

Kurz, Hr. W. wollte uns entweder für das römische Sylbenmaaß ein ähnliches, eine Art von Ersatz, oder, statt dessen, wohlklingende Prosa geben. Das letzte konnte mit geringerer Mühe, und ohne Aufopferung beträchtlicherer Schönheiten, die bey einer Uebersetzung in Versen stets unvermeidlich war, ausgeführt werden, das erste hat er offenbar nicht erreicht. Doch es sey fern von uns, auf das, was wir bisher wider Hr. W. bemerkten, ein zu großes Gewicht zu legen. Vielleicht würden wir selbst diese Sorglosigkeiten nicht gerügt haben, wofern sie nicht wesentlichere Nachtheile zur Folge gehabt hätten.

Wer im gesellschaftlichen Leben mit Würde und Ernst zu erscheinen gewohnt ist, verliert allemahl so oft er seine Aufführung in die entgegengesetzte umändert. Wir denken, diese Beobachtung aus der bürgerlichen Welt läßt sich auch auf die poetische anwenden. Kein Dichter putzte seine Muse mit größerer Sorgsamkeit und strengerer Auswahl auf, oder, um deutlicher zu reden, keiner erschwerte sich das Mechanische der Poesie so sehr, als Hr. W., und die Fesseln, die er sich auflegte, statt zu entstellen, wie verschönerten sie nicht? Plötzlich wirft er sie, nicht einige, nein, alle und auf einmal von sich. Es wäre ein poetisches Wunder, wenn diese Metamorphose für Sprache und Darstellung gleichgültig gewesen wäre. Doch die Aeußerungen sind auffallend genug. Hr. W. ist in Absicht auf Ausdruck, Wendungen und Periodenbau nicht strenger gewesen, als in Absicht der Versification, und wenn er sich von dieser Seite mit dem Beyspiele seines Autors vertheidigen konnte, so kömmt ihm von jener Seite eine solche Entschuldigung nicht einmal zu gut. Es ist wahr, Horazens Sprache scheint in seinen Satyren ganz zur Prosa herabzusinken, aber sie scheint es auch wirklich nur. Der Kenner fühlt es mehr, als zu wohl, wie glücklich der Römer nicht nur die Mittelstraße zwischen gewählt und gesucht, zwischen natürlich und gemein, zwischen gemäßigt und platt zu finden; sondern noch außerdem durch Verbindung, Inversionen, Kürze und tausend andre kleine Kunstgriffe sich als Dichter anzukündigen weiß. Hätte Hr. W. nur das letzte vernachläßigt,

so

so würden wir ihm keine Vorwürfe machen. Wir wissen, wie weit unsere Sprache hierin der römischen nachstehen muß. Aber die seinige ist oft nicht ganz die der edlern Prosa, viel weniger die Sprache Horazens. Hier sind Proben. Audi, quo rem deducam, Höre, wo ich hinaus will; neque se fore posthac tam facilem, dicat, vt votis praebeat aurem, und sich rund heraus erklärte, er wolle nicht so zahm mehr seyn, die Ohren zu albernen Gebeten herzuleihen; das bündige quid facias illi, was ist mit solchen Leuten anzufangen? finire laborem incipias, parto quod auebás, du hast, was du giertest. Laß es dabey bewenden; ineptus, ein Plaudermatz; wohl schwerlich ein Wort de medio, wie Hr. W. uns überreden möchte, sondern eins ex infimis sumtum; endlich, was gewiß durch das Original nicht veranlaßt worden ist, lavatum ire, sich scheuern lassen. Heißt das nicht, Horazen sein bischen Schmuck rauben und ihn zum nackten ungestalten Satyr umschaffen? Mit Vorbedacht enthalten wir uns einer weitläuftigern Rüge. — Doch vielleicht hat die Uebersetzung an Deutlichkeit und Klarheit vor dem Originale gewonnen? Auch dieß können wir ihr nicht immer nachrühmen. Man vergleiche folgende Periode (S. 20.) mit dem lateinischen:

Wenn, gleich dem Geizhals, jeder, unzufrieden
mit seinem Loose, immer nur das Glück
bey andern sieht, und, falls des Nachbars Ziege

mehr Milch giebt, gleich vor Neid die Schwind-
sucht kriegt, *)
nie mit dem großen Haufen Aermerer
sich mißt, und immer dem und diesem
zuvorzukommen strebt: wie, wenn die Wagen
im Wettlauf aus den Schranken sich gestürzt,
die Renner mit verhängten Zügeln jeden,
der ihnen vorgesprungen, einzuholen
wetteifern, den, der hinter ihnen bleibt,
verachten: — ists denn Wunder, daß der Mann
so selten ist, der, wohl gelebt zu haben
versichert, und, vergnügt mit seinem Antheil,
vom Leben, wie ein Gast von einem Mahle,
gesättigt weggeht?

Wir wissen fürwahr nicht, ob Hr. W. seine Leser zum Besten haben wollte, oder ob ihm die Eigenliebe einen schlimmen Streich spielte, als er behauptete, die Construction sey durch ihn runder geworden und das Resultat des Discurses falle deutlicher in die Augen. Wir finden gerade das Gegentheil. Der Satz Sic festinanti — inter euntem, wo man sehr unrichtig obstet für obstat lesen würde, ist eigentlich die Antwort, die sich Horaz auf das Nemone se probet selbst ertheilt. „Leider, sagt er, ist es so. Wie auf der Rennbahn ein Wagenlenker dem andern zuvorzukommen eilt, eben so sucht es ein Geiziger dem andern zuvorzuthun.“
Und

*) Sollte man nicht denken, im Texte stünde phthisi laborare, tabidum esse, und doch gebraucht Horaz das edlere tabescere.

Und hieraus zieht er das endliche Urtheil: Inde fit, yt raro u. s. w. eine Gedankenfolge, die durch das wie, wenn und ists denn Wunder, ganz verloren geht. Einen ähnlich verschlungenen Perioden wollen wir, jungen Dichter zur Lehre, wie sie nicht schreiben dürfen, ausheben.

> Wenn also (heißt es S. 94.) die Natur allein
> uns nicht, so wie was gut und böse, was zu meiden,
> was zu begehren ist, so auch in jedem Falle
> das Recht vom Unrecht unterscheiden lehrt;
> und die subtilste Dialektik nie
> uns überzeugen wird, daß einen Kohlstrunk
> in eines andern Garten abzubrechen
> und einen Tempel nächtlich auszurauben
> gleich große Sünden sind: so braucht es doch
> wohl einer Vorschrift, die auf jede Sünde
> nach Billigkeit gemessne Strafe setze;
> damit du den mit Geißeln nicht zerfleischest,
> der kaum der mildern Peitsche würdig war.

Sollte man nicht schwören, ein Rechtskundiger habe Hr. W. den Paragraphen in die Feder dictirt? Wie ganz anders Horaz! Der weiß von keinem wie also, von keinem so wie was, so auch, nichts von so braucht es doch wohl, der mildern Peitsche nicht zu gedenken. Sprachfehler, Provinzialismen u. d. g. übergehen wir, ne nos aliorum scrinia compilasse putet. Hr. W. scheint sichs nun einmal zum Gesetz gemacht zu haben, unsern Grammatikern und Lexikographen wörtlich zu schmeicheln und sie thätlich zu mishandeln, Reinigkeit

 im

im Ausdruck, wie billig, stets zu empfehlen, und sich selbst nichts zu verübeln. Und bey aller dieser Ungebundenheit hat es ihm gleichwohl nicht immer geglückt, (es versteht sich, daß wir nur von Stellen sprechen, wo es möglich war,) Horazens Sinn zu erschöpfen. Um nichts unbewiesen zu lassen, so heißt (S. 90.) pisces ligurire keinesweges die Fische verschlingen, sondern von ihnen naschen. Mit Fleiß wählte Horaz dieß Wort, um den Contrast zwischen Strafe und Vergehn mehr zu heben. Warum war Hr. W. dießmal so wortkarg, da er anderwärts kein Bedenken trägt, mehr in den Text zu legen, als nöthig ist, oder ihn gar durch unrichtige Scholien zu entstellen? At nos virtutes ipsas invertimus atque sincerum cupimus vas incrustare lautet (S. 88.) also:

Wir kehren selbst
die Tugenden von unsern Freunden um,
und suchen sie, gleich einem lauteren
Gefäß, mit einem Lack zu überziehn,
der, was hineingegossen wird, verfälscht.

In einem lackirten Gefäß, sollte man glauben, müßte sich das Getränk besser, als in jedem andern, halten. Doch Horaz dachte wohl schwerlich an Lack oder Glasur. Incrustare steht hier in einer weit allgemeinern Bedeutung und die Meynung des Dichters ist: „Wir gehen mit den Tugenden unserer Freunde um, wie mit Gefäßen, deren schöne Aussenseite unscheinbar wird, wenn man den Unrath, der sich von Zeit zu Zeit ansetzt, nicht wegnimmt,

nur

nur mit dem Unterschied, daß hier, wie cupimus hinlänglich andeutet, bloße Sorglosigkeit, dort absichtliche Bosheit obwaltet." Wie viele kleinere Fehler hat sich Hr. W. außerdem nicht in diesen wenigen Zeilen zu Schulden kommen lassen? Und suchen sie — die Tugenden, oder die Freunde? wohl die Tugenden. Diese also werden mit einem Lack überzogen, der alles verfälscht, was hineingegossen wird? Wir errathen freylich, daß dieß Hineingießen auf das Gefäß gehen soll, aber ein guter Schriftsteller spricht doch nicht so zweydeutig, so unbestimmt! Der Construction nach muß sichs offenbar auf den Lack oder auf die Tugenden beziehn. Auch das lautere Gefäß — was solls heißen? Unmöglich kann man lauter für gleichbedeutend mit sauber und rein gelten lassen. Endlich virtutes inuertimus, wir kehren die Tugenden um, ein Latinismus in bester Form. Wir hoffen, dieser Satz wird bey der künftigen Ausgabe eine Umkehrung erfahren. Nicht weniger verunstaltet ist eine Stelle aus der 5. Sat. des II. B. V. 70—74. Wir wollen sie, um die Vergleichung zu erleichtern, auch lateinisch hersetzen. Horaz sagt:

Illud ad haec jubeo: mulier si forte dolosa
Libertusve, senem delirum temperet, illis
Accedas socius: laudes, lauderis ut absens,
Adjuvat hoc quoque, sed vincit longe prius ipsum
Expugnare caput.

Dieß giebt Hr. W. auf folgende Weise:

Eins noch will ich dir
empfohlen haben: wenn dein alter Kindskopf
von einem listgen Weibsstück oder einem Schalk
von Freygelaßnen guvernirt wird, daß du es
mit ihnen hältst und immer vortheilhaft
von ihnen sprichst, damit sie hinterm Rücken
dich wieder loben. Helf, was helfen kann!
Doch immer ist und bleibt das Wichtigste,
der Hauptperson dich gänzlich zu bemeistern.

Warum denn nun gerade delirus senex dein alter Kindskopf? wir dächten, der kindische Alte wäre auch genug gewesen. Temperet guvernirt wird! das deutsche beherrschen sagt dasselbe; denn einmal gehörte temperare doch unter die unübersetzbaren Worte. Ferner, daß du es mit ihnen hältst; wie viel nachdrücklicher und edler Illis accedas socius. Adjuuat hoc quoque, helf, was helfen kann! undeutsch und unrichtig. Es heißt, „auch eine solche Vereinigung ist von Nutzen.“ Endlich sed longe prius vincit, caput ipsum expugnare, doch das Wichtigste ist, dich der Hauptperson zu bemeistern. Nicht doch! Um hier den Sinn zu verfehlen, muß man fürwahr durch die Horazischen Briefe, vielleicht auch schon durch ein halbes Dutzend Satyren sich hindurchgearbeitet haben. Horaz will sagen: durch andre, mittelbar also, den geitzigen Alten zu berücken, glückt freylich zuweilen auch; allein besser ists doch, selbst und unmittelbar sich seine Gunst

zu erschmeicheln. Das list'ge Weibsstück und die Kakophonie in mit ihnen hältst und von ihnen sprichst möchten wir ebenfalls nicht vertheidigen.

Wir möchten nicht gern den Schein haben, bey einem Manne, den wir so hochschätzen, Fehler aufzusuchen, ob wir deren gleich mehr finden, als wir Anfangs vermutheten. Gern zeichneten wir also itzt etliche vortrefliche Stellen aus, obgleich die von etwas beträchtlicher Länge selten sind. Hier sind indeß zwey aus der 3. Sat. des II. B., die, wo nicht zu den vortreflichen, doch gewiß zu den glücklichen gehören. Damasipp wirft Horazen, der sich, des Schreibens wegen, aus der Stadt begeben hatte, seine üble Laune und Läßigkeit vor.

Sonderbar! (sagt er,)
Du hattest doch die Mine, große Dinge
zu Tag zu födern, wie dein stilles Meyerhöfchen
ins laue Dach dich aufgenommen hätte.
Wozu Menandern Plato'n zum Begleiter
zu geben? Eupolis, Archilochus,
und solche Reisgefährten mit-
zuschleppen? Hoffest du den Neid dadurch
dir zu versöhnen, daß du dem Verdienst entsagst? *)
Verachtung wird dein ganzer Vortheil seyn,
Unglücklicher! Entweder der gefährlichen
Sirene, deiner lieben Trägheit, dich
entreißen, oder dich entschließen, Alles

gleich-

*) soll heißen: Hoffst du deine Neider durch freywillige Verlassung des bisher betretenen Dichterpfads zu beruhigen.

gleichgültig wieder zu verlieren, was
du dir in deiner bessern Zeit erworben.
(erwarbst.)

Und bald nachher

Seitdem ich mit der ganzen Ladung meines Glücks
am mittlern Janus scheiterte, bekümmr' ich,
aus meinem Eigenen geworfen, mich
um andrer Leute Sachen. Ehmals war ich
ein grosser Dilettant und Alterthümerkenner.
Ich disputirte gern, in was für Erz
der schlaue Sisyphus die Füße sich gewaschen;
entschied auf Einen Blick, ob eine Gemme
von einem ächten Meister war, ein Bild
im Guße nicht zu hart und steif gerathen;
verstand mich auf die Preise; dieses Bild ist seine
drey tausend Thaler unter Brüdern werth,
sagt' ich mit einem schlauen Kennerblick!
und Gärten oder schöne Häuser mit Profit
zu kaufen, war mir Keiner gleich: daher
man mich auf (bey) Auktionen nur den kleinen
Merkur zu nennen pflegte. u. s. w.

unsers Bedünkens vorzüglicher, als die erste.

Die Einleitungen gleichen denen, die den Briefen vorgesetzt sind, vollkommen. Wenn sie dießmal nicht so viel Unterrichtendes und Neues enthalten, so ist das offenbar Hrn. W. Schuld nicht. Er hat uns durch seine vorige Arbeit mit Horazens Denkungsart so vertraut gemacht, daß er hier billig kurz seyn durfte. Vielleicht sind der Wiederholungen gleichwohl noch zu viel; vielleicht würde viel Zeit und Papier erspart worden seyn, wenn er dem Gan-

zen

gen einige allgemeine Betrachtungen über das Verderbniß der römischen Sitten, über die damalige Gelehrten- und Stutzerwelt, als worauf doch die meisten Pfeile Horazens zielen, endlich über die Lage und persönlichen Verhältnisse des Dichters selbst vorausgeschickt hätte. Die Anmerkungen sind meistens historisch; im Ausdrucke zwar etwas vernachläßigt, aber, im Ganzen genommen, launigt und unterhaltend. Freylich mischt sich manches ein, das dem gründlichen Philologen mißfällt, manche überflüßige Gelehrsamkeit, manche entbehrliche Anekdote u. d. g.; freylich ist es hart, wenn man sieben Seiten durchlesen muß, um zu erfahren, daß der Labeo, B. I. S. 3. v. 82. nicht der berühmte Rechtsgelehrte M. Antistius Labeo, sondern ein verrückter Mensch dieses Namens war. — Allein, es sey ferne, uns durch hämischen Tadel einer Undankbarkeit schuldig zu machen. Einleitungen und Noten sind ein sehr schätzbarer Beytrag zum Verständnisse des alten Dichters. Gelehrte und Dilettanten werden sie mit großem Vergnügen lesen, und spätere Kommentatoren sie plündern, wahrscheinlich auch Hr. W. durch Verschweigung seines Namens vergelten, was er zuweilen durch ein ähnliches Schweigen an seinen Vorgängern verschuldete.

V. Hugo

V.

Hugo Blairs Vorlesungen über Rhetorik und schöne Wissenschaften. Aus dem Englischen übersetzt, und mit einigen Anmerkungen und Zusätzen begleitet, von H. G. Schreiter. Zweyter Theil. Liegnitz und Leipzig, bey David Siegert, 1786.

Eine leichte Methode, ein faßlicher Vortrag, ein reiner, fließender Styl, machten, unserm Urtheil zu Folge, den Werth des ersten Theils von Hugo Blairs Vorlesungen aus. Wir finden keine Ursache, bey gegenwärtigem zweyten Theile, dieses Urtheil zu widerrufen. Auch hier zeigt sich der Verfasser fast überall als einen Schriftsteller von feinem Geschmacke, kritischer Belesenheit und gesunder Beurtheilung. Wir glauben sogar Grund zu haben, diesem zweyten Theile vor dem ersten beträchtliche Vorzüge zuzugestehen. Blair ist hier mehr in seiner Sphäre. Sein Gegenstand ist aus der dunkeln Region der rhetorischen Ontologie, in die hellern Gegenden der praktischen Beredtsamkeit fortgerückt. Er verfolgt ihn nunmehr mit einem weit sicherern Blicke; und so wird denn auch alles, was er darüber zu sagen hat, bestimmter, deutlicher und interessanter.

In-

Indessen von allen Mängeln ist dieser Theil eben so wenig frey, als der vorige. Von was für Art diese Mängel sind, auch darüber haben wir uns bereits erklärt; nur noch ein paar Anmerkungen wird uns erlaubt seyn dießfalls hinzuzusetzen. Hugo Blair scheint uns insbesondere unter die Gattung der bequemen Schriftsteller zu gehören, ob man gleich an diesem Merkmale eher einen Franzosen als Engländer erkennen sollte! Er könnte wohl genauer untersuchen; aber er will nicht immer, er fängt sich bald zu ennuyiren an; es stößt ihm hier und da ein Gedanke auf, der etwas verspricht; allein es würde Mühe kosten ihn in sein Licht zu stellen; er fühlt es, daß in diesem und jenem Falle sich eine nützliche Unterscheidung machen ließe, oder daß von einer bereits gemachten sich wohl ein guter Grund dürfte angeben lassen, er fühlt es: aber er mag sich nicht die Mühe geben, sein Gefühl zu entwickeln; und diese Bequemlichkeit ist denn auch Ursache, daß er sich oft nur allzusehr auf sein Gefühl verläßt. Mit einem Worte, er scheint uns hier das Widerspiel von Home, dessen Kritik an vielen Stellen ins Aengstliche und Allzugenaue verfällt, so, daß es uns oft vorkömmt, als ob er seinem eigenen Gefühle zuwider, aus bloßen Grundsätzen, das Schöne häßlich finden wolle; und oft scheint ihm das Gefühl ganz zu mangeln. Doch — dieß im Vorbeygehen! — Wir kommen zurück zu unserm Autor, von dessen Werke wir einen kurzen Auszug zu geben fortfahren; wobey es uns auch nicht an Gelegenheit gefehlt hat, obigen Tadel zu rechtfertigen.

Der

Der Verf. geht zu dem figürlichen Ausdrucke fort. Der Verbindung wegen wollen wir den Anfang der funfzehnten Vorlesung, womit sich dieser Theil anhebt, hersetzen: „Deutlichkeit, und „Schönheit, sagt er, waren die beiden Hauptab„theilungen, unter welchen ich die verschiedenen Ei„genschaften der Schreibart abzuhandeln verspro„chen habe. Von der Deutlichkeit, so wohl in An„sehung einzelner Worte, als in Beziehung auf „ganze Sätze, ist in der eilften und den folgenden „Vorlesungen das Nöthige beygebracht worden. „Auch von der Schönheit habe ich bereits in so fern „gehandelt, als dieselbe durch schickliche, nachdrucks„volle und melodische Wortstellung erreicht werden „kann. Ein anderer und gewiß nicht minder weit„reichender Zweig dieser letzten Eigenschaft, ist der „so genannte figürliche Ausdruck, zu dessen näherer „Betrachtung wir anjetzt fortgehen wollen."

Die erste Frage, welche sich ihm hier darbietet ist: was heißt figürlicher Ausdruck? was nennt man Sprachfiguren?

Da die Lehrbücher der Rhetorik voll von Erörterungen über diesen Gegenstand sind, will er sich hier auf einzelne Anführungen und Erörterungen derselben nicht einlassen; sondern empfiehlt überhaupt zum weitern Nachlesen über die Gründe der figürlichen Sprache, den Du Marsais, in seinem Traité des Tropes pour servir d'Introduction à la Rhetorique & à la Logique; und den zweyten Theil von Home's Grundsätzen der Kritik; wozu wir noch Hrn. Adelungs vortrefliche Schrift: über

den

den deutschen Styl, setzen wollen, worinne die Lehre über den figürlichen Ausdruck vorzüglich gut behandelt ist, und die statt aller dienen kann.

Die figürliche Sprache, erklärt er, überhaupt genommen, durch Abweichung von der gewöhnlichen und einfachen Art des Ausdrucks, so, daß der Begriff, welchen man bezeichnen will, nicht bloß angedeutet, sondern auf eine gewisse besondere Weise durch Hinzufügung einer Nebenidee ausgedruckt wird, welche bestimmt ist, dem Eindrucke einen höhern Grad von Lebhaftigkeit und Stärke mitzutheilen.

Hr. Adelung sagt am angeführten Orte von dieser Erklärung, bey welcher die Erklärung des Quinctilians, figura est conformatio quaedam orationis remota a communi et primum se offerente ratione, zum Grunde liegt: „daß nach ihr die meisten gewöhnlichen Wörter Figuren, und die meisten Figuren keine seyn würden.“ Er selbst macht zur Figur, jede Modification des Ausdrucks, welche wirklich dazu geschickt ist, eine der untern Kräfte der Seele in Bewegung zu setzen; was aber diese Wirkung nicht hervorbringen kann, verdient ihm auch diesen Namen nicht. Lessing scheint von der Lebhaftigkeit des Styls, die durch den Gebrauch der Figuren bewirkt wird, den nämlichen Begriff gehabt zu haben, wenn er irgendwo sagt: — „Den kalten, symbolischen Ideen etwas von der Wärme und Kraft natürlicher Zeichen mitzutheilen;“ — und an einem andern Orte: — „die logische Erkenntniß zu einer anschauenden

zu beleben, — sey die Kunst des guten Schriftstellers.“ — Hiernächst erklärt sich Blair wider die Meynung gewisser Kunstrichter, und mit Recht, die den figürlichen Ausdruck nicht für natürlich, sondern für ein Produkt der Kunst erklären. Eine zweyte Erklärung des Verf., wornach die Figuren, überhaupt genommen, nichts anders als die Sprache der Einbildungskraft und der Leidenschaften seyn sollen, dünkt uns zu weit und zu unbestimmt. Die alte Eintheilung in Wort- und Sachfiguren scheint ihm weder sehr nützlich noch überall deutlich und bemerkbar. Der Unterschied zwischen Figuren der Einbildungskraft und Figuren des Gefühls oder der Leidenschaft könnte, meynt er, eine nützlichere Eintheilung machen; allein er hat sich der Mühe überhoben, diesen Unterschied näher zu bestimmen, sondern hält es für fruchtbarer und schicklicher, den Ursprung und die Beschaffenheit der Figuren überhaupt näher zu entwickeln. Von den zwey Anmerkungen, die er hier voraus schickt, scheint uns die erste über den Nutzen der Regeln, in Rücksicht auf den vorliegenden Gegenstand, in einer geschriebenen Vorlesung überflüßig; die zweyte ist merkwürdiger und betrift die Einbildung gewisser rhetorischer Schüler, als ob die Vorzüge der Schreibart einzig und allein, oder auch nur hauptsächlich von der figürlichen Sprache abhinge. Die Empfindung oder die leidenschaftliche Wärme, welche bey dem figürlichen Ausdrucke zum Grunde liegen müsse, mache vielmehr ihr ganzes Verdienst aus. Wenn aber der Verfasser zuletzt auf die Behauptung

kömmt,

kömmt: — „daß die figürlichen Verzierungen nur da an ihrer eigentlichen Stelle wären, wo ein gewisser mäßiger Grad von Lebhaftigkeit und Wärme herrsche," — so scheint er sich selbst zu widersprechen; und wenn er sagt, „daß der höchste Grad des Erhabenen keinesweges auf Sprachfiguren beruhe," — so begehet er einen doppelten Fehler; einmal, daß er das Erhabene der Gedanken mit dem Erhabenen des Ausdrucks verwechselt, und dann, daß er eine Unterscheidung macht, wo keine zu machen ist.

Nun folgen die Betrachtungen, über den Ursprung und die Beschaffenheit der Figuren selbst. Wir wollen dabey nur das erinnern, daß derjenige, der Hrn. Adelungs angeführte Schrift gelesen hat, über den Werth oder Unwerth derselben leicht wird entscheiden können. Ein Auszug würde hier also schon in diesem Betracht weder nützlich noch angenehm seyn. Jedoch diese Erinnerung müssen wir noch hersetzen, daß man die Beyspiele, die der Verfasser anführt, ja zuvor ein wenig genauer besehe, ehe man selbige als Erläuterung annimmt; sie scheinen seiner Absicht oft nicht genug zu entsprechen. Von dieser Art ist unter andern das Beyspiel, das er S. 33. aus dem Addison, zur Erläuterung der Metonymie, wenn sie die Ursache für die Wirkung setzt, anführet.

Die sechzehnte Vorlesung handelt von der Metapher; sie ist eine der ausgearbeitetsten und vollständigsten. Nach der Erklärung dieses Tropen, die wir übergehen, stellt der Verf. eine Verglei-

 chung

chung zwischen ihr und der Malerey an, der sie unter allen Sprachfiguren am nächsten komme: unsers Bedünkens nach eine seltsame Behauptung von einer Sprachfigur! Der Regeln, die er zum richtigen Gebrauche derselben giebt, sind sieben. 1) Die Metapher muß der Natur des Gegenstandes angemessen seyn; sie muß nicht allzuhäufig angebracht werden, und in Beziehung auf den Ton des Ganzen weder zu witzig noch zu erhaben seyn; in Prosa sind andere, andre in der Poesie zuläßig u. s. w. — Wenigstens zwey Regeln statt einer! — 2) Empfiehlt er die sorgfältige Wahl der Gegenstände, von welchen die Metaphern entlehnt werden, damit nicht niedrige, gemeine, oder schmutzige Vorstellungen in der Seele dadurch erregt werden, z. B. wie durch *stercus curiae*, oder wenn Tillotson in seiner Predigt über das jüngste Gericht, die Welt um die Ohren des Sünders knacken läßt. 3) Die Aehnlichkeit, auf welche sich die Metapher gründet, muß deutlich und in die Augen fallend, nicht aber dunkel oder weit hergeholt seyn. Die gewöhnlichen Milderungsmittel einiger Schriftsteller durch ein gleichsam, und, wenn ich so sagen darf, werden verworfen, und — wohl ein wenig zu strenge verworfen. 4) Man muß die figürlichen und eigentlichen Ausdrücke nie durch einander werfen. 5) Erklärt er den Gebrauch zweyer verschiedener Metaphern für einen noch größern Fehler, als den vorigen; es ist dieß mit einem Worte, der Mangel der Einheit, und dieser läßt sich nirgends entschuldigen. 6) Tadelt er die Zusammensetzung mehrerer

Meta-

Metaphern in Beziehung auf das nämliche Subject; allein dieser Tadel kann nicht ohne große Einschränkung gelten. 7) Endlich müsse man auch die schicklichste Metapher nicht zu weit verfolgen; denn so errege sie am Ende Ekel und mache den Vortrag undeutlich, gerade ihrer ersten Absicht zuwider.

Um den Leser wegen der Trockenheit dieserley Materien ein wenig schadlos zu halten, setzen wir aus gegenwärtiger Vorlesung, eine Schilderung von **Bolingbrocks** schriftstellerischem Charakter her, die **Blair** bey einem sehr unschuldigen Anlasse uns zum Besten giebt. Eine Ausschweifung ist in einer Recension ohnedieß weit eher zu entschuldigen als sonst irgendwo. **Blair** hat den Lord wegen einer nach seiner Meynung sehr glücklichen, nach unserer Meynung höchst mittelmäßig ausgeführten Metapher gelobt; aber man höre einmal, wie hart der gute Lord für dieses armseelige Lob büßen und was für strenge Begriffe **Blair** von seiner Pflicht haben muß, wenn er auf folgende Weise fortfährt: — „Der Beyfall, welchen ich dieser, aus Lord Bolingbrocks Werken angeführten Stelle, ertheilt habe, macht, daß ich es für Pflicht halte, ein für „allemal zu erinnern, daß, wenn ich mir schon bis„weilen Anführungen aus diesem Schriftsteller als „Beyspiel der Schreibart erlauben werde, es doch „blos sein Ausdruck, nicht aber seine Gedanken „sind, was mir Lob zu verdienen scheint. — In der „That, (fährt der eifrige Verf. fort,) giebt es, mei„ner Ueberzeugung nach, wenig Werke in der eng-

„lischen Sprache, aus denen sich, was ihren In-
„halt betrift, minder Nutzen oder Vortheil erwar-
„ten läßt, als eben Lord Bolingbrocks Werke.
„Seine politischen Schriften haben das Verdienst
„eines lebhaften und beredten Vortrages; aber
„auch nur dieses. Denn was ihren eigentlichen
„Inhalt betrift, so sind sie blos vorübergehende Aeus-
„serungen des Partheygeistes und der erhitzten Streit-
„sucht, und zeichnen sich als solche, vor ähnlichen
„Werkchens unserer Tage, weiter durch nichts be-
„sonders aus. Die nachgelassenen, oder wie man
„sie gewöhnlich nennt, die philosophischen Werke
„dieses Schriftstellers, in welchen er die Religion
„angreift, haben noch weniger Verdienst: denn
„die Schreibart derselben ist eben so nachläßig,
„als die Art zu urtheilen flüchtig und übereilt. Im
„Ganzen genommen, ist dieser Schriftsteller ein
„trauriges Beyspiel vorzüglicher Anlagen und Gei-
„steskräfte, welche aber durch Leidenschaften und
„Partheygeist eine so verkehrte Richtung erhalten
„haben, daß nicht nur sein Andenken mit wenig
„Ruhm auf die Nachkommenschaft kommen dürfte,
„sondern daß auch seine Schriften gar bald, wie
„dieß schon gegenwärtig der Fall ist, in Vergessenheit
„und Verachtung sinken werden.“

Was man sich doch zuweilen für unnöthige Bekümmernisse macht! Dieses Urtheil hätte ein berühmter deutscher Schriftsteller wissen sollen, wo er sich über die Tagelöhnerarbeit unserer Uebersetzer ereifert, und bey diesem Anlasse den bedenklichen Fall setzet: — „Wenn durch eine grosse, wunderbare

„Welt-

„Weltveränderung auf einmal alle Bücher, die „Deutsch geschriebenen ausgenommen, untergingen; „welch eine erbärmliche Figur würden die Virgile „und Horaze, die Shaftesburys und Boling„brocks bey der Nachwelt machen! —

Die siebenzehente Vorlesung hat zum Gegenstand die Hyperbel, Personification und Apostrophe. Die Hyperbel, meynt der Verf., könne man nach Belieben, bald als einen Tropen, bald als eine Gedankenfigur betrachten. Da er aber zugleich der Meynung ist, daß die Unterscheidung zwischen diesen beiden Gattungen nicht mehr deutlich sey: so können wir auch nicht wissen, warum er die Hyperbel bald als einen Tropen, und bald als eine Gedankenfigur betrachtet wissen will. Um doch etwas Bestimmteres davon zu sagen: könnte man den Tropen, mit dem, was man in der Mimik Malerey, und die Gedankenfigur, mit dem mimischen Ausdruck vergleichen. Die Regeln, die der Verf. über die Hyperbel giebt, übergehen wir mit Stillschweigen; denn sie sind alle so unbestimmt, als sie es auch der Natur der Hyperbel nach seyn müssen. Bey der Metapher, von der man so gar eine Art von Probe in gewissen Fällen, die Umkehrung, hat, war es etwas anders; aber bey dem Gebrauche dieser Figur muß man sich durchaus auf den Geschmack beziehen. Der Verf. theilt sie übrigens in Hyperbeln der Einbildungskraft und Leidenschaft ein; wobey wir nur noch erinnern wollen, daß das Beyspiel zur erstern Art, das er aus dem Lee anführt, vielmehr zur letztern Art gehöret. Lukan,

Seneka, Tertullian, Cyprian, Augustin und die meisten Epigrammatisten haben diese Figur, nach dem Urtheile des Verfassers, oft sehr durch allzu große Uebertreibung gemißbraucht. Was die Personification betrift, die der Verf. in die gemeine, die sich wenig von der Metapher entfernt, in die, die auch noch in der erhabnen Prosa statt findet, und in die poetische eintheilet: so wollen wir nur eine Stelle aus seinen dießfalsigen Betrachtungen hersetzen, die viele Schönheit hat, und überhaupt über diese Figur und ihren Gebrauch zum Aufschlusse dienen kann. Er redet von dem Hange unserer Denkungsart, Eigenschaften belebter Wesen auf leblose Gegenstände, oder abgezogene Begriffe unserer Vernunft überzutragen. „In der That," sagt er, „ist dieser wunderbare Hang der menschlichen „Natur, alle Gegenstände um sich her zu beseelen, „in mehr als einer Rücksicht merkwürdig. Der „Grund desselben liege nun in dem ursprünglichen „Triebe, eine gewisse Aehnlichkeit mit uns selbst „über alle übrige Gegenstände zu verbreiten, oder „in irgend einer andern noch entferntern Ursache; „genug es ist unläugbar, daß beynahe jede Bewe„gung, durch welche die Seele nur einigermaßen „erschüttert wird, auf längere oder kürzere Zeit ei„nen Schein von Leben auf ihren Gegenstand über„trägt. Man lasse Jemanden aus Unvorsichtig„keit mit dem Fuße heftig gegen einen Stein stos„sen; und er wird in dem ersten heftigen Anfalle sei„nes Unwillens, nicht selten sich geneigt fühlen, den „Stein zu zertrümmern, oder gegen denselben in

„lei-

„leidenschaftliche Ausdrücke auszubrechen; gleich „als ob ihm eine Art von Beleidigung wiederfahren „wäre. Wer an gewisse Gegenstände lange Zeit „gewöhnt ist, an gewisse Gegenstände, die auf sei„ne Einbildungskraft einen mehr oder minder star„ken Eindruck gemacht haben, zum Beyspiel an „ein Haus, in dem er eine lange Reihe angenehmer „Jahre zugebracht hat; oder an Felder, Bäume, „Berge, unter welchen er oft mit lebhaftem Ver„gnügen umher gewandelt ist; ein solcher wird in „dem Augenblicke, da er sich von jenen Gegenstän„den trennen soll, zumal wenn er keine Hofnung „hat, selbige je wieder zu sehen, sich eines Gefühls „nicht erwehren können, das demjenigen gleich ist, „welches die Trennung von alten Freunden, in ihm „erregen würde. Er betrachtet jene Dinge als be„lebt; sie werden Gegenstände seiner Zuneigung; „und er findet es in dem Augenblicke der Trennung „von ihnen keinesweges unnatürlich, seine Gefühle in „Worte auszubrechen zu lassen, und von diesen ihm „so theuern Gegenständen, im eigentlichsten Sinne „des Worts, Abschied zu nehmen." — In dieser sanftern Art von Beredsamkeit ist unser Verf., wie man sieht, vortreflich! — Aber würde es nicht eine Art von Undankbarkeit gegen den glücklichen Fleiß des geschmackvollen Uebersetzers seyn, wenn wir hier an diesem Orte, von den vielen schönen Stellen aus englischen Dichtern, die er uns in Versen hat übersetzen wollen, nicht wenigstens eine anführen wollten? Nur wird es uns schwer fallen, die beste zu wählen. Indessen mag es die aus

dem Milton seyn, welche er mit vielem Glück in Hexameter übergetragen hat;

— — Ich führte die Holde,
Sanft wie der Morgen erröthend, hin zur geselligen Laube.
Alle Gestirne des Himmels strahlten beglückenden Einfluß
Auf die schönste der Stunden herab. Die Erde, die Hügel
Gaben Zeichen der Freude: es schwirrten vertraulich die Vögel;
Sanfterquickende Weste verriethen mit lieblichem Flüstern,
Was sie vernahmen, dem Hain, und streuten vom schwärmenden Fittig
Rosen und süße Gerüche, die Frucht balsamischer Stauden,
Weit durch die Fluren umher, bis nun der zärtlich verliebte
Vogel der Nacht das Brautlied erhob, und über den Hügel
Schneller den Abendstern rief, dem glücklichen Paare zu leuchten.

Weil wir einmal angefangen haben, es uns bequem zu machen, und statt trockne Urtheile, die wir fällen könnten, den Leser mit angenehmen Beyspielen zu unterhalten; so wollen wir auch von der Apostrophe, die ohnehin mit der Personification sehr verwandt ist, uns an einem Beyspiele begnügen. Es ist die ausdruckvolle Apostrophe, in jener rührenden Stelle des Quintilians, wo er den frühzeitigen Verlust seines Sohnes, der während der Verfertigung seines

nes rhetorischen Werks gestorben war, beklagt und die Hr. Schreiter so übersetzt hat:

*) „Mit welchem Muthe, einem Muthe, der die „Bewunderung der Aerzte war, trug er während „ganzer acht Monate seine tödtliche Krankheit! Wie „suchte er mich, noch in seinen letzten Augenblicken, „zu trösten! Und selbst, als er seiner nicht mehr „mächtig war, wie blieben da noch die Verir„rungen seines Geistes einzig und allein auf wissen„schaftliche Gegenstände gerichtet! O Sohn! mei„ne einzige, jetzt verlorne Hoffnung! mußte ich „deine Augen brechen, deinen Geist von dieser Er„de scheiden sehn! Auf deinen kalten, seelenlosen „Leichnam hingeworfen, wie vermocht' ich ins Le„ben

*) Nam quo ille animo, qua medicorum admiratione, mensium octo valetudinem tulit? vt me in supremis consolatus est? quam etiam deficiens jamque non noster, ipsum illum alienatae mentis errorem circa solas litteras habuit? Tuosne ergo, o meae spes inanes! labentes oculos, tuum fugientem spiritum vidi? Tuum corpus frigidum, exangue complexus, animam recipere, auramque communem amplius potui? Tene, consulari nuper adoptione ad omnium spes honorum patris admotum; te, avunculo praetori generum destinatum; te, omnium spe Atticae eloquentiae candidatum parens superstes tantum ad poenas amisi! —

„ben zurück zu kehren? Dich, den jüngst erst ein Consul
„durch Annahme an Kindes Statt zu der Hoffnung
„der höchsten Ehrenstellen berechtigte; den ein
„durch Bande des Bluts uns theurer Prätor sich
„zum Schwiegersohne erkohren hatte; dich, in dem
„die allgemeine Erwartung einen ausgezeichneten
„Liebling der attischen Beredsamkeit erblickte; dich
„mußte ich trostloser, nur zum Leiden zurück gebliebe-
„ner Vater verlieren!“ —

Mich dünkt, sagt Blair von dieser Stelle, es leuchtet daraus eben so sehr der Geist des Redners hervor, als aus den übrigen Quintilianischen Werken der Geist des feinen Kunstrichters.

Die achtzehnte Vorlesung handelt von der Vergleichung, Antithese, Frage, dem Ausruf, und einigen andern Redefiguren. Da uns die, in dieser Vorlesung angestellten Erörterungen, wenig Neues und manches Schwankende und Unbestimmte zu enthalten scheinen, und überdieß von der Art sind, daß sie nicht füglich einen kurzen Auszug leiden: so gehen wir weiter, zu der

Neunzehnten Vorlesung, worinne der Verf. überhaupt für den Gebrauch der figürlichen Schreibart Regeln, besonders mit Rücksicht auf angehende Schriftsteller, giebt. Aus dieser Ursache wollen wir uns denn einen Augenblick dabey verweilen. Der Verf. giebt vier Regeln; wovon die erste die Einbildung bestreitet, als ob auf dem Gebrauch der Figuren der Werth eines Schriftstellers gänzlich be-

ruhe.

ruhe. Figuren, sagt er, sind nur der Schmuck der Rede, und eine Schrift, die mit nichts als Figuren pranget, gleicht einer künstlichen Blume, die nur für das Auge ist, sie gleicht einem häßlichen Frauenzimmer, das durch ihren Flitterstaat höchstens auf einen Augenblick täuschet. Deutlichkeit, Bestimmtheit, Leichtigkeit sind die ächten Grazien des Styls, die ohne von ihrer natürlichen Schönheit zu verlieren, den Putz allenfalls entbehren können. Die zweyte Regel geht auf das Ungezwungene und Natürliche bey dem Gebrauche der Figuren. Man muß es einer Schrift ansehen, daß sich ihr Verf. nicht ängstlich um diese Zierrathen bemühte, sondern sie müssen unmittelbar Eingebungen der erregten Einbildungskraft und der unwillkührlichen Begeisterung zu seyn scheinen. Die dritte Regel sollte die Sparsamkeit der figürlichen Ausdrücke, nach des Verfassers Absicht, zum Gegenstande haben, auch wo sie wirklich das Werk der Einbildungskraft und des überwallenden Enthusiasmus zu seyn schienen; allein er verliert sich unvermerkt wieder in die zweyte bereits ertheilte Regel, über das Ungekünstelte. Wir wollen diesen Fehler dadurch zu ersetzen suchen, daß wir diese Sparsamkeit insbesondere aus dem Grunde anrathen, weil sonst der Schriftsteller eine allzu einseitige Stimmung seines Geistes, einen allzu einseitigen Geschmack verrathen würde. Ein solcher Schriftsteller hat, so zu sagen, nichts als Einbildungskraft, und er gleicht den devoten Frauenzimmern, die entweder beten oder schweigen müssen. Die vierte Regel endlich erin-

nert

nert diejenigen, die überhaupt von zu kalter Natur sind, um in Figuren auszubrechen, daß sie sich in den ihnen von der Natur angewiesenen Schranken halten, und wider den Dank der Minerva nichts wagen sollen. Diese werden sich also einen Stoff wählen müssen, der den Schmuck der Figuren füglich entbehren kann.

Die zwanzigste und ein und zwanzigste Vorlesung enthalten Betrachtungen über das unterscheidende Gepräge der Schreibart überhaupt. Daß die Art der Behandlung nach der Verschiedenheit des Gegenstandes verschieden seyn müsse, ist dem Verfasser ein so einleuchtender Satz, daß er keines Beweises bedürfe. Hierauf redet er von der Originalität; und hiernächst von den bekannten drey Eintheilungen in die niedrige, mittlere und höhere Schreibart, die er mit Grunde für höchst unbestimmt erklärt. Er sieht sich also genöthigt mehr ins Einzelne zu gehen. Wir können ihm nicht überall folgen, ohne unsere Gränzen zu überschreiten, wir wollen nur diese und jene interessante Eintheilung berühren, und von den Beyspielen, die er anführt, insbesondere der englischen Schriftsteller erwähnen; so wohl um zu zeigen, wie ein Kunstrichter, wie Blair, von seinen Landsleuten urtheilet, als auch um diese unsern jüngern Lesern bekannter zu machen. Zuerst theilet er die Schreibart in die ausführlichere und minder ausführliche, in die weitschichtigere und gedrungene ein. Der Schriftsteller, der sich jener bedient, geht nur auf das Wesentliche, macht keine Wiederholungen, und

seine Verzierungen sind nicht so wohl auf Anmuth, als auf Stärke angelegt. Der umständliche Schriftsteller im Gegentheil sucht die Nebenideen auf, entwickelt seine Gedanken erst allmälig bis zur Fülle, und liebt Reichthum des Ausdrucks. Jener schreibt gern membratim; dieser macht gern Perioden und lange Perioden. Addison und Sir William Temple werden von dem Verf. in die letztere Classe gesetzet, und von den schildernden Dichtern Milton in die erstere. Von Lord Clarendons Schreibart sagt er, daß sie durch den ernsthaften und feyerlichen Gang seiner Perioden sich auszeichne, aber dadurch auch oft langweilig werde.

Die umständliche Schreibart, fährt unser Verf. fort, gränzt zwar zunächst an den matten Styl, indessen kann sich doch bey aller Fülle und Ausführlichkeit der Schreibart ein beträchtlicher Grad von Stärke behaupten. Zum Beyspiel dieser Schreibart, in so fern sie eben im Begriff ist in das Matte überzugehen, führt er den englischen Schriftsteller Dr. Barrone an, der immer matt zu werden drohe und sich doch immer noch erhalte.

Gegentheils ein zu großes Bestreben nach Stärke verleitet den Schriftsteller leicht zu Rauhigkeit und Härte, zum Gebrauch ungewöhnlicher Worte, gezwungener Wendungen. Als Beyspiele dieser fehlerhaften Schreibart führt er einige der frühern, aber darum doch nicht schlechten englischen Schriftsteller an, den Sir Walter Ralleigh, Franz Bacon, Hooker, Chillingworth, Milton

ton in seinen prosaischen Werken, Harrington, Cudworth, und andere aus dem Zeitalter der Königin Elisabeth, Jakob und Karl des isten, hieher gehörige. Diese Periode war die latinisirende, d. h. man suchte die freyern Wendungen, die mannichfaltigern Wortstellungen und den gefälligern Wohllaut der lateinischen Perioden einzuführen. Den eigentlichen Zeitpunkt der Bildung gegenwärtiger englischer Schreibart setzt der Verf. in die Zeit der Wiedereinsetzung Karl des II. Lord Clarendon hat sich zuerst der Versetzung enthalten; Sir William Temple nach ihm der Sprache einen höhern Grad von Feinheit gegeben, besonders aber Dryden hat ihr durch die Menge und den Ruhm seiner Werke zu ihrer gegenwärtigen Bildung verholfen. Das Charakteristische seiner Schreibart ist nach des Verf. Meynung, Reichthum, Fülle, Leichtigkeit und Mannichfaltigkeit, als worinnen ihn kein nachheriger Schriftsteller übertroffen. Von Drydens Zeiten hebt sich die Periode der reinen und eleganten Schreibart, und die Vernachläßigung der Stärke und des Nachdrucks an. Versteht sich im Ganzen genommen.

Blair geht zu einem andern Gesichtspunkte fort, und betrachtet die Sprache besonders in Beziehung auf Schönheit; hieraus entspringen die Verschiedenheit der Manier eines Schriftstellers, die man durch das Einfache, Trockne, Kunstlose, Angenehme, Anmuthige, Blühende des Vortrags bezeichnet. Die trockene Manier schränkt sich blos auf Verständlichkeit ein. Einen Grad höher

stellt

stellt er die kunstlose, (a plaine style) die sich nur sehr weniger Verzierungen bedienet. Wenn der trockne Schriftsteller der Anmuth ganz unfähig ist, so scheint sie der letztere absichtlich zu vernachläßigen. Swift ist dem Verfasser derjenige Schriftsteller, der sich durch kunstlose Schreibart am vorzüglichsten auszeichnet. Ueberhaupt hat er von seinen schriftstellerischen Fähigkeiten sehr hohe Begriffe; so sehr ihn verschiedene andere englische Kunstrichter, z. B. Warton, herabsetzen. Der Verf. schildert seine schriftstellerischen Eigenschaften weitläuftig und verdient dießfalls ganz nachgelesen zu werden. In eben diese Classe setzt er Loken. Von der feinen und anmuthigen Schreibart stellt er Dryden, Popen, William Temple, Bolingbroke und Atterbury zu Mustern auf. Als ein Beyspiel der übertriebenen geschminkten Schreibart führt er Herwey's Betrachtungen an. Simplicität der Gedanken im Gegensatz einer zu weit getriebener Feinheit oder Spitzfindigkeit findet er insbesondere in Parnells Gedichten, so wie das Gegentheil beym Cowley: Beyspiele der Simplicität im Gegensatze mit dem Gezwungenen und Mühsamen, und besonders des höchsten Grades derselben, der Naivität, außer den alten, dem Homer, Hesiodus, Anakreon, Theokrit, Xenophon, und andern, in den Schriften des Erzbischofs Tillotson, und des Sir William Temple, vorzüglich aber des Addison. Von Schriftstellern aber, deren Schreibart bey manchen andern Vorzügen, durch Mangel dieser Simplicität verliert, weiß er kein merkwürdiger Beyspiel

anzuführen, als den Lord Shaftesbury. Die Zergliederung der Schönheiten und Fehler dieses berufnen Schriftstellers, die er hier anstellt, ist merkwürdig, aber zu weitläuftig, um selbige hier abzuschreiben. Endlich betrachtet er auch noch die Eigengenschaften der leidenschaftlichen und hinreissenden Schreibart, von welcher er kein Bedenken trägt, den Lord Bolingbroke als das schönste Muster anzuführen; doch so, daß er billig, auf so ein hohes Lob sein Aber folgen läßt. „Denn, mit einem „Worte, sagt er, Bolingbroke's Verdienst als „Schriftsteller würde sehr beträchtlich seyn, wenn „sein Inhalt sich eben so vortheilhaft auszeichnete, „als seine Schreibart.“ — Zum Beschlusse giebt der Verfasser noch einige allgemeine Vorschriften, die zwar bekannt genug sind, aber desto seltener befolgt werden. Daß man sich vor allen Dingen von seinem Gegenstande deutliche Begriffe machen, und überhaupt nicht eher die Feder ansetzen müsse, bis man sich selbst völlig verstanden; daß man sich fleißig üben, seine Uebungen nicht sogleich der Welt mittheilen, und sie mit der größten Genauigkeit und Sorgfalt anstellen müsse, in der gewissen Ueberzeugung, daß man nicht durch Geschwindigkeit, die Kunst gut zu schreiben, wohl aber durch Gutschreiben die Kunst geschwind zu schreiben erhalten könne. Doch auch allzu große Sorgfalt und Aengstlichkeit könne schädlich werden, dadurch, daß sie den Lauf der Gedanken hemmen, und die Wärme der Einbildungskraft erkalten lasse; man müsse also auch etwas der letzten Hand,

und

und der Mühe des Ausfeilens, der kein Schriftsteller überhoben seyn könne, vorbehalten. Die Warnung wider die knechtische Nachahmung und den Rath gute Muster zu studiren, können wir füglich übergehen; so wie auch die fünfte und sechste Regel des Verfassers das decorum und die allzugroße Sorgfalt für den Ausdruck betreffend, wo er sich blos wiederholet.

In der zwey und zwanzigsten Vorlesung stellt Blair eine kritische Prüfung der Schreibart in einem Aufsatze von Addison an. Diese Art von detaillirter Kritik eines einzelnen Schriftstellers ist ohne Zweifel überaus nützlich; und insbesondere verdient die gegenwärtige vom Hrn. Blair ganz nachgelesen zu werden. Wollte man diese nützliche Analyse auf deutsche Schriftsteller anwenden; so würden wir in Rücksicht auf eine reine, eigenthümliche und männlich-lebhafte Schreibart, Lessingen; in Rücksicht auf die reiche, geschmückte und anmuthige, Wielanden, und endlich in Rücksicht auf Eleganz und Simplicität des Styls, dazu einen Schriftsteller vorschlagen, den wir hier nicht nennen wollen, den aber an diesen Merkmalen Jedermann leicht erkennen wird.

Zwischen dieser und der folgenden Vorlesung ist in der Uebersetzung eine Lücke. Es fehlen zwey Vorlesungen. Der Uebersetzer hat die Fortsetzung der im vorigen angefangenen Beurtheilung, und einer ähnlichen eines Briefs von Swift, weggelassen, weil Stellen dieser Art nicht blos mühsam zu

übersetzen, sondern auch wegen des verschiedenen Genius der Sprachen unfruchtbar seyn würden.

Die übrigen Vorlesungen in diesem Bande, über die öffentlichen Vorträge, über die Geschichte der griechischen und römischen Beredsamkeit: leiden keinen Auszug.

VI.

Fortsetzung der abgebrochenen Recension über Hrn. Prof. Engels Ideen zu einer Mimik.

(Man sehe das vorige Stück S. 87.)

Wir verweilen billig einen Augenblick bey dieser Stelle, wo wir Hrn. Engel beschäftiget sehen, den Plan seines ganzen Werks anzulegen. Zu Einwürfen und Erinnerungen werden wir zwar wenig oder gar keine Veranlassung finden: aber bey einem Schriftsteller, der mit so vieler Einsicht, Scharfsinn und Sorgfalt zu Werke geht, hat der Kritiker alles gethan, wenn es ihm gelungen ist, die Leser auf den Gang desselben aufmerksamer zu machen und ihnen etwa den Standort zu zeigen, woraus sie die kühnen Schritte des Mannes von Genie, mit etwas mehr Sicherheit, von selbst verfolgen können.

Hr. Pr. Engel also, ist, wie wir gesehen haben, der Meynung: daß die unendliche Mannichfaltigkeit

keit der Materie, wider die Möglichkeit einer Mimik durchaus nichts beweise. Denn sie ist so unendlich nicht, als sie wohl beym ersten Anblicke scheint. Die einfachen Empfindungen sind zu zählen, und die zusammengesetzten sind — zusammengesetzte. Auf die Kunst, die Objecte des Denkens, Begehrens, Verabscheuens auszudrücken, macht die Mimik keinen Anspruch. Das ist die Prätension der Pantomime. Auch jene große Mannichfaltigkeit im Ausdruck der Geberde, die eine Folge des national- oder persönlichen Charakters, des verschiedenen Standes, Alters, Geschlechts, des Clima's u. s. w. ist, will Hr. Engel von der Mimik ausgeschlossen wissen, ob er gleich die Kenntniß dieser Verschiedenheiten für den Schauspieler gleich unentbehrlich hält. Des Grundes, den Hr. Engel von dieser Einschränkung angiebt, haben wir gleichfalls schon erwähnt. Und er ist allerdings vollkommen befriedigend. Denn wenn die Mimik ihren Namen verdienen soll, so muß sie eben so allgemein gültig seyn, als die Poetik oder irgend eine andere Theorie. Und das kann sie nur alsdann seyn, wann ihre Grundsätze nicht von zufälligen Verschiedenheiten, sondern von dem, was in der Geberdensprache des Menschen wesentlich und unwandelbar ist, hergeleitet werden. — Wie erwünscht aber eine solche Mimik sowohl für den Philosophen, der es unternehmen wollte, die allgemeinen Gründe der Geberdensprache in der menschlichen Seele aufzusuchen, als für den künftigen mimischen Geschichtschreiber seyn müsse, der blos die einzelnen Aeuße-

rungen sammlen, das Mannichfaltige des Geberdenspiels überhaupt beschreiben wollte, läßt sich leicht begreifen. Jener erhält dadurch einen auserlesenen Vorrath von Materialien zum dauerhaften Bau seines Systems; und dieser eine bestimmte Anzahl von Fächern, wonach er den vermischten Haufen eigner und fremder Beobachtungen pragmatisch ordnen kann. Aber auch für die Schauspieler, sua si bona norint! — scheint uns gerade eine solche natürliche und allgemeine Mimik, wovon Hr. Engel die Idee giebt, vor der Hand wenigstens, die brauchbarste und nützlichste. Die frühzeitigen Grübeleyen des Philosophen würden ihn nur irre machen und seine Praxis erschweren; und die vermischten Sammlungen des bloßen Beobachters zerstreuen. Wer noch nicht gehen kann, muß nicht laufen wollen; aber das ewige Gängeln kann auch zu nichts dienen, als etwa die Fertigkeit im Gehen zu verzögern. — „Aus dem jedesmaligen „Charakter seiner Rolle, sagt Hr. Engel S. 116. „muß der Schauspieler beurtheilen, was für einen „Stand, was für eine Art sich zu tragen, er in „den ruhigern Conversationsscenen zu wählen ha„be.“ Hr. E. macht sodann diese besondere Regel allgemein, indem er hinzusetzt, daß auch die bestimmtesten Regeln, auch die weitläuftigsten Gallerien von Gemälden ihm das eigene Nachdenken keinesweges ersparen können. „Denn, fährt er fort, Anwen„den und Aussuchen bliebe doch immer ihm „selbst überlassen. Und hinlänglich vollständig zu „seyn, wäre ohnedieß, bey der unendlichen Man„nichfal-

„nichfaltigkeit der Natur gar nicht möglich.“ — Aber, wie gesagt, wenn das auch möglich wäre, wenn es auch möglich wäre dem Schauspieler das eigene Nachdenken gänzlich zu ersparen: so würde es doch nicht nützlich seyn. Und in dieser Rücksicht könnte zuviel detaillirter Unterricht ihm weit schädlicher werden als gar keiner. Denn der Schauspieler, der blos nach erlernten Regeln spielt, ist, aus leicht zu begreifenden Gründen, noch weit unerträglicher, als der Dichter, der keine andere Regeln kennt, als die in seiner Theorie stehen. — Und diese oder eine ähnliche Betrachtung mag es denn auch vielleicht gewesen seyn, was Lessingen abhielt sein angekündigtes Werk über die körperliche Beredsamkeit ins Publikum zu bringen.

Daß Lessing von einem solchen Werke sich den vollen Entwurf, wenn auch nicht auf dem Blatte, doch wenigstens im Kopfe gemacht hatte, suchte Hr. Engel, (wie wir schon oben erwähnt,) unter andern auch dadurch wahrscheinlich zu machen, wenn er behauptete, daß es Lessingen nicht ähnlich gesehen habe, da zu versprechen, wo er noch ungewiß gewesen, ob er würde halten können. Ganz gewiß! Indessen Lessing versprach so positiv, er kündigte so deutlich, so bestimmt an, ohne ein einziges vielleicht hinzuzusetzen, das sonst einem Manne, der nicht gerne gewiß verspricht, was er nicht zuverläßig halten kann, einem Manne, der den Entwurf zu der versprochenen Sache nur erst im Kopfe hatte, sich so natürlich darbietet. Er sagt vielmehr ausdrücklich: daß er dieses Werk über die

körperliche Beredsamkeit dem Publikum ehestens vorlegen wolle; und versichert, daß er sich alle Mühe gegeben habe, die Erlernung derselben, darinne eben so sicher als leicht zu machen. Von einem Werke, das nur noch blos in der Idee existirt, spricht man wohl nicht mit so viel Zuverläßigkeit, nicht so positiv und bestimmt. Es scheint uns daher wahrscheinlicher, daß er es schon geschrieben, und etwa nur noch die letzte Hand daran zu legen hatte. — Aber wenn das ist, warum hat er es nicht wirklich mitgetheilet? warum hat er es bey dem bloßen Versprechen bewenden lassen? Vorausgesetzt, daß er es wirklich geschrieben hatte, so läßt sich kaum eine andere Ursache denken: als daß in der Folge seine Begriffe von der Art die körperliche Beredsamkeit zu studieren, von der Art dem Schauspieler Vorschriften darüber zu ertheilen, sich geändert haben müssen. Und hieraus ließe sich denn auch erklären, warum er dieses Werkchens weiter mit keiner Sylbe erwähnt, nicht einmal zu der Zeit erwähnt, wo ihn das Theaterwesen ganz beschäftigte. Vielmehr drückt er sich in seiner Hamburgischen Dramaturgie, über die Kunst der körperlichen Beredsamkeit, oder welches hier einerley ist, über die Schauspielkunst so zweifelhaft und bedenklich aus, als man schwerlich von Jemanden vermuthen sollte, der die Kunst zu besitzen glaubt, die Erlernung derselben eben so sicher als leicht zu machen.

Wir begreifen hier übrigens sehr wohl, daß die Beantwortung der Frage: ob Lessing sein angekün-

gekündigtes Werk über die körperliche Beredsamkeit, wirklich geschrieben oder nur den bloßen Entwurf dazu im Kopfe gehabt habe? an sich sehr unerheblich sey. Aber vielleicht könnte ihre wahrscheinliche Beantwortung dadurch etwas erheblicher werden, wenn sie Veranlassung zur Erörterung einer andern gäbe, dieser nämlich: was für Begriffe sich ein Mann, wie Lessing, von der körperlichen Beredsamkeit und der wahren Art selbige zu studieren, in frühern Zeiten müsse gemacht haben, und was ihn nach der Hand habe bewegen können, seine ersten Begriffe über diesen Gegenstand zu ändern? Und das um so mehr, wenn eine solche Untersuchung etwas beytragen könnte, diesem und jenem, der sich in dieser dunkeln Materie noch nicht recht zu finden weiß, einiges Licht zu geben. Doch, dem sey wie ihm wolle. Da Hr. Engel uns alle Gelegenheit abgeschnitten hat, unsern Tadel an Mann zu bringen, und ein Auszug von seinem Werke zu spät kommen würde, das bereits, so wie es verdient, in Jedermanns Händen ist; da wir uns endlich gar nicht aufgelegt fühlen, einen Mann durch Lobsprüche zu beschämen, der über unser Lob weit hinweg ist: was bleibt uns übrig, als die zu dieser Recension einmal bestimmten Blätter, zu einer Erörterung anzuwenden, die wenigstens Niemanden beleidigen kann. —

Also nicht nur des angeführten Werks über die körperliche Beredsamkeit, hat Lessing, als Hamburgischer Dramaturg nie weiter erwähnen wollen;

 son-

sondern er hat auch den in der Vorrede zur Dramaturgie geäußerten Vorsatz: die Schritte, die die Schauspielkunst unter seiner Aufsicht zu Hamburg thun würde, zu begleiten, und selbiger durch seine Kritik die rechte Richtung zu geben, — gar bald fahren lassen. Er klagt zwar über die Ungelehrigkeit, über die Selbstgnügsamkeit und Empfindlichkeit der Schauspieler. Aber warum gab er nicht sein Werk heraus, wozu er damals alle Musse und noch obendrein die dringendste Veranlassung hatte? Die Kritik über den einzelnen Schauspieler kann freylich leicht beleidigend werden; und über solche Schauspieler, wie die Hamburgischen noch größtentheils waren, muß sie es sogar werden. Ein allgemeiner Unterricht hingegen verliert eben dadurch, weil er ein allgemeiner ist, das Auffallende und Anstößige. Warum also gab Lessing seine Theorie nicht heraus, und ersparte sich den Verdruß? —

Allem Ansehen nach darum nicht, weil die Theorie, die er sich entworfen hatte, zu dem damaligen Zustand des Theaters, und insbesondere für seine Schauspieler, die sich durch Muster und Uebung wenigstens einigermaßen gebildet haben mußten — ihm nicht mehr zu passen schien. Sie war zu mechanisch. Denn man erinnere sich nur der Stelle, die wir oben aus Lessings Kritik über Remonds Schauspieler abgeschrieben haben, und man wird leicht sehen, daß die Regel, die er sich dort entfallen läßt, Schauspielern, die nicht mehr ohne allen Geschmack sind, sehr schlecht behagen

mußte.

mußte. — „Die Schauspieler sollen, wie es „dort hieß, die äußerlichen Kennzeichen und Merk„male der Abänderungen des Körpers, von wel„chen man aus der Erfahrung gelernt hat, daß „sie etwas Gewisses ausdrucken, nachahmen, sel„bige auf eine gewisse mechanische Art erlernen; um „vermittelst dieser mechanischen Methode und des „sinnlichen Eindrucks, als die Folge davon, sich „in den Stand zu setzen, der ihren Bewegungen, „Stellungen und Tönen gemäß ist.“ — Welcher Schauspieler, der nicht ohne allen Geschmack ist, wird sich zu dieser Methode bequemen? welcher denkende oder auch nur fein empfindende Schauspieler wird sich eines solchen mechanischen Hülfsmittels bedienen wollen? eines Hülfsmittels, das die fehlende Empfindung nicht so wohl ersetzen, als nur die erste Idee einer künstlichen Empfindung bewirken sollte oder konnte?

Und von eben dem Schlage, mag auch der übrige Unterricht, den Lessing in besagtem Werke, für Schauspieler entworfen hatte, gewesen seyn. Es war ein Unterricht für Schauspieler, die noch nicht die ersten Anfangsgründe der Kunst inne haben, die überall noch nichts als sich selbst empfinden, und höchstens, wie Kinder, nur nachäffen können, was man ihnen mechanisch vorgemacht; kurz für Schauspieler wie jene waren, die er uns in den Litteraturbriefen schildert: — „Leute ohne Erzie„hung, ohne Welt, ohne Talente; ein Meister „Schneider, ein Ding, das noch vor ein paar „Monaten Wäschermädchen war rc.“ — Für sol-

che

che Schauspieler konnte denn auch freylich eine Schauspielkunst, wie die des Remonds von St. Albine sehr schädlich werden; da sie mit den, in diesem Buche so häufig vorkommenden Terminologien, als da sind, Feuer, Empfindung, Eingeweide, Wahrheit, Natur, Anmuth u.s.w. — nicht einmal eine richtige Empfindungsidee verbinden konnten.

So schlecht aber stund es um die Hamburger Comödianten nicht mehr. Denn wenn sie auch, grössentheils, von der Vollkommenheit noch sehr weit entfernt waren, so waren sie doch auch nicht schlechterdings mehr Anfänger; und wer sie unterrichten wollte, durfte nicht vergessen, daß er mit Leuten zu thun hatte, die sich wenigstens zu bilden anfingen. Hier nun hebt die zweyte Periode der Schauspielkunst an, die auch zur Zeit, im Ganzen genommen, noch immer fortdauert. In dieser Periode ist aber auch der Unterricht durch Regeln gerade am schwersten, wo nicht gar unmöglich. Denn Leute, die sich anfangen zu fühlen, besitzen immer sehr viel Selbstgnügsamkeit, Stolz und Ungelehrigkeit, die nur dann erst sich verliert, wenn ihr Geschmack mehr Festigkeit bekommt, und das Gefühl in Raisonnement übergegangen ist. So lange das noch nicht geschehen ist, so lange werden sie gar nicht begreifen, wozu ihnen Regeln nützlich seyn könnten. Sie werden sich lieber mit Mustern begnügen wollen, oder höchstens einen Unterricht erwarten, von der Art, wie man ihn in Remonds

Schau-

Schauspieler findet. Jene unbestimmten Terminologien werden ihnen deutlicher scheinen, als bestimmtere, abstracte Regeln und Eintheilungen; weil sie mit jenen wenigstens ihr Gefühl verknüpfen; diese hingegen weder einzusehen, und noch weniger verhältnißmäßig anzuwenden im Stande sind. Es ist sonach gar nicht zu verwundern, daß Lessing auf die Hamburger so wenig wirken konnte.

Der Geschmack also muß erst mehr Festigkeit erhalten, das Räsonnement muß sich zu der Empfindung gesellen, wenn der Schauspieler nach einer deutlichen Regelnerkenntniß zu arbeiten Lust bekommen soll. Nun ist aber die Kunst des Schauspielers von der Natur, daß er nur sehr spät und bey einem sehr hohen Grade von Aufklärung darauf fallen kann, bey Erlernung derselben deutliche Regeln zu Hülfe zu nehmen. Der Grund davon läßt sich leicht finden. Das Instrument, womit der Schauspieler seine Kunst ausübet, ist ihm zu nahe; die Ausübung selbst ist zu transitorisch, und läßt, zumal für Leute, die nicht zur Abstraction gewöhnt sind, nur höchst vage Ideen zurück. Der Schauspieler wird daher in seiner Kunst noch viel weiter gekommen seyn müssen, als selbst der Dichter, der von bleibenden Mustern abstrahiren kann, — wenn er die Nützlichkeit der Regeln einsehen, und davon cum grano salis Gebrauch machen soll. Es darf also Niemand befremden, wenn, andere zufällige Ursachen zu geschweigen, blos wegen dieser natürlichen und nothwendigen, unsre Schauspieler die Regeln noch immer als Fesseln betrachten, die

zu

zu nichts dienen könnten, als ihnen ihren Gang schwerfälliger und unbequemer zu machen.

Die dritte und letzte Periode endlich, ist die Periode der Meister und der Regeln. Man sieht leicht, daß eine solche Periode der Schauspielkunst, im eigentlichen Verstande, nicht einmal eintreten kann. Denn es würde lächerlich seyn zu glauben, daß es irgend einen Zeitpunkt geben werde, worinne die Meister der Kunst so häufig geworden wären, als etwa jetzo die Stümper seyn mögen. Seitdem der Geschmack der Nation sich zu bilden anfing, hat es immer einige vortrefliche Schauspieler gegeben und viel mehr als einige auf einmal wird es wohl nie geben. Denn was auch Lessing dagegen sagen mag: — das Talent eines großen Schauspielers, eines Meisters in seiner Kunst, ist eben so selten, als das Talent eines großen Dichters, wo nicht noch seltner. Aber das hindert gleichwohl nicht, daß nicht die Regeln mehr in Gang kommen sollten. Wenn nämlich nach dem oben geäußerten Wunsche, Akademien der Schauspielkunst angelegt würden, wo die Eckhofe, Schröder und Reineke durch ihr immer gegenwärtiges Muster, zum Besten der subalternen Köpfe, von der allgemeinen Regel, die praktische Anwendung auf den einzelnen Fall zeigen könnten.

Und für diesen Zeitpunkt, worinne man sich die Schauspieler im Durchschnitte als Leute denken muß, die überhaupt den Werth der Regeln einsehen, wenn sie auch hie und da in der Anwendung derselben fehlen sollten; für diesen Zeitpunkt, wo wenig-

wenigstens ein allgemeiner Geist des Fleisses und der Uebung durch, wer kann wissen, was für Veranlassung? rege geworden ist: für diesen Zeitpunkt wird so eine Mimik, wie die gegenwärtige, erst recht brauchbar, wo nicht die einzige brauchbare seyn. Sie enthält nur das Allgemeine und Wesentliche. Aber das ist es eben, was sie für denkende Schauspieler so willkommen machen muß. Es kommen nur wenige, aber sehr praktische Eintheilungen darinne vor, ohne gesuchte Subtilität, und ängstliche logische Genauigkeit, kurz solche, wie sie für den gesunden Verstand und den gemeinen Gebrauch des theatralischen Künstlers am besten eingerichteten nur immer seyn können. Wie anwendbar ist, um nur eine einzige anzuführen, z. B. die Eintheilung in malende und ausdrückende Geberden? Eine Eintheilung, die auch dem Musiker bereits soviel praktischen Vortheil verschaft hat. — Aber endlich auch, was die dem Anschein nach blos episodischen Untersuchungen, über die Geberdenkunst, als Musik, und den Umfang, den das Wort Musik in seinem ursprünglichen Sinne bey den Alten hatte; die Untersuchungen über den Zweck der Dichtkunst, über die Kraft der Sylbenmaße, und die Unschicklichkeit der einförmigen Sylbenmaaße für das Drama; über den Gesang in der Oper u. s. w. betrift: — auch diese Untersuchungen werden Schauspielern, die über ihre Kunst nachdenken, höchst interessant seyn. Es ist nicht möglich, eine einzige schöne Kunst mit Sicherheit und Geschmack in allen Fällen auszuüben, wenn

man

man von dem Zusammenhange nichts weiß, worinne sie mit den übrigen steht. Eine Bemerkung, deren Richtigkeit Jedermann einleuchten wird, der unter andern auch die Produkte unserer Musiker mit etwas kritischem Auge ansieht. Doch es ist eine Zeit anzufangen, und eine Zeit aufzuhören. Wir setzen nur noch das Urtheil her, das Hr. Engel zum Schlusse seines Werkes über sich und seine Arbeit selbst fällt; von welchem wir nur so viel sagen wollen, daß es uns weit eher zu bescheiden, als zu anmaßend scheint. Die Rede ist anfänglich von der Folge der vermischten Empfindungen und ihrem Ausdrucke. Hier sind seine Worte:

„Wir fangen an, mein Freund, uns in Feinheiten, in Spitzfindigkeiten zu vertieren, die von „der Ausübung sich immer mehr zu entfernen scheinen. Es ist Zeit, denke ich, daß ich die Untersuchung unserer Materie, und da sie in meinem „Entwurfe die letzte war, daß ich den ganzen „bisherigen Briefwechsel schließe. Wenn Sie finden, daß ich nur wenig leistete, so erinnern Sie sich, „daß ich auch nur wenig versprach; daß ich gleich „Anfangs die Theorie der Mimik nur auf das Allgemeinste einschränkte; daß ich über das Ganze „dieser Theorie nur einige zerstreute Ideen hinwerfen, nur einige schwierige Punkte derselben bemerken und höchstens einige einzelne Theile bearbeiten wollte. Ich habe, wie ich mir schmeichle, „noch etwas mehr gethan, als ich, diesem Versprechen nach, hätten thun dürfen. Statt nur einige nöthige Materialien zum Baue herbey zu schaffen

„und

„und die meisten so roh zu lassen, wie ich sie auf-
„nahm, hab ich die Materialien, so weit sie
„reichten, schon einigermaßen verbunden, habe dar-
„aus schon so ziemlich eine Hütte, wenn gleich ei-
„ne bey weitem nicht fertige, an vielen Seiten
„noch offne, hie und da etwas baufällige Hütte zu-
„sammengeschlagen. Möglich genug, daß dieser
„zu unvollkommne, zu übereilte Bau entweder von
„selbst wieder zusammen stürzt, oder daß auch ir-
„gend ein kritischer Verwüster ihn dem Erdboden
„gleich macht! Aber die Hoffnung bleibt mir doch
„immer, daß künftig vielleicht ein reicherer, ein-
„sichtsvollerer Architekt den Ort, wo ich mich an-
„baute, nicht nur reizend von Aussicht, sondern
„auch vortheilhaft gelegen zum Gewinn für wissen-
„schaftliche Kenntnisse findet, und daß er dann ei-
„ner Kunst, die ich liebe, eben da, wo ehemals
„meine Hütte stand, einen tief gegründeten, in
„allen seinen Theilen fest verbundenen, Pracht- und
„Geschmackvollen Tempel aufführt.“

VII.

Ueber Metastasio und seine Werke. Nebst einigen Uebersetzungen aus demselben, von Johann Adam Hiller, Herzogl. Kurl. Kapellmeister. Leipzig, im Verlage der Dykischen Buchhandlung. 336 S. gr. 8. Mit dem Bildnisse des Dichters von Steiner gemalt und von Gregory gestochen.

Metastasio und Goldoni sind die einzigen italienischen Dichter dieses Jahrhunderts, die auch außer ihrem Vaterlande allgemein bekannt wurden. So verschieden die Gattungen der dramatischen Poesie sind, in denen sie sich hervor thaten und auf gewisse Art Epoche machten, so viel ähnliches haben sie gleichwohl, und mit nur einiger Aufmerksamkeit wird man auf mehrere Punkte der Vergleichung treffen. Beide verbinden mit einer großen Fruchtbarkeit des Geistes und Leichtigkeit der Arbeit alle Fehler, die gewöhnlich mit diesen Fertigkeiten vereinigt sind. Goldoni schildert mehr die Sitten und die in die Augen springende Außenseiten der Charaktere, als daß er in das Innere derselben eindringen sollte. Metastasio blieb eben so auf der Oberfläche der Leidenschaften, er ist reicher an Gemälden, als an Empfindungen, er

malt

malt die Leidenschaften, anstatt sie auszudrücken. Beide haben einen großen Theil ihres ausgebreiteten Ruhms vielleicht weniger dem, was in ihren Werken vortreflich ist, als einer gewissen Popularität, einer gewissen Mittelmäßigkeit und Trivialität zu danken, die jedem Werke der Kunst nothwendig zu seyn scheint, um auch die Menge zur Aufmerksamkeit auf dasselbe, zur Theilnahme und zum Beyfall zu reitzen.

Allein bey gleichen Talenten und Fehlern, hatten doch beyde Dichter höchst verschiedene Schicksale. Goldoni ward in seinem Vaterlande, wo er gerade die stärkste Sensation hätte erregen sollen, fast ganz verkannt, und seine schönsten Stücke mit dem größten Kaltsinn aufgenommen. Er hatte unaufhörlich gegen Cabalen zu streiten, seine Feinde verfolgten ihn und suchten ihn verhaßt und lächerlich zu machen, welches ihnen auch nur zu gut gelang. Metastasio fand alle Aufmunterung, Unterstützung, und, wiewohl außer seinem Vaterlande, eine Versorgung, wie sie, noch keinem Dichter von Profession zu Theil worden war. Man überhäufte ihn mit Ehre und Geschenken. Die größte Kränkung, die ihm wiederfuhr, waren die schlechten und verstümmelten Ausgaben seiner Werke, die in Venedig, Rom, Neapel, Mailand, Bologna und Placenza erschienen, *con le quali*, wie er sich selbst hierüber ausdrückt, *mi ha finora la nostra Italia non so, se perseguitato o distinto*, (mit denen ihn Italien, er könne nicht rathen, ob verfolgen oder beehren wollen?) Aber freylich

war er auch mit mehr Vorsicht zu Werke gegangen, er hatte in der Gattung, in welcher er dichtete, stillschweigend kleine Veränderungen und Verbesserungen gewagt, die dem Zwecke derselben eben so angemessen, als sie wenig im Stande waren, durch zu große Auffallenheit und allzufremde Miene das Publikum stutzig zu machen. Goldoni that gerade das Gegentheil. Er ging dem schlechten Geschmacke seiner Landsleute laut und mit Ernst und Eifer zu Leibe, er wollte ihnen ihre Puppen nehmen, und an geistigern Zeitvertreib gewöhnen, er wollte das Theater der Nation umschaffen — hinc illae lacrumae! Metastasio zeigte mehr Klugheit und Ueberlegung, Goldoni mehr Kopf.

Metastasio ließ niemals, nicht einmal in seiner Jugend, etwas von Ungestüm, Raschheit und Kühnheit, den gewöhnlichen Kennzeichen eines feurigen Geistes, an sich spüren. Freylich wäre dieser Umstand allein nichts weniger als hinreichend, ihm einen vorzüglichen Grad von Genie abzusprechen, allein seine Werke, die ältesten sowohl als die jüngsten, ja selbst die Art, wie er dichtete (man weiß, daß er täglich einige Stunden fest zum Versemachen bestimmt hatte, und daß er von dieser Gewohnheit nicht abwich) bestätigen den Verdacht. Er war ein Mann, der die Alten nicht ohne Nutzen, aber doch nicht in ihrem Geist studiert hatte; der seine Sprache, wie vielleicht keiner vor ihm in seiner Gewalt hatte; ein Mann von feinem oder vielmehr zärtlichem Geschmacke, von mehr weiblicher Empfindung als männlicher Stärke, von mehr Phantasie,

tasie, als Empfindung — ein solcher Mann dünkt mir Metastasio und kein hohes, hervorstechendes Genie.

Der vortrefliche Verf. und Uebersetzer der angezeigten Schrift, (denn sie ist beides, zum Theil Original, zum Theil Uebersetzung) hat indeß ganz verschiedene und viel größere Vorstellungen von dem Werthe dieses Dichters. Er hat sich hier vorgenommen, seine Werke nicht allein nach ihrer lyrischen Beschaffenheit, sondern auch, und zwar am meisten, nach ihrem innern Gehalte, nach den ihnen eigenen Vorzügen, als Schauspiele, zu beurtheilen. Man soll aus dieser Schrift einen Dichter genauer kennen und schätzen lernen, der im Fache der tragischen Dichtkunst, wie es heißt, den ersten und größten an die Seite gestellt werden könne, in Ansehung der lyrischen Dichtkunst aber und in Anordnung eines singenden Schauspiels, alle andere übertreffe. — Recens. wird das Wesentliche des Buches ausziehen, und seine Erinnerungen gelegentlich einschalten.

Metastasio ward durch seinen Lehrer und Wohlthäter Gravina zeitig mit den alten griechischen Dichtern bekannt. In seinem vierzehnten Jahre schrieb er das Trauerspiel *Giustino*, zu welchem er den Stoff aus dem befreyten Italien von Trissino entlehnte. Dieser erste Versuch war, was jeder erste Versuch in einem solchen Alter seyn muß. Im sechs und zwanzigsten Jahre verfertigte er seine *Didone abandonnata*, die so, wie die nächstfolgenden Opern *Adriano in Siria*, *Semiramide* und *Alessandro* nicht geringes Aufsehen erregten.

Bald hierauf ging er, als kaiserlicher Hof- und Theaterdichter, mit einem Gehalte von 4000 Gulden, den die Kaiserin Theresia in der Folge mit 1200 Gulden vermehrte, nach Wien an die Stelle des bekannten *Apostolo Zeno*. Dieß und öftere ansehnliche Geschenke von andern europäischen Höfen setzten ihn in die besten Umstände. Seine Stücke wurden auf vielen Theatern in und außer Italien aufgeführt. In Dresden allein brachte man über zwanzig von seinen Opern auf die Bühne. Hr. Hiller ist indeß offenherzig genug zu gestehen, daß er den Beyfall, den er erhielt, bey dem größten Theil der Zuschauer, mehr den theuern und schönen Decorationen, den kunstreichen und kostbaren Ballets, den vortreflichen Compositionen und den schönen Stimmen der Sänger und Sängerinnen zu verdanken habe, als seinen eigenthümlichen Schönheiten. Verblendet von diesem äußerlichen Flitterputz kam es dem Publikum nicht darauf an, ob Metastasio etwas Dummes oder Kluges sagte, genug, wenn es nur schön componirt war, und gut gesungen wurde. Eben so wahr ist das, was er hinzu setzt, daß man die Leute an Höfen lieber von Decorationen, Aufzügen, Tänzen und Sängern schwatzen, als den Werth oder Unwerth eines Gedichts beurtheilen höre.

Bey uns Deutschen ist die dramatische lyrische Dichtkunst eines von den vernachläßigsten Feldern der Poesie. Doch haben ein paar große Dichter Proben von der ernsthaften Oper und geistlichen Kantaten geliefert, aus welchen man sieht, was

sie

sie leisten könnten, wenn sie den Metastasio mit Aufmerksamkeit studierten, oder die Natur der Sache so lange und so ernstlich untersuchen wollten, als dieser gethan hat. (Recht gut, daß sie es nicht gethan und ihre Talente auf dankbarere Gegenstände verwendet haben. In den Ramlerischen Kantaten hat unsere Sprache fast alle Geschmeidigkeit und Harmonie, deren sie fähig ist, und doch glaubt Hr. Hiller ihren musikalischen Werth so viel geringer, als den der Werke des italienischen Dichters. Warum also sollte man sich Mühe geben, und Zeit und Arbeit verschwenden Unmöglichkeiten möglich zu machen? Ein Dichter, der zu sehr Dichter ist, um nicht immer nach dem Ideal in seiner Kunst zu streben, wird sich gewiß von einem Schauplatze entfernen, auf dem er nothwendig die zweyte Rolle spielen, und seine Kunst zur Sklavin, zur verachteten Sklavin einer andern machen müßte. Aber auch dem mittelmäßigern Dichter würde es mit dem besten Willen misglücken. Die Geschmeidigkeit, in den Sinn und Plan des Componisten hineinzugehen, würde ihm am Ende doch nur wenig helfen. Unsere Sprache kann verhältnißmäßig so sanft, so wohlklingend, so süß seyn, wie eine, aber nur unter den Händen der besten Köpfe. Sie ist keine gefällige Buhlerin, wie die italienische oder französische Sprache, deren Gunst sich mit leichter Mühe erschmeicheln läßt. Sie ist eine streitbare, stolze Schöne, die sich keinem ergiebt, der sie nicht im ritterlichen Kampfe besteht, und wehe dem, der mit leichter Mühe und mit

leichten Waffen ihrer habhaft zu werden denkt! Im Deutschen kann nur der gut schreiben, der vortreflich und bündig denkt.) Den komischen Operetten, die seit einiger Zeit unter den Deutschen so viel Beyfall gefunden haben, fehlt, da der Zuschnitt vom französischen Theater entlehnt ist, alles, wodurch sich Metastasios Arbeiten so vortheilhaft auszeichnen. Ueberdieß hat diese Gattung seit ihrer Einführung unter uns, nichts an Vollkommenheit zugenommen. Die ersten komischen Operetten, die vor zwanzig Jahren gemacht wurden, sind immer noch die besten.

Bis jetzt läßt zwar Italien seinem Metastasio Gerechtigkeit wiederfahren, noch werden alle Jahre auf verschiedenen Theatern einige von seinen Opern aufgeführt, aber man giebt ihnen doch, aus Sucht nach Neuheit und Mannichfaltigkeit, eine ganz veränderte Gestalt. Es werden Scenen herausgeworfen, andere hineingesetzt, und Duette, Terzette, Quartette, auch wohl einzelne Arien eingeschaltet. An diesem Unwesen ist größtentheils die *Opera buffa* Schuld, die für die Menge so viel Anlockendes, für den menschlichen Leichtsinn so viel Schmeichelhaftes hat, daß die ernsthafte Oper, wenn sie sich nicht ganz unterdrückt und verlassen sehen will, vieles von den Afterschönheiten ihrer jüngern Schwester annehmen muß.

Mehr aber noch, als durch diese Verstümmelungen, und durch die Versuche einiger Witzlinge seine schönsten Arien, durch läppische Parodien lächerlich zu machen, ist unser Dichter durch seine

Ueber-

Uebersetzer, vorzüglich durch die deutschen, geschändet worden. Im Jahr 1769 erschien zu Wien eine Uebersetzung seiner sämtlichen Werke, von der man sich aus folgender Stelle einen hinlänglichen Begriff machen kann. Metastasio läßt die *Attilia* im *Attilio Regolo* sagen:

Più di riguardi ormai
Non è tempo, o Licinio. In lacci novalto
Geme in Africa il Padre; un lustro è scorso:
Nessun s'affanna a liberarlo; io sola
Piango in Roma, e rammento i casi sui;
Se taccio anch' io, chi parlerà per lui?

Dieß travestirt der Uebersetzer auf folgende Art:

»Denn es ist nicht mehr Zeit, o Licin,
Daß man viel Umstände mache, maaßen in Afrika
Der Vater in Ketten und Banden seufzet: es sind,
Ueber fünf Jahre verflossen, und niemand ist bekümmert,
Ihn zu befreyn: ich bin in Rom allein
Diejenige, die ihn beweint, und seine Zufälle erwäget.
Wenn ich vollends schweige, wer wird sonst für ihn reden?

Nicht besser hat ihn der Dresdner Uebersetzer behandelt. Da Hr. Hiller selbst einige Stücke des Metastasio übersetzt hat, so giebt er einige Regeln, nach denen man eine solche Uebersetzung beurtheilen müsse. Doch hiervon werden wir weiter unten reden. Hr. Hiller geht nun tiefer in seine Untersu-

chung, bey welcher die Abhandlung des *Ranieri de' Calsabigi*, die er der Turiner Ausgabe vorgesetzt hat, zu Grunde liegt.

Das neuere italienische Drama, wie es vom Zeno und hernach vom Metastasio in eine regelmäßige Form gebracht worden ist, kann für eine vollkommene Nachahmung der griechischen und lateinischen Tragödien gelten, weil, die Einheit des Orts allein ausgenommen, alle Regeln derselben streng darinne beobachtet sind. Der Verf. vertheidigt diese kleine Abweichung von den Mustern der Alten aus guten aber bekannten Gründen. Der Zwang, den sich die alten Dichter hierbey auflegen mußten, nöthigte sie oft zu Unwahrscheinlichkeiten, unter welchen das Costume, der Gang des Stücks und die Würde der Personen litt. So vertraut z. B. die Phädra des Euripides auf öffentlicher Strasse den Weibern von Trözene ihre unsinnige Liebe. Auf diese kluge Erweiterung der Einheit des Orts, die wir zuerst erfunden, (es ist Calsabigi, der von seinen Landsleuten spricht) sind nunmehr auch andere Nationen verfallen; (diese kluge Erweiterung ist ursprünglich das Werk des barbarischen Geschmackes unter allen Nationen. Die Deutschen und Engländer hatten Stücke, in denen an keine Einheit des Orts zu denken war, von Verfassern, die gewiß keinen italienischen Dichter kannten,) aber uns allein gebührt die Ehre der glücklichen Veränderung, die wir im Gebrauch der Chöre gemacht haben. Diese füllten in den Tragödien der Alten, am Ende jeden Aktes, den Zeitraum aus, in welchem

chem die Schauspieler die Scene leer ließen, und trugen erzählungsweise das vor, was die Dichter im Schauspiele selbst zu übergehen für gut befunden hatten; sie sangen Lieder auf die Götter; feyerten die Thaten der Helden, die Tugenden und Siege der Könige. (Immer aber doch in Beziehung auf die Handlung.) Es ist eine allgemein angenommene Meynung, daß die Alten für diese Chöre, die in lyrischen Versarten verfaßt sind, die Schönheiten ihres Gesanges sparten, und in ihnen mit aller ihrer Harmonie Parade machten; woraus man leicht begreift, daß sie nichts anders waren, als eine Aneinanderkettung vieler unserer Arien. (Welch eine dreiste und sonderbare Behauptung des Herrn Calsabigi! Man darf aus dem ersten besten griechischen Trauerspiele den ersten besten Chor nehmen, und ihn gegen eine Ariensammlung aus italienischen Opern halten, um zu sehen, daß seine Vergleichung auf den Sand gebaut ist. Die meisten griechischen Chöre sind vortrefliche Oden, dergleichen man aus tausend und aber tausend italienischen Arien nicht Eine zusammensetzen könnte. Diese letztern sind gewöhnlich weiter nichts, als einzelne ausgemalte Bilder, Gleichnisse, kleine Allegorien, die überdieß in Rücksicht auf Charakter, Ausdruck und Leidenschaft größtentheils höchst unglücklich angebracht sind.) Anstatt sie ans Ende jeden Akts zu verweisen, stellen wir sie am Ende jeder Scene in unsern Arien auf, die im Grunde nichts anders sind, als Theile des Chors, in denen die lyrische Dichtersprache, die

reizen-

reizenden und erhabenen Bilder derselben aufbehalten werden. Und das ist nicht ohne Ursache geschehen, da die allzueinförmige Musik des Recitativs leicht Ueberdruß erwecken konnte, haben wir für nöthig gehalten, die Aufmerksamkeit wach zu halten, und mit öftern Arien das Gefühl gleichsam zu kützeln. Mit dieser glücklichen Abänderung hat die Vollkommenheit der Tragödie bey uns nicht nur nichts verloren, sondern vielmehr gewonnen. (In der That, eine schöne Ursache, eine glückliche Abänderung! Wie seltsam vermischt hier der Italiener die Erfodernisse des lyrischen Drama, mit den Regeln der wahren Tragödie! Wenn die Alten bey ihren Trauerspielen keine höhere Absicht gehabt hätten, als durch häufige Arien die Ohren der Zuschauer zu kützeln, so würden sie es wahrscheinlich eben so angegriffen haben, als die heutigen Italiener. Denn daß Sophokles und Euripides, wenn sie nur gewollt, Arien *à la Metastasio* hätten machen können, daran wird wohl kein vernünftiger Mensch zweifeln.) In den griechischen und lateinischen Trauerspielen war der Chor ein bloßer Zuschauer, und konnte folglich nur schwach von der Leidenschaft gerührt werden, welche die Schauspieler (im Ital. *i personaggi*) empfanden, (Falsch! wenn es als allgemeine Wahrheit gelten soll. Nur Ein Beyspiel zu geben; im König Oedipus nimmt der Chor sehr genauen Antheil an der Handlung des Stücks) auf der andern Seite konnte auch das, was ein großer Haufe Volks sang, nur eine leichte Beziehung auf die Handlung

haben:

haben: daher der Chor, anstatt sich mit dieser zu beschäftigen, öfters seine Zuflucht zu allgemeinen Betrachtungen über das Schicksal, das Glück, das Elend aller menschlichen Dinge, das Unglück der Fürsten nehmen mußte; alles Geschwätz, das, wenn es noch so schön gesagt ward, doch unerheblich war und seyn mußte, weil es hieher nicht gehörte. Nun aber, da diese Chöre von uns getheilt und in Form unserer Arien den Personen des Stücks in den Mund gelegt werden, verzögern sie nicht allein den Gang desselben nicht mehr, sondern halten Schritt mit ihm, und mit der Leidenschaft, in welcher die Personen selbst sind. Vermöge eines höhern Schwunges der Poesie dienen sie auch zu einem stärkern Ausdrucke der Liebe, der Zärtlichkeit, der Wuth, des Schreckens, des Mitleids u. s. w. (Risum teneatis amici! Wenn in dem angeführten Trauerspiele des Sophokles, der Chor, der aus lauter theilnehmenden Bürgern besteht, bey dem unglücklichen Schicksal des Oedipus in sehr wahre rührende Klagen über den Unbestand der menschlichen Größe ausbricht, so ist das nur unerhebliches Geschwätz — wenn aber beym Metastasio ein Held des grauen Alterthums, voll des metaphysischen Galimathias einer Galanterie, die die Alten wahrlich nicht unter dem Namen Liebe wieder erkannt hätten, in zehn bis zwölf hüpfenden Verschen sich bald mit einem geängstigten Schiffer, bald mit einem seufzenden Schäfer, bald gar mit einer Turteltaube vergleicht, oder da, wo er am nöthigsten wäre, die Bühne mit einem kalten, ab-

gebroschenen Sittenspruch verläßt, einzig und allein, um einer andern Arie Platz zu machen; so ist das höherer Schwung der Poesie; so — doch, verdient so etwas eine ernstliche Widerlegung?) Da nun auf diese Weise unsere Tragödie Vorzüge vor der griechischen und lateinischen hat, so darf man wohl kein Bedenken tragen, sie als ein vollkommnes Werk anzusehen, und diejenigen, die sich einen Namen durch sie erworben haben, jedem alten oder neuern tragischen Dichter an die Seite zu setzen. (Hr. Hiller hat hier den Ausdruck in der Uebersetzung gemildert. Im Original ist die Bravade noch um vieles kräftiger: *non v' ha dubbio, che come una cosa perfetta risguardar non si debba; e che coloro, che giunsero ad acquistarvi somma lode e decoroso nome, non abbian da esser considerati al pari di qualunque antico o moderno poeta tragico, che abbia co' prodotti del genio sublime suo onorata l'umanità!* Man sieht, der Signor Calsabigi weiß sich die Arbeit leicht zu machen. Nichts ist bequemer, als durch Deklamationen und Machtsprüche zu beweisen, aber auch wahrlich dem denkenden Leser nichts schwerer, als sich von solchen Beweisen überzeugen zu lassen.)

Der Verf. geht nunmehr zu dem Costüme über. Das Costüme ist entweder ein allgemeines einer Nation, eines Geschlechts, eines Alters u. s. w. oder ein besonders, wie jener Helden, jener Tyrannen, jener großen Männer, von deren Denkungs- und Handlungsart, Tugenden und Lastern die Geschichte uns hinlänglichen Unterricht giebt,

den

den Schauplatz betreten. Beide Gattungen aber fließen oft zusammen, wenn eine Person des Alterthums nur dem Namen, nicht ihrem Charakter nach bekannt ist, das besondere Costum also nur nach der Wahrscheinlichkeit und dem allgemeinen Costum der Nation und des Zeitalters bestimmt werden kann. Das, was der Verf. hierüber beybringt, ist eine Paraphrase der Horazischen Verse: Intererit multum Davusne loquatur an Heros etc. und enthält die bekannten Regeln, die sehr leicht zu geben, aber sehr schwer zu befolgen sind. Wie glücklich hierin Metastasio gewesen, sucht er an dem Charakter des Achilles zu zeigen, wie ihn Metastasio in seinem *Achille in Sciro* behandelt hat. (Wirklich ist Metastasio in dem Costume des Charakters nicht ganz unglücklich gewesen, das Costum des Zeitalters ist ihm hingegen desto weniger gelungen. Wenn er z. B. den Achill zu seiner Deidamia sagen läßt: Ein zorniger Blick von dir giebt mir den Tod, so fühlt jedermann die offenbare Ungereimtheit, einen rohen Griechen wie einen Stutzer des achtzehnten Jahrhunderts sprechen zu lassen. Daß Racine diesen Charakter in seiner Iphigenia noch schlechter behandelt, hat seine Richtigkeit, und dem Metastasio gebührt alles Lob mit Recht, was ihm aus dieser Vergleichung zufließt.) Eben so umständlich zergliedert der Verf. die Charaktere des Themistokles und Titus und die erdichteten des Artaban im Artaxerxes und den Megakles in der Olympias. Das Costum der Charaktere hält der Verf. überhaupt für das wesentlichste Stück der Tra-

Tragödie. (Mit eben so großem Rechte könnte man die Einheit der Handlung dafür ausgeben. Das eine ist nicht im geringsten wesentlicher, als das andere. Aber freylich muß man keine richtigere Idee vom Trauerspiel haben, wenn man die Opern des Metastasio für vortrefliche Tragödien halten kann.) Von der Oekonomie und dem Interesse. Der Verf. zieht den Plan der beiden Opern Demophoon und Hypsipyle aus und zergliedert ihn in dieser Rücksicht. Im Demophoon dünkt ihm Metastasio allen Gesetzen der Tragödie so völlige Genüge geleistet zu haben, daß dieses Stück für eins der edelsten und vollkommensten gelten könne, die jemals geschrieben worden. (Rec. dünkt es nichts weiter, als ein dramatisirter, langweiliger, verwickelter, unwahrscheinlicher Roman zu seyn, der so wenig den wahren Endzweck der Tragödie, Furcht und Mitleiden erregt, daß er nicht einmal die geringste Theilnahme bey dem Leser erweckt. Wir haben den Raum nicht, unser Urtheil ausführlich zu beweisen. Allein dieß wäre eine Mühe, die uns schwerlich jemand Dank wissen würde, und der wir desto eher überhoben seyn können, da der Verf. auch keine Gründe für seine Behauptung beybringt, sondern die Leser mit einem trockenen Auszuge des Stücks abfertigt, der allein hinreichend ist, ihn zu widerlegen. Der Ungläubige mag sich auf seine eigne Kosten überzeugen. Wer die Alten, den Shakespear und die wenigen Engländer und Deutschen kennt, die man nach ihnen nennen darf, der wird den Metastasio in seiner Art zwar nicht verachten,

achten, aber ihn wahrlich für alles eher, als einen tragischen Dichter halten. Was vom Demophoon gesagt worden, gilt auch von der Hypsipyle und überhaupt von den meisten Stücken des Metastasio. Beide Stücke rechnet der Verf. zu der verwickelten Gattung, die den Griechen so gefallen haben soll. Rec. gesteht seine Unwissenheit über diesen Punkt. Er kann unmöglich errathen, was Calsabigi mit dieser verwickelten Gattung haben will, und welches die griechischen Dichter seyn mögen, die sie liebten.)

Man hat den Metastasio einer großen Einförmigkeit in der Auflösung seiner Stücke beschuldigt. Sein Landsmann sucht ihn dadurch zu entschuldigen, daß er behauptet, die häufigen Heirathen am Ende wären gewöhnlich nicht Absicht und Endzweck des Ganzen, sondern müßten als Nebensache und Episode angesehen werden. Freylich wohl ist dieß oft der Fall, aber desto schlimmer! Wenn sie nicht nothwendig in den Plan gehörten, so hätte sie der Dichter verwerfen sollen. Hr. C. weiß nichts bessers zur Vertheidigung seines Helden hervor zu bringen, als daß er es dem gemeinen Haufen zu gefallen gethan habe. Allein, der wahre Dichter erwartet nichts von dem großen Haufen, und wird ihm also auch in nichts zu Gefallen leben. Den Vorwurf der Nachahmung der Franzosen sucht er durch eine Vergleichung zwischen der *Athalie* des Racine und den *Gioas* unsers Dichters von ihm abzulehnen. Aus dieser Vergleichung sieht man, daß Metastasio weniger deshalb zu tadeln ist, daß er

dem Franzosen nachahmte, als daß er es zu ängstlich vermied, mit ihm zusammen zu treffen.

Vom Styl des Metastasio. Er ist immer dem Gegenstande angemessen. Wenn er z. B. Schmerz und Betrübniß ausdrücken will, so höre man, wie Mandane im *Ciro riconosciuto*, da sie ihren Sohn todt glaubt, den vermeynten Mörder anredet:

Gieb mir den Sohn zurücke!
Ach mir zerspringt das Herz!
Gott! ich bin nicht mehr Mutter,
Hab' keinen Sohn mehr!

Wer ist so fühllos wohl,
Daß ihm bey meinem Schmerze
Des Mitleids Thräne nicht
Ins Auge träte?

(Man müßte die Sprache der Natur und der Leidenschaft nur aus italienischen Dichtern kennen, wenn man nicht sehen wollte, daß dieses Beyspiel gerade das Gegentheil von dem beweist, was es beweisen soll. Der Schmerz einer Mutter, die ihren Sohn todt und mit dem Mörder desselben zu sprechen glaubt, möchte sich wohl ein wenig anders ausdrücken. Gewiß ist das, was andere bey ihrem Schmerz empfinden, das, woran sie zuletzt denkt. Die heftige Leidenschaft beschäftigt sich mit nichts, als dem Gegenstande, dem sie ihr Daseyn zu danken hat. Verwünschungen über den Mörder, Klagen über den Verlust des Sohnes — das ist alles,

alles, was der Dichter der unglücklichen Mutter hätte in den Mund legen dürfen, aber nicht Beobachtungen über sich selbst, oder Reflexionen über andere uninteressirte Personen, wie die Zeilen:

Ah mi si spezza il cor!

und

Qual barbaro sarà,
Che a tanto mio dolor
Non bagni per pietà
Di pianto il ciglio.

sind. Oder

Non son più madre, oh Dio!
Non ho più figlio.

Solche Tavtologien, solche Variationen des Ausdrucks sind der sanften, elegischen Wehmuth äußerst angemessen, aber desto weniger dem heftigen Schmerz in seiner Neuheit. Von diesen acht Zeilen wäre also höchstens Eine ohne Tadel. Die Sprache der Zärtlichkeit gelingt ihm noch am besten, doch ist auch hier nicht selten der seltsamste Contrast zwischen der Empfindung und ihrem Ausdruck, und dem Charakter der Person und ihrem Zeitalter.)

Deutlichkeit und Kürze sind Haupteigenschaften von dem Styl des Metastasio. (Es ist kein Zweifel, daß der unterbrochene, rasche Dialog die Aufmerksamkeit der Zuhörer mehr unterhält, als jene langen, in schön gereimten Versen hergesagte Declamationen, und in diesem Stücke verdient Me-

tastasio billig einen großen Vorzug vor den tragischen Dichtern der Franzosen, die ihre Personen nicht so wohl sprechen, als ihnen Reden halten lassen.) Ueber einzelne Schönheiten der Werke des Metastasio. Feurige, starke, zärtliche Stellen. (Wir gestehen gern, daß es eine Menge vortreflicher Stellen aller Art im Metastasio giebt, die, außer dem Zusammenhange recht sehr gefallen, die aber fast niemals am rechten Orte stehen, weil sie größtentheils aus Schilderungen, Beobachtungen, Sentenzen, Gleichnissen, Allegorien und dergleichen Dingen bestehen, die gewöhnlich mit der Situation, dem Charakter und den Leidenschaften der Personen streiten, in deren Mund sie der Dichter gelegt hat. Auf der Bühne wollen wir das menschliche Herz, seine Gefühle, Leidenschaften und Schwächen aus Handlungen, nicht aus Beschreibungen kennen lernen, die, sie mögen in ihrer Art so vortreflich seyn, als sie wollen, hier immer am falschen Orte stehen, und statt Interesse Langeweile erwecken.) Von dem Gebrauch des Wunderbaren gegen Quinault. Metastasio hat, mit allem Rechte, niemals davon Gebrauch gemacht. —

Wir wenden uns nunmehr zu der andern Hälfte des Buchs, die Uebersetzungen enthält. Hr. Hiller liefert hier vier Stücke des M. in deutschem Gewande, den *Attilio Regolo*, *Isacco Figura del Redentore*, *L'asilo d'Amore* und *Le Cinesi*. Er erklärt sich über das, was man, seiner Meynung nach, von einem Uebersetzer dieses Dichters fordern kann, und will es zugleich als Maasstab an-

angesehen haben, mit welchem man seine eigene Arbeit messen soll.

Den Arien des Metastasio, sagt er, sind Reime, Sylbenmaaß und musikalische Periode so nothwendige Zierden, daß man ihr Wesen zerstören würde, wenn man sie ihnen alle rauben wollte. Das Entbehrlichste darunter ist der Reim. Er ist die Klippe, an der fast alle Uebersetzer gescheitert sind, die Dichter auf diese Art übersetzen wollten. (Freylich wohl ist der Reim gerade derjenige Schmuck, den die Poesie am ersten entbehren kann. Doch gilt dieser Satz nicht ohne Einschränkung. Die leichtern Gattungen der Poesie verlieren allzuviel, wenn man ihnen diesen Putz raubt. Dieser Fall, glauben wir, tritt hier ein. In kurzen Versen bringt der abgemessene Wechsel kurzer und langer Sylben allzuwenig Harmonie hervor, als daß die Foderungen des Ohrs ganz dadurch befriedigt und die Gedanken selbst nicht allzuviel von ihrer Anmuth verlieren sollten. Es ist sehr richtig, daß der Reim eine Klippe für die meisten Uebersetzer von Dichtern worden ist, aber doch immer nur für die schlechtern unter ihnen.) Der Uebersetzer muß nicht allein Sylbenmaaß und musikalische Periode genau beobachten, sondern auch, so viel möglich, sie genau nach dem Muster des Metastasio bilden, weil dieser Dichter eine vorzügliche Aufmerksamkeit darauf gerichtet zu haben scheint, in den Arien immer die Versarten so zu wählen, wie sie sich zu den vorhabenden Personen und Leidenschaften am besten schickten. Doch giebt es auch Sylbenmaaße bey ihm, die ein deut-

scher Uebersetzer nicht ohne beleidigenden Zwang, oder auch gar nicht nachahmen kann. Dahin gehören die Daktylen, die so oft an der Stelle trochäischer und jambischer Verse stehen, ingleichen die sogenannten *versi sdruccioli*, wo, am Ende, statt des Spondäus ein Daktylus eintritt. Hierzu ist nicht leicht eine andere Sprache so geschickt, als die italienische. Da Metastasio selbst in seinen Recitativen sich weder des Reims, noch eines einförmigen Sylbenmaaßes, bedient, so kann sich ein Uebersetzer wohl mit Rechte gleiche Freyheit erlauben.

Um unsern Lesern eine Idee von der Treue und dem Werthe der Uebersetzung zu geben, wollen wir die erste Scene des *Attilio Regolo* hersetzen, und mit dem Original vergleichen.

Attilia. Licin.
(Vorhof vor dem Pallaste des Consul Manlius.)

Lic. Bist du's, Attilia? O Götter!
Beym Volk, und bey Liktoren
Die Tochter Regulus?
Das hätt' ich nicht vermuthet.

Hier weicht die Uebersetzung, wie uns dünkt, unnöthiger Weise, in dem Periodenbau von dem Original ab. Beym Volk und bey Liktoren — Weit stärker und malerischer M. *confusa fra la plebe* —

Att. Hier an der Thür' erwart' ich
Des Consuls Ausgang. Er soll sich wenigstens

Doch

Doch vor mir schämen. Zum Schonen ist nun
ferner
Wohl nicht mehr Zeit, Licin. Gefangen seufzt —
In Afrika der Vater. Fünf Jahre sinds,
Und niemand macht ihn frey; nur ich allein
Wein' jetzt in Rom, und denke mir sein Unglück.
Schwieg ich auch noch, wer würde für ihn
reden?

Diese Zeilen haben weder die ganze Würde des Originals, noch stellen sie den Sinn richtig genug dar. Hier an der Thür, *su questo soglie*, an dieser Schwelle, auf diesen Stufen — *io voglio almeno farlo arrossire*, ich will ihn wenigstens erröthen machen — Zum Schonen ist nun ferner wohl nicht mehr Zeit, (zu schleppend gegen das Original,) *più di riguardi ormai non è tempo.* — Gefangen seufzt, *in lacci avvolto*, in Banden seufzt, — und niemand macht ihn frey, *e nessun s'affanna a liberarlo* — Nur ich allein wein' jetzt in Rom und denke mir sein Unglück, *io sola piango in Roma e rammento i casi sui.* Hr. Hiller macht hier zwey Sätze aus Einem. Offenbar bezieht sich das Verbum *piango* so gut wie *rammento* auf die Worte *i casi sui.* Attilia will nicht sagen, daß sie allein in Rom weine, sondern, daß sie allein das Unglück ihres Vaters beweine.

Lic. Das sage nicht; du wärest ungerecht.
Wo ist, der nicht des Regulus
Zurückkunft wünscht? Der die Eroberung

Von Afrika nicht unbedeutend glaubt,
Wenn solchen Bürgers Rom deswegen sich beraubt?
Ich rede nicht von mir: er ist dein Vater, und
Ich liebe dich. Von ihm lernt' ich die Waffen führen;
Und, was an mir sich Römisches befindet,
Das hab' ich alles ihm zu danken.

Ziemlich steif und undeutsch. Wo ist, der nicht des Regulus Zurückkunft wünscht? Daß hier jemand, einer ausgelassen worden, streitet wider die Grammatik. Das Original hat einen Nachdruck, der zwar im Deutschen nicht ganz, aber doch mehr als hier geschehen ist, zu erreichen war. *E dove, dove è*, Wo, wo wäre der — Die Eroberung von Afrika, *l'Africa doma.* — Wenn solches Bürgers u. s. w. *Se ha da costar tal cittadino a Roma:* Besser; wenn es Rom einen solchen Bürger kosten soll — Von ihm u. s. w. ist nicht ganz die Nüance des *Lui Duce.* — Was sich Römisches an mir befindet, *quanto degno d'un cor Romano in me traluce.*

Att. Bis jetzt indeß
Seh ich noch nicht ....
Lic. Was konnt' ich als Privatmann
Bisher wohl für ihn thun? Nicht Ehrsucht war's,
Die mich nach der Tribunenwürde
Zu streben trieb; ich suchte nur durch sie
Das leichter durchzusetzen,
Was ich verlangte. Nun werd' ich als Tribun
Im Namen des gesammten Volks begehren....

Die

Die Verse: ich suchte nur durch sie u. s. w. sind etwas schleppend. Vielleicht würden sie besser so zusammen gezogen: ich suchte nur durch sie — was ich verlangte, leichter durchzusetzen.

Att. Dieß heftge Mittel laß
Uns auf den Nothfall sparen;
Wir wollen nicht das Volk und den Senat
Entzweyn. Du weißt es, auf die Obermacht
Ist jedes allzu eifersüchtig.
Bald ist sie hier, bald da dem Misbrauch unterworfen,
Und was der eine will, steht nie dem andern an.
Es giebt ein sanftres Mittel. Ich weiß,
Daß stündlich ein Gesandter aus Karthago
In Rom erwartet wird. Die Väter dieser Stadt
Versammeln sich, ihn anzuhören
Im Tempel der Bellona schon. Da könnte nun
Der Consul zu des Regulus Befreyung
Den Vorschlag thun.

Bald ist sie hier, bald da dem Misbrauch unterworfen. Weit deutlicher und bestimmter Metastasio: *or questo* (*il Senato*) *or quel* (il popolo) *n'abusa.*

Lic. Wer? Manlius? Ach denke doch daran,
Wie neidisch er zu allen Zeiten
Auf deinen Vater war. Auf ihn
Verlassen wir uns vergebens.
Denn Manlius ist sein Rival.

Wie neidisch er auf deinen Vater war, *comme emulo antico fu del tuo genitore:* zu allen Zeiten, *da prim' anni* von frühster Jugend —

Att. Manlius ist ein Römer: er
Wird den Privathaß nicht
Mit seiner Würde unterstützen.
Laß mich nur mit ihm reden, und
Wir wollen hören, was er sagt.
Lic. So sprich ihn wenigstens
An einem andern Orte; laß ihn nicht
Dich hier bey dem gemeinen Volke finden.
Att. Ich will es eben, daß er hier mich finden,
Daß er beschämt mich vor dem Volke hören
Und mir antworten soll.
Lic. Er kommt.
Att. Nun geh.
Lic. Ach nicht Eines Blickes
Würdigst du mich?
Att. Licin, jetzt bin ich Tochter,
Und nicht Liebhaberin.

Mit seiner Würde unterstützen. Würde ist kein Aequivalent für *publico poter.* Es ist hier von der Macht die Rede, welche die Würde verschaft. — Was er sagt, *che dir saprà.* —

Lic. Du bist Tochter; ich auch preise
Die Erinnrung an den Vater;
Aber denke, du mein Alles,
Dann und wann nur auch an mich.

Deines

Deines schönen Herzens Tugend
Wird, Geliebte, nicht beleidigt,
Wenn du dich der Treu erinnerst,
Dessen, der für dich nur lebt.

Kann man sich etwas Gemeineres, Platteres denken, als diese Arie? Doch ist das nicht die Schuld des Uebersetzers. Man höre den Metastasio selbst und urtheile, ob er es viel besser gemacht hat:

Tu sei figlia, e lodo anch'io
Il pensier del genitore;
Ma ricordati, ben mio,
Qualche volta ancor di me.

Non offendi, o mia speranza,
La virtu del tuo bel core,
Rammentando la costanza
Di chi vive sol per te.

Es ist offenbar, daß Metastasio hier wenig mehr, als den Reim vor seinem Uebersetzer voraus hat. Eben so gewiß ist es, daß solche Kleinigkeiten allzuviel durch die Aufopferung des Reims verlieren, als daß ein Uebersetzer diese Mühe, ohne Verlust und Reue, sich sollte ersparen können. Zu einer andern Probe mag folgender Monolog dienen.

Regulus.

Du zitterst, Herz! welch neue,
Unbekannte Bewegung für dich! Kühn
Wagtest du dich in die Stürme des Meers,

Unter

Unter die Waffen des Mars, unter
Die fürchterlichen Ungeheuer von Afrika:
Und jetzt erwartest du dein Schicksal
Mit Zittern? Ach, du hast Ursache dazu!
Nie sah ich meine Ehre
In so grosser Gefahr. Aber ihr Götter,
Ist diese Ehrbegierde nicht
Eine tyrannische Leidenschaft unsrer Seelen?
Sollte man sie nicht, wie jede andere,
Zu bändigen suchen? Nein, nein! das ist
Die Sprache der Feigen. Unnütz ist der,
Der nur sich selbst lebt. Von dieser
Edlen Leidenschaft allein lernt man
Sich für andre vergessen. Alles Gute
Auf Erden ist man der Ehrbegierde schuldig.
Sie rettet den Menschen
Aus dem verächtlichen Zustande,
In welchem er ohne dieselbe seyn würde.
Sie benimmt dem Schmerze die Fühlbarkeit,
Den Gefahren das Furchtbare,
Und das Schrecken dem Tode. Sie erweitert
Die Reiche, beschützt die Städte; verschaft
Der Tugend Verehrer; mildert rohe
Sitten und macht den Menschen
Zum Nachahmer der Götter,
Durch sie .... Oh weh! Publius kömmt zurück,
Und scheint sich furchtsam zu nähern.
Nu was bringst du? Hat der Senat
Entschieden? Was ist mein Schicksal?

Eine tyrannische Leidenschaft unsrer Seelen sagt ganz etwas anders, als *dell' alme nostre un affetto tiranno.* Metastasio will sagen, die Ehre ist

ist eine Leidenschaft, die unsere Seelen tyrannisirt. Hr. Hiller sagt: die Ehre ist eine tyrannische Leidenschaft unsrer Seelen, das ist, die aus unsern Seelen entspringt. Und nun noch den Schluß des Stücks!

Regulus.

Lebt wohl, ihr Römer, unser Abschied
Sey unser würdig. Den Göttern seys gedankt,
Ich verlasse euch, und verlasse euch
Als Römer. Ach, erhaltet
Diesen großen Namen unverletzt,
So werdet ihr Beherrscher der Erde, und
Die ganze Welt Rom unterthan seyn.
Ihr Schutzgötter dieses glücklichen Landes,
Ihr Göttinnen, die ihr über dem Stamme des Aeneas
Wachet, euch empfehl' ich dieses Heldenvolk.
Lasset diesen Boden, die Häuser, diese Mauern
Eure Sorge seyn. Schaffet daß immerdar
Standhaftigkeit, Treue, Ruhm,
Gerechtigkeit und Tapferkeit in ihnen wohne.
Und wenn ja jemals ein feindseliges Gestirn
Mit schädlichem Einflusse das Capitol
Bedrohen sollte: hier ist Regulus, ihr Götter!
Regulus allein sey euer Opfer, und
Der ganze Zorn des Himmels komme
Ueber mein Haupt; Rom dagegen
Stehe unverletzt . . . Ach — ihr weint? Lebe wohl!

Rom dagegen stehe unverletzt. Wie viel kräftiger das Original. *Ma Roma illesa*... Doch genug des Tadels über Kleinigkeiten! Die Uebersetzung

tzung hat, im Ganzen genommen, ihren unleugbaren Werth, und es ist ausgemacht, daß Hr. Hiller alle seine Vorgänger weit hinter sich zurückläßt. Wir haben unser Urtheil über den Werth des Dichters selbst mit aller der Freymüthigkeit, die wir uns zum Gesetz gemacht haben, heraus gesagt. Metastasio scheint uns nichts weniger, als das zu seyn, wofür ihn seine Freunde, Calsabigi und Hiller halten, kein tragischer Dichter, der den größten und ersten an die Seite gestellt werden könne; allein seine Talente und großen Vorzüge als Dichter für das lyrische Drama scheinen uns von der Seite desto weniger Zweifeln unterworfen zu seyn. Immer wenigstens verdient er so gut, wie mancher andere Dichter, eine Uebersetzung. Wir wünschten, ihn ganz von Hr. Hillern übersetzt zu sehen, und sind überzeugt, daß er durch diese Arbeit (besonders, wenn er sie etwas mehr, als diese ersten Versuche der Feile unterwerfen und mehr Aufmerksamkeit auf die kleinen Schattirungen wenden wollte, durch die sich die Poesie auch da, wo sie sich der gemeinen Rede am meisten nähert, doch immer noch wesentlich von der Prosa unterscheidet) allen Liebhabern der Dichtkunst, die den Metastasio nicht im Original lesen können, ein angenehmes Geschenk machen würde.

VIII. Aus-

VIII.

Auszug aus einem Briefe über zwey Gemälde, von dem amerikanischen Obristen Trumbull ꝛc. aus Dresden. *)

Seit kurzem besitzen wir hier einen wahren Schatz: nämlich zwey Gemälde, welche die Bewunderung aller Kenner auf sich ziehen. Ich muß Ihnen die Geschichte dieser Stücke mittheilen, weil dieß das Interesse, mit der man sie betrachtet, vermehrt. Der General Trumbull, der vor der Revolution in Amerika Statthalter von Connecticut

*) Eben da wir im Begriff waren von den, hier in der Folge beschriebenen herrlichen Gemälden, die Hr. Poggi, ein englischer Kunsthändler, die ganze Michaelmesse auch hier in Leipzig zur Bewunderung aller Kenner ausgestellt, unsern Lesern, eine vollständige Rechenschaft zu geben, erhielten wir aus Dresden ein Exemplar von obigem Extrait d'une Lettre, ecrite par une Personne de Distinction du Corps Diplomatique auprès S. A. S. L'Electeur de Saxe au Sujet de deux Tableaux, peints par le Colonel *Trumbull*, Americain auf einen Bogen in 4. sauber gedruckt, nebst noch zwey andern Bogen, die eine historische Nachricht von

necticut war und nachgehends die ersten Stellen bey dem Congreß einnahm, hatte einen Sohn, der durch das unüberwindliche Feuer, das großen Männern die Bahn vorzeichnet, die sie laufen sollen, sich, selbst wider seiner Aeltern Willen, auf die Malerey und alle die Künste legte, die damit in Verbindung stehen, und diese Kunst verließ, blos aus Eifer seinem Vaterlande zu dienen. Nur erst, nachdem er sich durch Verweigerung eines Regiments, auf das er einen gerechten Anspruch zu haben glaubte, für beleidigt hielt, verließ er die Armee, kam nach England, und überließ, sich unter der Anführung seines Freundes und Landsmanns Herrn West, ganz seinem Lieblingsgeschäfte. Man urtheilte von diesem edlen Enthusiasmus für die Kunst

von dem Inhalte dieser Gemälde enthalten; der erste unter dem Titel: Précis Historique sur la Bataille de *Bunkers-Hill* donnée près de Boston dans le Massachuset et le 17. Juin 1775 pour servir d'explication au prémier des XIV Tableaux représentants les evenemens les plus memorables qui ont contribués à établir l'indépendence des XIII. Provinces Unies de l'Amerique Septentrionale peints par le Colonel *Trumbull*, Américain & qui vont être gravés en taille-douce par les plus habiles Artistes de l'Europe. Entreprise Formée à Londres sous la direction & aux fraix de A. C. *de Poggi*, des Académies de Peinture de Florence & de Bologne. Londres. MDCCLXXXXVI. Der zweite Bogen mit einem Précis

Kunst sehr nachtheilig. Der Lord George Germaine sah in ihm blos einen Spion, ließ ihn festsetzen, und nur erst nach einer Einkerkerung von acht Monaten, ward ihm auf ausdrücklichen Befehl des Königs die Freyheit und Ehre seines guten Namens wieder gegeben, obgleich die wahre Ehre, die durch sich selbst besteht, ihm nie hatte geraubt werden können.

Er ging wieder nach Amerika zurück, diente noch als Volontair bey der Armee der dreyzehn Staaten; kehrte aber sogleich nach geschlossenem Frieden, wieder in die Werkstatt des Herrn West zurück, und dachte dem großen Gedanken nach, den er zu realisiren anfing. Er hat dazu eine Reihe von vierzehn Gemälden bestimmt, in denen er die glänzendsten Handlungen, die in der Geschichte der Revolution Epoche machen, darstellen wird. Herr Poggi,

Précis Historique sur l'Expedition *contre le Canada*, tentée par les troupes provinciales des XIII. Etats-unies de l'Amerique Septentrionale vers la fin de 1775. &c. Da diese eine so vollständige Anzeige sowohl in Absicht des Verfassers dieser vortreflichen Gemälde, als des historischen Inhalts und der kunstreichen, verständigen und großen Behandlung enthalten, und mit so vieler Deutlichkeit, Bündigkeit und Wahrheit geschrieben sind, so werden sie unsern deutschen Lesern um so viel willkommner seyn, je weniger die Originale in vieler Liebhaber Hände kommen möchten.

Poggi, ein italienischer Maler, der sich in London nieder gelassen, hat es übernommen, sie in Kupfer stechen zu lassen. In der Reise, die er eben durch Deutschland thut, führt er die ersten beiden von diesen vierzehn Gemälden seines Freundes Trumbull bey sich. Ehe ich noch den Gegenstand jedes Gemäldes zeige, muß ich Ihnen sagen, daß weder Bourguignon, noch Wouvermann, noch Casanova in ihren Schlachtgemälden mir eine solche Genüge, wie Trumbull, geleistet haben. Sie werden mir zugeben, daß in allen diesen Gemälden, (doch nehme ich die Wouvermannischen Halten und Convoyen aus, die etwas Großes haben,) ein solches Gewühl herrscht, daß selbst das geübteste Auge sich mit Noth heraus finden kann. Man sieht Hände, Füsse, Köpfe, ohne zu wissen, wem sie zugehören. Man muß wie ein zweyter Morgan oder Meckel alle diese zerstreuten Glieder sammeln, die der Dampf oder ein anderer Gegenstand durchschneidet: eben so reitet Bourguignon ewig seinen Schimmel, um die Wirkung des Lichts auf einen Punkt zu fassen, das Casanova umher verstreuet, und dadurch dem Auge keinen Ruhepunkt übrig läßt. Alle diese drey Maler haben Feuer, sie reißen uns mit sich ins Gefechte; aber sie leiden keine einzelne Beschreibung. Hier im Gegentheil ist in der Entfernung Alles Gemälde: unter dem Vergrößerungsglas alles Porträt. Ueberdieß hat das Uebliche jenen Malern ein Hülfsmittel angeboten, das sich dem Trumbull zu verweigern schien; und doch hat er mit der

der gewissenhaftesten Genauigkeit unsere abgestumpften Röcke, unsere schneidenden Farben, unsere dreyeckigten Hüthe beybehalten, und bewiesen, daß das wahre Genie über alle Schwierigkeiten erhaben ist, daß sich diese ihm blos entgegensetzen, um von ihm überwunden zu werden und daß es selbst daraus die schönste Harmonie zu ziehen weiß.

Glauben Sie mir Madam, daß ein großer Unterschied ist, wann die Noth, der Geiz, die kleine kalte Ruhmsucht einem Künstler den Pinsel führen, und wann es die Seele ist, dieß Bedürfniß sich zu ergießen, das uns drängt, die Träume unserer Einbildungskraft in Feuer zu malen, die Bestrebungen unserer Seele hinzuwerfen, und die starken Gedanken eines erhabenen Verstandes zu zeichnen.

Das erste dieser Gemälde stellt den Vorfall von Bunkershill vor. Auf dem Vordergrunde ein wenig zur Linken sieht man das Hauptgefechte auf der Anhöhe selbst, die von den Engländern weggenommen wird, welche sie zum Theil noch erklettern. Diese Art von Sturm macht einen Theil der rechten Seite des Gemäldes aus, mittlerweile daß man in der größten Entfernung die Stadt Boston sieht. Die in keine Regimenter noch formirten Amerikaner, erscheinen in ihrer gewöhnlichen Bürgertracht. Der General Warren giebt an einem Flintenschusse, den er am Kopfe erhalten, seinen Geist auf, und Grenadiere von blinder Wuth, die ihre Gesichter ankündigen, getrieben, machen sichs zum Spiel, ihm die Bajonette in Leib zu

 stoßen.

stoßen. Vergebens sucht ein Amerikaner auf den Knieen diese Wüthriche zurück zu halten, bis der Obriste Small, ein Feind der Sache, aber ein Menschenfreund ankömmt, von seinem Freunde die wiederholten Stöße zurück hält: aber ihm das Leben nicht wiedergeben kann. Urtheilen Sie aber von der Wahrheit dieser Porträte. Ich habe diesen Offizier vor einigen Jahren hier gesehen, und in dem Augenblicke wieder erkannt.

Nahe dabey ist der Obriste Pitcairn tödtlich verwundet, und von seinem Sohne und einem seiner Soldaten gehalten. Wie schön sticht nicht diese kindliche Liebe mit der edelsten Gesichtsbildung verbunden gegen die Schrecken des Todes ab, die auf dem Gesichte des Vaters verbreitet sind. Der General Howe, stolz auf den glänzenden Augenblick, ungewiß wegen der Zukunft, verdoppelt seine Thätigkeit und Wärme in diesem kritischen Zeitpunkte und macht sich schon dadurch kennbar, daß er Chef ist: er gebeut mit dem Auge, muntert mit dem Arm auf, und sein Gedanke ist überall. Clinton drängt sich zu ihm, als Volontair: sein verlorener Huth verräth die Gefahr, die er gelaufen bis hieher zu dringen. Die flatternden Fahnen, die geschlossenen Bataillonen auf dem Abhange des Hügels, ihr Ungestüm hinauf zu kommen, alles kündiget einen glücklichen Erfolg an. Hier zeigt sich im Kleide des Elends ein Amerikaner mit der Unerschrockenheit eines einfältigen Tropfen; auf der andern Seite einer der Mentorn des Volks: denn seine Gesichtszüge sagen es, in denen sich eine wilde

de Dreistigkeit mit einer pöbelhaften Verschmitztheit ausdrückt. Ein wenig weiter zurück, denkt ein Greis mit einem überlegenden Zorne auf eine tiefe Rache und tödtet mit dem Auge: hier zieht ein freybeuterischer Priester, der seine Flinte abdrückt, und schon mit dem Auge sein Schlachtopfer ausersehen, unsern Blick so gewaltig auf sich, als uns seit der Ligue nicht vorgekommen. **Putnam** beordert den Rückmarsch: sein Herz widerspricht: aber es mangelt an Munition. Man sieht, daß seine Seele vorwärts dringt, mittlerweile daß sich sein Körper zurück zieht — welch ein Stolz im Auge! Kein Zorn; er fühlet, daß er würdig ist, sich zu rächen und seiner Feinde Achtung mitnimmt. Auf dem Vordergrunde zur Linken hat der Maler dem Gemälde die Haltung gegeben, indem er einen jungen Amerikaner, der der Held der Weiber seyn sollte, (versteht sich solcher Weiber, die würdig sind, Helden zu bilden und den Werth eines Mannes zu schätzen wissen,) in das vortheilhafteste Licht gestellt. Die Figur eines Apollo, dieß glückliche Gemisch von Stolz und Sanftheit, dieser Muth der Seele, diese rechte Hand in der Schärpe, diese linke Hand beschäftigt eine Wunde in der Brust zu decken und seinen blutigen Degen zu halten, endlich dieser Blick eines gekränkten Patrioten, alles das vereiniget sich auf das zauberischste, um jeden empfindsamen Zuschauer hinzureißen. Ein Neger, dessen Freundschaft für seinen Herrn über seine natürliche Furcht siegt, macht alle die Reize jener Figur noch hervorstechender.

Ich komme zum zweyten Gemälde, — dem Tod des Generals Montgommery. Im Hintergrunde zur Linken sieht man mitten durch den Rauch, ein Theil von einer Bastion von Quebeck, wovon der Graben mit amerikanischen Truppen besetzt ist; auf dem Vordergrunde, eines dieser Werke, noch mehr dem Gesichte dargestellt, wo der General Montgommery, mit zween seiner Adjutanten, von einer Kanonenkugel getroffen, todt gestreckt liegt. Der General Campbel, der nach ihm commandirte, hält sich hinter der Gruppe: die Augen stier, von Furcht unbeweglich, vom Schlage betäubt, ohne Seele, unfähig zu fühlen oder zu denken, commandirt er den Rückzug. Die Geschichte sagt es, wie Hr. Poggi versichert und ich es sehr wohl glaube — wenigstens konnte es dieser Kopf nicht anders machen. Welch ein Unterschied zwischen ihm und dem Chef des Regiments von Pensylvanien, den man zur Rechten sieht! Welche Erschütterung verräth er, aber zugleich die Festigkeit einer starken Seele und die Verzweiflung über die Feigheit seines Vorgesetzten.

Drey amerikanische Volontairs auf dem Vordergrund zur Linken thun eine gewaltige Wirkung, hauptsächlich wegen ihres Costume und der Art, wie diese Figuren beleuchtet sind.

Im Ganzen genommen ist das erste Gemälde besser gruppirt, beut mehr Detail an, ist ausgearbeiteter; der Ausdruck in den Gesichtern ist sorgfältiger angegeben, und der Inhalt selbst ist geschichtreicher.

reicher. Dieß aber ist malerischer, kühner, ja es ist etwas Erhabenes in dem Gedanken, diese Scene durch den Schuß des Kanonenfeuers zu erleuchten.

I.

Kurze Geschichte der Schlacht von Bunkers-Hill bey Boston in Massachuset, den 17ten Junius 1775 geliefert, zur Erklärung des ersten vorher angezeigten Gemäldes vom amerikanischen Obristen Trumbull.

Das Treffen von Bunkers-Hill war die erste Schlacht, die offenbar zwischen den Engländern und Amerikanern entschied. Sie geschah den 17. Jun. 1775, und hier sind einige Umstände von diesem merkwürdigen Tage.

Die Engländer stunden zu der Zeit zu Boston mit ihrer stärksten Kraft unter dem Commando des General Gage: von der Landseite war die Armee von den Amerikanern eingeschlossen und diese glaubten, wenn sie ihnen alle Lebensmittel wegnähmen, so müßten sie ihren Waffenplatz, die Stadt Boston, aus Mangel des Unterhalts verlassen. Da sie bemerkten, daß die Engländer Bunkers-Hill, eine Anhöhe diesseits des Hafens und von der Stadt ungefähr funfzehnhundert Fuß entfernt, zu

 besetzen

besetzen vergaßen, marschirten sie des Abends den 16. Junius dahin, und fingen in selbiger Nacht noch an, daselbst eine Redoute und eine Verschanzung aufzuwerfen, von der sie den Hafen und die Stadt Boston bestreichen konnten.

So bald es Tag ward, erstaunten die Engländer nicht wenig, die Amerikaner in einem so vortheilhaften Posten schon zur Hälfte verschanzt zu sehen. Der General Gage, der seinen Fehler sah, daß er den Amerikanern in Ansehung desselbigen nicht zuvor gekommen, beschloß sie sogleich heraus zu treiben. Er nahm also alle Grenadiere von der englischen Armee, mit 1800 auserlesener Mannschaft, und eine Anzahl Seetruppen, denen er dieß Geschäft unter Anführung des General Howe und Obristen Small; Abercrombie und Pitcairn auftrug. Eine Menge Offiziere, an der Zahl 80, baten sich aus, als Volontairs dabey zu dienen.

Gegen Mittag ging dieß Detachement in Fahrzeugen über den Hafen, schifte nach Bunkers-Hill, bey der kleinen Burg Charles-Town ein, die sie in Brand steckten, um ihren Marsch zu decken, und formirte sich alsdann, um die Handvoll Amerikaner, die diesen Posten besetzt hielt, anzugreifen, und ob es gleich nichts anders, als ein Trupp schlecht bewafneter und durch den Marsch und die Arbeit der vorhergehenden Nacht abgematteter Haufe war, so behaupteten sie doch ihren Stand.

Durch

Durch das Feuer ihrer Schiffe unterstützt, die die Amerikaner in ihren Linien erhalten sollten, gingen die Engländer mit Ungestüm auf die ziemlich schlecht gemachten und noch nicht weit vollbrachten Werke der Amerikaner los. Diese fingen nicht eher an auf die Engländer zu feuern, als bis sie ungefähr funfzig Schritte von den Linien entfernt waren: dann thaten sie es aber mit solcher Gewalt, daß die englischen Truppen zu verschiedenenmalen wichen und sogar bis an das Ufer der See zurück getrieben wurden. Alsdann stellten sich alle englische Offiziere an die Spitze ihres Corps und formirten für sich allein die erste Linie, kehrten zu einem neuen Angriffe zurück und der Kampf ging von neuem an.

Nach einer halben Stunde hatten die Amerikaner keine Ammunition mehr, es fehlte ihnen gänzlich an Bajonetten und sie wurden die Verstärkung gewahr, die den Engländern der General Gage von dem jenseitigen Ufer des Hafen zuschickte: sie mußten also dem Feinde, der ihnen an Menge, Waffen und Erfahrung weit überlegen war, weichen.

Die Niederlage war eine der größten, indem von englischer Seite zwey und achtzig Offiziere und eilfhundert Soldaten, und ungefähr vierhundert Amerikaner auf dem Schlachtfelde getödtet, und eine weit größere Menge von beyden Seiten verwundet wurden.

Der von dem Maler gewählte Augenblick ist der, wo der General Putnam verzweifelt, seine Truppen wieder in Ordnung zu bringen, und den Fahnen gebeut, sich zurück zu ziehen. Die Hauptgruppe stellt den Tod des amerikanischen General-Major Warren vor, der von einem Flintenschusse, der ihn in die Stirn traf, getödtet ward.

In diesem Gemälde hat der Maler folgende Porträte gegeben.

Porträte	
Die Generale Putnam und Warren Der Obriste Humphrey Der Feldprediger Mackintosh	Amerikaner.
Der General Howe, commandirender General en Chef. Der Obrist Abercrombie, Commandeur der Grenadiere. Der Major Pitcairn, Chef der Seetruppen; getödtet. Der General Clinton, der sich als Volontair anbot. Der Obriste Small, unter den achtzig Offizieren, die als Volontairs mitgingen.	Engländer.

2. Kurze

2.

Kurze historische Nachricht des Angriffs auf Canada von den Provinzial-Truppen der dreyzehn vereinigten Provinzen des mitternächtlichen Amerika, gegen das Ende des 1775. Jahres unternommen, zur Erläuterung des obgedachten zweyten Gemäldes vom amerikanischen Obristen Trumbull.

Während des Feldzuges vom Jahre 1775 faßten die Amerikaner, ob sie gleich schlecht discipliniret und schlecht bewaffnet waren, den kühnen Entschluß sich Canada's zu bemächtigen. In dieser Absicht schickten sie zwey Corps ab. Das erste unter dem Commando der Generale Schuyler und Montgommery, nahm im Monate August den gewöhnlichen Weg, welches der an den Seen ist, und bemächtigte sich, theils durch Ueberraschung, theils durch Capitulation aller der Posten, die er auf seinem Wege fand: gegen Ende des Novembers ging er auf Quebec, die Hauptstadt der Provinz, los. Dieses Corps commandirte der General Montgommery, indem der General Schuyler durch eine gefährliche Krankheit zurück gehalten ward.

Das zweyte, zu eben dieser Absicht detaschirte Corps stund unter dem Commando des Obristen, nachmaligen General Arnolds. Dieser an der Spitze von eilfhundert Mann, und einer Anzahl Offiziere, die man von den geschicktesten und unerschro-

schrockensten aus der Armee des General Washington auswählte, unternahm es, sich einen ganz neuen Weg mitten durch unbewohnte, und bisher, außer Wilden, ganz unzugangbare Gegenden zu bahnen. Der Gedanke, zwölfhundert Mann, mitten durch eine ungeheure Wüste marschiren zu lassen, scheint romanhaft, und so waren auch der Schwierigkeiten, die diese Truppen zu übersteigen hatten, unzählige. Eingeschift zu Salem, einem Hafen, der ein wenig über Boston liegt, gingen sie längst der Küste bis zur Mündung von Kennebek hinauf, einem Flusse, den noch nie ein Europäer beschift hätte. Von Indianern geführt, gingen sie auf kleinen Fahrzeugen den Fluß bis zu seinem Ursprunge hinauf, den er in den Gebürgen nimmt, die Canada von Neuengland trennen. Bisweilen nöthigten die Schnelligkeit des Flusses und die Klippen, mit denen er besetzt war, die Truppen ans Land zu setzen, wo sie ihre Fahrzeuge durch wüste und ganz unwegsame Wälder mit ihren Fäusten tragen mußten. Um mit weniger Mühseligkeit fortzurücken, beschloß man das Detaschement in zwo Divisionen zu formiren, die ein oder zwey Tagereisen von einander sich folgen sollten. Was man aber durch diese Veranstaltung von einer Seite konnte gewonnen haben, verlor man auf der andern, indem die Hälfte des Detaschement von beynahe fünfhundert Mann, welche die Arriergarde ausmachten, bey dem Anblicke so vieler Gefahren und Hindernisse den Muth so sehr verloren, daß sie ihre Fahnen verließen und nach Hause gingen. Die Avantgarde, die der General Ar-

nold

nold anführte, durch sein Beyspiel ermuntert, blieb allein ihrem Anführer getreu. Bald aber mußte dieser Haufen seine Fahrzeuge gänzlich verlassen und seinen Marsch zu Lande fortsetzen, so daß jeder Mann seine ganze Ammunition und Provision selbst tragen mußte. Auf diese Art drangen sie über die Gebürge, die an Canada gränzen, und indem sie immer dem Lauf eines großen Strohms folgten, der Quebec gegen über sich in den St. Laurent stürzt, wo sie bald in indischen Kähnen schiften, bald längst dem Ufer in einem ganz unbebauten Lande fortmarschirten, fanden sie sich endlich zu Anfange des Decembers, einige Tage vor der Ankunft des General Montgommery, im Angesichte von Quebec.

Arnold hatte diesen mühseligen Marsch in der Absicht unternommen, um dem General Montgommery vorzukommen, und Quebec ganz allein mit Sturm einzunehmen: da er aber bey seiner Ankunft den Ort mit englischen Truppen, unter dem General Carleton besetzt fand, und sein kleines Heer durch den Abgang beynahe der Hälfte geschwächt war, so mußte er den ersten Gedanken aufgeben. Er wartete also die Ankunft des General Montgommery ab, und nach ihrer Vereinigung lagerten sich beyde Corps in der Ebene von Abraham, wo sechszehn Jahre vorher die Schlacht zwischen Moncalm und Wolf geliefert wurde.

Die außerordentlich rauhe Witterung vereitelte alle Annäherung. Die Truppen, von allen nur ersinnlichen Mühseligkeiten abgemattet, murrten: die

die Zeit ihres Dienstes, zu dem sie sich anheischig gemacht hatten, verfloß, und man könnte vor dem nächsten Frühjahre keine Verstärkung erwarten, wo vorher zu sehen war, daß die Garnison ebenfalls dergleichen und eine noch weit stärkere erhalten würde. In dieser Lage beschloß der General Sturm zu laufen. Hierzu wählte man die Nacht vom 30. December. Ein großer Schnee, der eben fiel, begünstigte das Unternehmen. Die Truppen thaten in zwo Divisionen den Angriff. Die unter dem Obristen Arnold sollte blos einen falschen thun, um die Garnison von dieser Seite des Orts wegzuziehen, während daß die, unter dem General Montgommery, die andere Seite ersteigen und sich der Stadt bemeistern sollte. Arnolden glückte es so sehr, daß er auch wirklich in die Ringmauern der untern Stadt eindrang: aber er ward gleich beym Anfange des Sturms verwundet und weggebracht; seine Mannschaft wurde von allen Seiten her von den Engländern umringt und beynahe siebenhundert zu Gefangenen gemacht. Das traurige Schicksal des Generals Montgommery war an diesem Unglücke einzig Schuld. Nachdem er sich eines Theils der Außenwerke schon bemeistert hatte, näherte er sich mit seinem Corps dem Orte, als eine in der Stadt abgeschossene Kanonenkugel ihn und zween seiner Adjutanten zu Boden warf.

Der Obrist Campbell, der ihm im Commando folgte, hatte zum Unglücke ein wenig schwache Nerven, und erschrocken über den Verlust seines Chefs, gebot er den Rückzug, und auf diese Weise

schlug

schlug das ganze Unternehmen fehl. Ein einziger Kanonenschuß, der den Montgommery tödtete, und von dem England nicht weiß, wem es denselben zu verdanken hat, weil er von einer schon verlassenen Bastey kam, rettete also Großbrittannien, Quebec und ganz Canada.

Der vom Maler gewählte Augenblick ist der, wo Montgommery und seine beiden Adjutanten, getroffen von dem unglücklichen Schuß fallen, und wo der Obrist Campbell im ersten Anfalle des Schreckens verräth, daß er auf den Rückzug denkt.

In die Zusammensetzung dieses Gemäldes hat der Maler folgende Porträte gebracht.

Den General Montgommery und seine beyden Adjutanten. Den Major Macpherson, und den Capitain von der Artillerie Chusemann.	getödtet.
Den Obristen Campbell.	
Den Obristen Thomson.	

Uniformen.

Blau und gilblicht	der Stab.
Blau und roth	die Artillerie.
Braun und roth	Neu-York.
Blau und weiß	Pensylvanien.
Blau mit Pelz gefüttert	Canada.
Braun, weite Röcke	Virginische Jäger (Riflemen)

Wilde, von der Nation der Irokesen.

IX. Ver-

IX.

Vermischte Nachrichten.

Dresden. Oeuvres d'Architecture de C.T. *Weinlig*. Troisième Cahier. Prix 6 Florins. Diese neue Lieferung ist den vorhergehenden an Güte und Vortreflichkeit völlig gleich. Sie enthält wieder auf vier Blatt, die Verzierung und Bekleidung der Wände eines Saals oder Zimmers nebst einem Deckenstück, mit sorgfältig ausgemalten Figuren, wovon wir der Erklärung des geschmackvollen Verfassers nun bald begierig entgegen sehen.

Wien. Bey der K.K. Akademie der bildenden Künste geschah den 5ten Jänner 1787 die von zwey zu zwey Jahren gewöhnliche Austheilung der allergnädigst bestimmten großen Preiße, in Verbindung mit denen von dem verstorbenen Reichshofrathsreferendarius, Paul Anton von Gundel, gestifteten, zur Aufmunterung für die jüngern Schüler. Der Präses der Akademie, Freyherr von Sperges, vertheilte gleich anfänglich unter die anwesenden Räthe und Ehrenmitglieder eine auf die Huld Sr. Majest. des Kaysers, mit der Sie vor kurzem, aus eigner Bewegung, der Akademie ein ansehnliches Gebäude geschenkt, und dasselbe mit vortreflichen Originalien versehen, wie auch mehr Lehrer

Lehrer angesetzt haben, sich beziehende, vom Herrn Ignaz Donner verfertigte Denkmünze, auf deren Hauptseite das Bildniß des Monarchen mit der Umschrift: Ioseph II. Aug. Academiae Artium Instaurator, und auf der Rückseite der Schutzgott der Künste, wie er die Genien der Malerey, Bildhauerey und Baukunst dem Tempel Minervens zuführet, mit der Ueberschrift: Ingenio et Industria, zu unterst aber: Academia. Vien. Novis. Institutis. Aucta. M.D.C.C.L.XXXVI. zu sehen ist. Die Preise erhielten, in der Historien-Malerey, wo die Aufgabe war, Alceste, wie sie ihrem um sie traurenden Gemahle Admet vom Herkules aus dem Reiche der Todten zurück gebracht wird, die Herren Johann Anton Wolf zu Rottweil in Hegaw gebürtig, und Joseph Pietschmann von Triest; in der Bildhauerklasse, wo die Aufgabe war, Jupiter, welchen Thetis um Rache für ihren Sohn Achilles bittet, in Thon zu poußiren, Herr Franz Kaßmann, aus Windischfeistriz in Niedersteyermark gebürtig. In der Architektur, wo die Aufgabe war, eine, tausend Menschen fassende Dorfkirche mit dazu gehörigem Pfarrhofe und Schulhause, im Grundaufrisse und Durchschnitt mit Tusche zu entwerfen, erhielt den ersten Preis Herr Jakob von Jevigni, von Strasburg in Elsaß, und das Accessit Herr Georg Fischer von Wien gebürtig. In der Landschaftsmalerey, wo die Aufgabe war, aus Geßners Idyllen, den Hirten Amyntas, wie er einen jungen Eichbaum vom Einsturze zu retten bemüht ist,

in Oel zu malen, ward der Preis Herrn Karl Schallhus, und das Accessit Herrn Anton Troyer, beyde Wiener, zuerkannt. In der Stahlkunst, wo die Aufgabe das Brustbild der Göttin Pallas im Profil war, bekamen die Herren Christian Haller aus Eggenburg in Unterösterreich gebürtig, und Lorenz Böhm, von Schrattenberg in Böhmen, beide die ersten Prämien, da ihre Arbeiten gleichen Werth hatten.

Unter den Concurrenten um die Gundelischen Prämien, erhielt bey der Architektur, für die correcteste Nachzeichnung der Dorischen Säulenstellung, den ersten Preis Joseph Hauzinger, den zweyten Rudolph Fischer, beide geborne Wiener. Von den Landschaftszeichnern Franz Gawet von Wien, und Franz Sartory, aus Mähren gebürtig. Von den Zeichnern der Anfangsgründe den ersten Preis Jakob Klerk von Wien, den zweyten Franz Brenk von Catzbach gebürtig. Von den Wachs-Poußirern, Joseph Reinhold, und Ignaz Karlsperger, beide von Wien. Und von den Zöglingen der Kupferstecherkunst, für die beste mit der Feder schraffirte Abzeichnung eines historischen Oelbildes, den ersten Preis Anton Schwester, den zweyten Nicolaus Reihn, beide Wiener.

Ebend. Von Herrn Schmutzer haben wir noch ein vortrefliches Blatt anzuzeigen: St. Ambroise et Theodose le Grand, nach Rubens, welches zum Gegenbilde von seinem Mucius Scävola dient. Schon seit mehrern Jahren sticht und zeichnet dieser geschickte Künstler nach Niemanden

als

als nach Rubens, dessen Manier er sich auch ganz zu eigen gemacht hat, so daß er mit dem Grabstichel jeden Pinselzug von Rubens ausdruckt, und man das Gemälde selbst zu sehen glaubt. In dem vor uns liegenden Blatte ist das Meßgewand des Bischoffs mit einer bewundernswürdigen Kunst blos mit dem Grabstichel gearbeitet. Eben so schön sind alle Köpfe, und das Chorhemde des den Bischoff begleitenden Knaben. Aber sollten die Muskeln in den Füssen des Kaisers und seiner kriegerischen Begleiter nicht etwas zu hart angegeben seyn? Der Gegenstand des Bildes ist: wie der Bischoff, in Begleitung seiner Klerisey, und mit vorgetragner Monstranz, dem Kaiser den Eintritt in die Kirche verweigert, weil er sich durch eine Blutschuld dieses Eintritts unwürdig gemacht hatte. Der Preis ist 4 Thlr. 8 Gr.

Ebend. Stubenmädchen von Wien, nach Oelenhainz von Jacobe in schwarzer Kunst. Hr. Jacobe hat sich lange in London aufgehalten, und daselbst das Arbeiten in schwarzer Kunst zu einer Vollkommenheit gebracht, daß nun seine Blätter den besten englischen in dieser Manier nicht nachstehen. Den Beweis liefert das vor uns liegende Blatt. Das Stubenmädchen (ein Kniestück) trägt in dem einen Arm einen Bologneser-Hund, und hält mit der andern Hand unter der Schürze einen Brief. Der Preis ist 1 Thlr.

Ebend. In der von Trattnerischen Buchhandlung ist erschienen: Choice of the best poetical pieces of the most eminent english

 Poets.

Poets. Published by *Joseph Retzer.* Vol. V. and VI. wovon der Herausgeber folgendes angekündiget: „Mit diesem sechsten Bande ist die „Auswahl englischer Gedichte, die 800 Stücke „aus 225 theils mehr, theils weniger bekannten „Dichtern enthält, geschlossen. Von Chaucer „angefangen, der 1400 starb, bis Hayley, der „voriges Jahr die erste vollständige Ausgabe seiner „Werke veranstaltete, folglich von einer Periode von „386 Jahren, glaube ich, wenige Dichter von einiger „Bedeutung übergangen zu haben, ohne von ihnen „wenigstens eine Probe aufzustellen. Kurz diese sechs „Bände enthalten nicht nur alle, sondern selbst mehr „Dichter, als in Johnson's und Bell's Samm„lungen vorkommen, wovon erstere aus 60 und letz„tere aus 109 Bänden bestehet.

„Nach dem für mich so schmeichelhaften Bey„falle, den meine Unternehmung gefunden hat, wä„re es überflüßig, mich über die Wahl der „Stücke zu rechtfertigen: nur muß ich ersuchen, bey „Beurtheilung des Ganzen die Hauptabsicht, Un„terhaltung und Verbreitung der englischen „Litteratur, nicht aus den Augen zu verlieren. „Von allgemein bekannten Dichtern, wie Pope, „Gay, Swift, Prior u. s. w. habe ich nur jene „Stücke gewählt, die entweder in den gewöhnlichen „Ausgaben ihrer Werke nicht enthalten sind, oder, „in sofern es nothwendig war, von einer bestimmten „Gattung kürzerer Gedichte Proben zu geben. Einige „Dichter, wie z. B. Young, Dyer, Grainger, „Hayley, u. s. w., deren Hauptverdienst, das Lehr„gedicht,

„gedicht, außer den Gränzen meiner Unternehmung
„liegt, erscheinen in meiner Sammlung in minderem Glanz. Watts 7 Bände Nachahmungen
„jüdischer Gedichte, mehr ein Gegenstand der Andacht, als der Litteratur,

Cantiques sacrés,
Sacrés ils sont, car personne n'y touche,
Voltaire.

„waren samt ihren blos conventionellen Schönheiten, zwey Stücke ausgenommen, für mich ganz
„unbrauchbar. Von Churchill, der das so gefährliche Talent der Personalsatyre gegen die verdienstvollsten Männer, gegen Hogarth, Garrick
„und die Reviewers in vollem Maaße, besaß,
„konnte ich, um meinem Plane getreu zu bleiben,
„kaum ein Gedicht wählen. Hingegen stehen in
„dieser Sammlung Gedichte von Männern, wie
„Bacon, Bolingbroke, Chesterfield, Wharton, Strafford, Voltaire u.s.w., deren mindestes Verdienst die englische Dichtkunst war, an
„ihrem rechten Platz.

„Es thut mir leid, daß ich nicht im Stande
„war, mehrere bisher noch ungedruckte Gedichte von dem Werthe zu liefern, wie die im 1. Theil
„S. 194. und im 4. Theil S. 84. von der liebenswürdigen Dichterin Miß Knight sind, die in
„Rom lebt, und mit englischer Freymüthigkeit die
„Thaten unsers deutschen Kaisers besingt. Von
„dem ersten haben wir bereits eine meisterhafte
„Nachahmung von Wieland.

„In Beurtheilung meiner Wahl muß man nicht „vergessen, daß es darauf ankam, von diesem oder „jenem bestimmten Dichter Proben zu geben, daß „es auch eine relative Güte giebt, und daß man„ches mittelmäßige Gedicht in dieser Absicht gut „wird. So wäre z. B. das beste Gedicht von „Donne unter Pope's Werken das schlechteste.

„Denjenigen, die mit meiner Erklärung in der „ersten Ankündigung nicht zufrieden waren, daß „meine Sammlung, in welcher ich mehr auf Ab„wechslung, als auf die Reihung der Gedichte von „gleicher Gattung gesehen habe, nicht einem wohl„symmetrisirten französischen Garten, sondern ei„nem englischen, in welchem die hier und da ein„gerückten altenglischen Gedichte die Stelle der Rui„nen vertreten, gleichen soll, hoffe ich, wird das „dem sechsten Bande nebst der Autorenliste ange„hängte Verzeichniß Genüge leisten, in welchem „die Gedichte in die gewöhnliche systematische Ord„nung, nämlich in Oden, Lieder, Episteln, Ele„gien, Schäfergedichte, Erzählungen, Fabeln, „Sinngedichte, Grabschriften, Madrigale, Sonet„te und vermischte Gedichte, eingetheilet sind.

„Von eben diesen zu systematischen Leuten er„warte ich noch einen Vorwurf, nämlich daß ich zu „viele erotische Tändeleyen in meine Sammlung „aufnahm. Dagegen wäre das Alter des Heraus„gebers die beste Entschuldigung — doch ich hatte „hiebey noch eine andere Absicht. Das lesende Pu„blikum in Deutschland theilet sich in zwo Klassen. „Die eine verachtet aus Patriotismus, der nahe an

„Igno-

„Ignoranz gränzet, die französische Litteratur, ohne „zu denken, daß ächtes Studium derselben für die „deutsche Litteratur großer Gewinn wäre: die ande„re ungleich zahlreichere und meistens vornehmere „Klasse hat mit Vernachläßigung der vaterländi„schen und aller übrigen fremden Litteratur der fran„zösischen allein ihre Kultur zu verdanken. Diese „Klasse, von ihrer Jugend auf gewohnt, vielleicht mit „der Apostrophe an Young: ce triste fou! Ur„theile wie folgende nachzulallen, (z. B. über Popes „Versuch über die Kritik! On remarque de la „confusion et de l'embarras dans le poète „anglois. Rien n'y fixe l'esprit: il est diffi„cile d'en lire deux chants sans fatigue, da „doch bekanntlich dieser Versuch nur aus einem Ge„sange von 744 Versen bestehet, oder: Pope a „reduit les siflemens aigres de la trompette „angloise au son doux de la flute, und von „Shakespearn zu wähnen: ses pieces sont „des monstres admirables, dans lesquels „parmi des irrégularités grossières et des „absurdités barbares on trouve des scènes „supérieurement rendues) diese Klasse wünsch„te ich durch diese poetische Blumenlese zu überzeu„gen, daß die flüchtigen Stücke der brittischen Dich„ter und Liebhaber der Poesie, die noch wenig oder „doch nicht im Verhältnisse mit dem Reichthum ih„rer Litteratur in dieser Dichtart unter uns bekannt „sind, die Vergleichung mit den französischen Dich„tern ganz aushalten, und daß die Engländer, wie „der deutsche Merkur sich ausdrückt, in der uner-

„meßlichen Opulenz ihrer mit der Beute aller an-
„deren bereicherten Sprache und in der Kürze ihrer
„größtentheils ein- und zweysylbigen Worte große
„Vortheile haben, wo es darauf ankömmt, Fülle
„der Gedanken mit Klarheit und Leichtigkeit des
„Ausdrucks zu verbinden, und Empfindung oder
„Witz und Laune in Versen, wo beynahe jedes Wort
„eine funkelnde Spitze ist, spielen zu lassen.

„Die ersten vier Theile kosten bey Hörling 5
„fl., die zwey letzten aber bey Trattnern 2 fl. 30 kr."

Leipzig. Von Bausens Bildnisse Friedrichs des *IIten*, das nunmehr fertig ist, und das Gegenbild von Peter dem Großen ausmacht, nach einem Gemälde von Graf, brauchen wir nichts zu sagen, als daß es, so wie es den höchsten Grad der Aehnlichkeit erreicht, eben so ein Meisterstück des vortreflichen Grabstichels ist. Kostet 2 Thlr. 12 Gr.

Frankreich.

Nachtrag zu den Kupferstichen von 1786.

Les Actions célèbres des grands Hommes de toutes les nations, dessinées par les meilleurs Maîtres & gravées par *P. Moithey*, accompagnées d'une Notice biographique & d'un Essai de style lapidaire par M. *P. Sylvain Maréchal*, première & seconde Livraison, in 4to. Preis 4 Liv. auf groß Papier 6 Liv. Kupfer und Text. Der Zweck ist, jeden großen Mann durch seine herrlichste That kennbar zu machen: mit einer Aufschrift und einer Nachricht, aus seinem Leben. Aeneas, Scävola, Wilh. Tell

und

und Thomas des Foix, machen den Inhalt der 1sten Lage aus: die 2te, 1) Thorondas, der griechische Gesetzgeber. 2) Arria und Pätus. 3) Jeanne d'Arc und 4) Heinrich der vierte bey der Belagerung der Stadt Paris.

Le Panthéon, ou les Figures de la Fable, von Gois gezeichnet, Simon gestochen, und Mr. Sylvain Marechal historisch erläutert. 6 Liv. jede Lage.

Déesse de l'Harmonie, nach Mignard, von Ransonette: Preis 3 Liv.

1 7 8 7.

Februar. La veuve & son Curé, nach einem Gemälde von Greuze, von J. C. Levasseur gestochen. Ein Pfarrer kömmt zu einer Wittbe und ihren Kindern, denen er mit Rath und guter Lehre beysteht, kostet 6 Liv.

Borée & Orythye, ein Blatt von Jean Bouillard, nach einem Originalgemälde von Vincent gestochen, Preis 12 Liv. Ebenderselbe hat nach Lagrene'e, 4 Blättchen L'education & la Punition de l'Amour geliefert.

Le Chiffre d'Amour, von Delaunoy, nach Fragonard, 3 Liv.

Von den Vues des principaux édifices de Paris, ist schon die 63. Nummer heraus; sie sind von Campion, dem Sohne, gestochen.

Action courageuse, qui a mérité le prix de l'Académie d'Amiens en 1786. Ein buntfarbig Blatt von Güjot, nach einer Zeichnung von Tesier. Preis 3 Liv.

Les deux Baisirs, buntfarbig, von Dü-Bücourt, nach einem Gemälde der öffentlichen Ausstellung.

Portrait de M. Herschel, von Madame Düpiery.

Portrait de M. Target, Avocat au Parlement, l'un de quarante de l'Academie Françoise, nach dem Leben von Püjos gezeichnet und in englischer Manier gestochen.

La Surprice de l'Amour, von C. J. Clairon Mondet, nach Dietrich, kostet 3 Livres.

La Ruelle, nach einem Gemälde von Schall gestochen, 3 Liv.

Jesus Christ à table chez Simon le Pharisien & la Magdaleine à ses pieds, ein schönes Blatt in Rom gestochen, von P. Subleyras, nach seinem eignen Gemälde.

Galerie Historique universelle in 4to. huitième livraison, par M. de P*** contenant les portraits de L. Arioste, de Bayard, de P. de Betulle, de Bouchardon, de Gustave I. d'Isabelle-Claire Eugenie, de P. P. Rubens, & de H. de Villeneuve.

Second Recueil des Portraits des Hommes & des Femmes illustres de toutes les Nations connues, présentés sous le costume de leurs Dignités, von Düflos, dem Jüngern, die Beschreibung ist von denen Herren de Bauvilliers und de la Reyne, in Folio, buntfarbig, mit goldnen Rändern eingefaßt. Hr. Düflos hat

hat bereits eine dergleichen Sammlung von 40 Lieferungen herausgegeben. Die gegenwärtige soll eben so viel enthalten. Jede kostet 12 Livres. Die erste enthält die Bildnisse Ludwig des 14ten, des Fenelon, des Bayard, des Tourville, des Montesquieu und des Peter Corneille. Von drey Monat zu drey Monat folgt eine Lieferung.

L'Elève intéressant, das Gegenbild von Triomphe de Minette, nach Mlle. Gerard in englischer Manier von Vidal, zu 6 Liv.

La fidelité, l'Enfance, l'Innocence, Zelie au temple du Soleil, 4 Blatt von Rüette.

Tableaux des Maisons & Jardins de plaisance des Seigneurs & Gentil-hommes anglois in 4to. Die 10te Lieferung.

Witzige Schriften.

Tableau des Révolutions de la Littérature ancienne & moderne, par M. l'Abbé *de Cournand*, Lecteur du Roi & Professeur de Littérature Françoise au Collége Royal. Paris, chez *Buisson*, Libraire. 1786. Der Verfasser hat sich bereits durch ein Gedichte des Styles, und ein Leben von Dom Heinrich, Prinzen von Portugal bekannt gemacht. Im gegenwärtigen zeigt er eine gute Kenntniß und viel Geschmack der alten und neuern Litteratur, und, wenn man auch nicht alle seine Urtheile über die Schriftsteller verschiedener Nationen unterschreiben sollte, so findet man doch auch viel feine und richtige

Be-

Bemerkungen und vorzüglich viel Unpartheylichkeit.

Le Voyageur sentimental, ou ma Promenade à Yverdun; par M. *Vernes* le fils. A Paris chez *Cazin.* vol. petit in 12. Dieß ist kein übler Nachahmer von Sterns und verdient in der Reihe empfindsamer Reisen einen kleinen Platz: auch ist dieß schon die 2te Ausgabe, die verschiedene vortheilhafte Veränderungen erhalten hat, ob sich gleich noch hin und wieder einige Weitschweifigkeit findet.

Mélanges de Poësie & de Littérature, par M. de *Florian*, Capitaine de Dragons &c. in 12. à Paris. Dieser neue Band enthält Erzählungen in gebundener und ungebundener Rede und verschiedenen leichten Poesien, die des Verf. würdig sind.

Oeuvres Complettes de M. *Marmontel* &c. Edition révue & corrigée par l'auteur. A Paris, chez *Nec de la Rochelle*, 1786. In den vier ersten Bänden dieser schätzbaren Ausgabe, die der Verf. selbst durchgesehen, findet sich nichts, das nicht vorher bekannt gewesen, als ein Essai sur le goût, das der Verf. in der französischen Akademie vorgelesen, und seinen Elémens de litterature zur Einleitung dienet.

Die Litterar- und Kunstnachrichten aus England müssen wir wegen Mangel des Raums bis zum nächsten Stücke versparen.

Register

Register.

A.

C.

D.

E.

F.

G.

Gazola,

Legat,

O.

P.

R.

Reinolds,

S.

T.

V.

Druckfehler im letzten Stücke.

S. 64, Z. 10. Pagliarina, lies Pagliarini.
— 64, — 16. alt, lies als.
— 96, — 22. Namenclatur, lies Nomenclatur.
— 108, — 26. einem Helden, lies von einem Helden.
— 108, — 28. Portraitstatur, lies Portraitstatuen.
— 135, statt Alberli, lies Aberli.

Neue Verlagsbücher der Dykischen Buchhandlung zur Ostermeße 1787.

Bluhmen auf den Altar der Grazien von G. Schaz. Mit zwey Titelkupfern. 8. auf holl. Schreibp. 1 Thlr. 8 gr.
Auf ordin. Schreibpap. 21 gr.

Nebentheater 5ter Band. 8. 22 gr.

Enthält:

Ein Gespräch über das heroische und bürgerliche Trauerspiel und die Theorie des Drama.

Ferdinand Pernau, ein Trauerspiel in fünf Akten; einzeln à 8 gr.

Zwey unruhige Nächte, oder Neigung und Abneigung, ein Schauspiel in fünf Akten; einzeln à 10 gr.

Die belesnen Jungfern, ein Lustspiel in Einem Akte; einzeln à 4 gr.

Die Reisen des Kronprinzen von Ypsilon, von ihm selbst beschrieben, aber nicht herausgegeben. 8. 10 gr.

Huldreich Wurmsamen von Wurmfeld, von J. F. Jünger, 3ter u. lezter Theil. Mit zwey Titelk. 8. 1 Thlr.

England und Italien von J. W. von Archenholz. Zweite gänzlich umgearbeitete und beträchtlich vermehrte Ausgabe, in 5 Theilen. Mit allegorischen Vignetten. 8. 3 Thlr. 16 gr.

Der Philosoph für die Welt von J. J. Engel. Zwey Theile. Neue, verbesserte und mit fünf Stücken vermehrte Ausgabe. 8. 1 Thlr. 4 gr.

Bagatellen von Anton Wall, 2tes Bändchen. Neue, verbesserte und vermehrte Ausgabe. 8. 16 gr.

Unter der Preße sind:

Der Schriftforscher, 2ter Theil.

Die Engländer in Indien, nach Orme von J. W. von Archenholz, 3ter und lezter Band, von welchem der größere Theil eine Fortsetzung des Orme enthält und die Geschichte bis in die neuesten Zeiten führt.

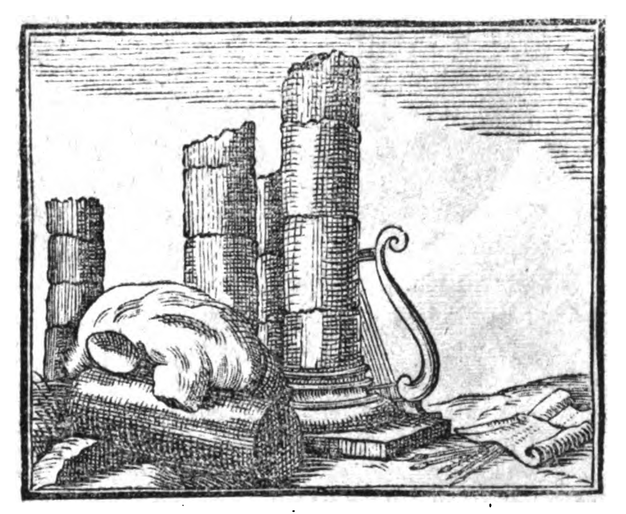
Skizzen von A. G. Meißner, 9te und 10te Sammlung, oder der 5te und lezte Band der neuen Ausgabe.

Satyrische und scherzhafte Aufsäze, herausgegeben von einem Journalisten. 8.

Das Kleid aus Lyon, ein Lustspiel in vier Akten, von J. F. Jünger. 8.


S. GESSNER.
A. Graff pinx
Thœnert sc.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.



Vier und dreyßigsten Bandes Erstes Stück.

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1787.

Inhalt.

Witzige Schriften.

Italien.

Turin.

Frankreich.

Neue witzige Schriften.

Neue Kupferstiche und Kunstnachrichten.

I. Ueber

I.

Ueber den Zweck in der Dichtkunst.

Die Absicht des Prosaisten ist eine Reihe von Vorstellungen, die Absicht des Poeten eine Reihe von Empfindungen bey Andern zu erregen. Daher der leidenschaftliche Zustand, in dem sich der Dichter beym Entwurfe seines Werks befinden muß, und den man Begeisterung nennt. Als man noch nicht Gedichte auf den Kauf machte, war es immer ein solcher Seelenzustand, der Jemanden antrieb und antreiben konnte, seine Empfindungen über einen Gegenstand in ein Ganzes zu verbinden und zu einem bestimmten Zwecke zu ordnen. Nachher reizten diese Werke zur Nachahmung; eine weit schwächere Begeisterung, da sie nicht durch gehabte Empfindungen, sondern blos durch den Ausdruck dieser Empfindungen erzeugt wird. Auch kann man in diesem Seelenzustande nur fremde Empfindungen, anders geordnet, wiederholen, und keinen Zweck haben außer den, gleichfalls ein Gedicht zu verfertigen. Solche Gedichte gleichen Gebäuden, die nach Kupferstichen aufgeführt werden: beiden merkt man das Erkünstelte leicht an.

Zugleich mit diesen nachahmenden Dichtern entstanden so genannte Lehrer der Dichtkunst, die, ihres Vortheils wegen, junge Leute unterrichteten Gedichte zu machen, zu welchem Behufe sie Regeln von den vorhandenen Mustern abzogen. Nur Wenige von ihnen, unter denen Aristoteles oben an steht, gingen von dem Zwecke, den zu erreichen sich Dichter vorsetzen, aus, und folgerten aus diesem Zwecke die Regeln der Form; die Meisten entwickelten blos die Form der verschiednen vorhandenen Gattungen, und meynten so die Dichtkunst zu lehren. Alle neuere Poetiken sind in diesem Geiste abgefaßt. In allen sind die Regeln für die Epopee aus dem Homer abstrahirt, die Regeln fürs Trauerspiel bald aus den Griechen, bald, wie beym Batteux, aus Corneille und Racine, bald, wie beym Home, aus Shakspeare. Hieraus ist der so oft erneuerte Streit entsprungen: Ob Regeln nützlich, und ob sie veränderlich sind? der Streit: Ob die Manier der Griechen, oder der Franzosen, oder des Shakspeare die beste fürs Trauerspiel sey? der Streit: Ob Pindar oder Horaz das bessere Muster für die Ode sey? der Streit: Ob Theaterstücke in Versen oder in Prosa geschrieben werden sollen? Und endlich: Ob neue Gattungen möglich und zuläßig sind, oder nicht? welches letztere viele Lehrer der Dichtkunst aus dem lebbigen Grunde behaupten, weil, was sie unter keine Rubrik zu bringen wissen, unmöglich etwas taugen könne.

In

In der Baukunst ist es nicht anders gegangen. Auch hier ahmte man lange, und ahmt noch oft das Vorhandene blos nach, ohne Rücksicht auf die Bestimmung des Gebäudes, und den Ort, wo es steht. Hat man nicht nach heidnischen Tempeln christliche Kirchen aufgeführt? Hat man nicht große Steinmaßen an Plätze gesetzt, wo man nur von unten hinauf an ihnen hinansehen kann, daher sie eine widrige anstatt eine schöne Wirkung thun? Ein heidnischer Tempel kann aber nicht nur eben so wenig zum Model einer christlichen Kirche dienen, wie diese zum Model eines gottesdienstlichen Gebäudes für Mahommedaner; sondern die äußere Form und die innere Einrichtung einer Kirche muß auch anders seyn, nachdem sie für Katholiken, oder Lutheraner, oder Reformirte, oder Quacker, oder Herrnhuter, für den Hof oder für Bauern bestimmt ist. Und die äußere Form wird sich hinwiederum nach dem Clima des Landes richten müssen, ingleichen ob das Gebäude auf einen freyen Platz zu stehen kommt, oder ob eine Menge herumstehende Häuser die Ansicht sperren. Das Verhältniß der Säulenordnungen bleibt dabey immer das nämliche; aber ihr Gebrauch und ihre Stellung hängt von allen diesen Rücksichten ab: und man weiß, daß sich verständige Baukünstler einen stärkern oder schwächern Vorsprung dieses und jenes Gliedes im Gebälke erlauben, als die Regel vorschreibt, nachdem das Auge solches nahe oder weit entfernt erblickt. Gerade so ist es auch mit den Regeln für die Form der verschiedenen Dich-

tungsarten; sie erhalten ihre Anwendung und Bestimmung von dem Zwecke, den der Poet jedesmal im Auge hat, und sind also in etwas veränderlich, aber deshalb nichts weniger als willkührlich, sondern werden blos durch die Umstände motivirt. „Der wahre Dichter ist sich selbst Regel,“ hat man gesagt, und dieß ist richtig, wenn man damit meynt, daß der Zweck eines Gedichts seinen Verfasser von selbst auf die Form, und die nothwendigen Eigenschaften dieser Form führt. Seine Vorgänger dienen ihm nur zum Beyspiele; sein Auge schärft sich an ihnen, wie das Auge des Architekten an den Werken der alten Baukunst: ihr Studium ist zwar nicht unentbehrlich, aber, bey jetziger Lage, doch so nützlich, als dem deutschen Architekt eine Reise nach Italien. Dieses Studium hilft die Kritik befördern, und nur in sofern sie dieses thut, insofern sie die Mittel untersucht, die große Dichter angewandt haben, einen bestimmten Zweck zu erlangen, die Schicklichkeit der Mittel mit dem Zwecke vergleicht, und im Fall letzter nicht erreicht worden ist, die Ursachen davon in jenen aufsucht, stiftet sie Nutzen, und verbreitet gelegentlich über die Theorie der Empfindungen das stärkste Licht. Sobald sie sich aber zur Gebieterin aufwirft, da sie doch blos Rathgeberin seyn sollte; sobald sie aus dem Untersuchungsgleise heraustritt und dictatorische Machtsprüche ertheilt, oder gar Behauptungen wie folgende wagt: Tom Jones ist ein vortreflicher Roman, also müssen alle Romane ihm ähnlich seyn; die Ilias ist eine vortref-

liche

liche Epopee, also muß jede Epopee ihr gleichen, oder sie ist schlecht — dann stiftet die Kritik Schaden, sofern man auf sie hört.

Man bilde sich ja nicht ein, die Kritik könne unmöglich dergleichen Behauptungen gemacht haben; die meisten kritischen Schriften sind von ihnen voll. Wie oft hat man nicht die Henriade mit der Ilias verglichen, ohne zu bedenken, daß Voltaire sich einen ganz andern Zweck vorsetzen mußte als Homer, und daß er folglich auch ganz andere Mittel dazu anwenden mußte! Unter den deutschen Schriftstellern haben, meines Wissens, nur Meinhard und Wieland dieses vortrefliche Gedicht in Schutz genommen, und so davon geurtheilt, wie die Aufgeklärtesten der französischen Nation davon urtheilen. Noch schlimmer ist es dem größten Meisterstücke des menschlichen Witzes, der Pucelle d'Orleans, unter uns ergangen. Man hat dieses Gedicht blos als eine Plaisanterie angesehen, und Anstoß an einigen freyen Ausdrücken genommen: Aber Voltaire hatte dabey einen sehr ernsthaften, einen sehr würdigen Zweck, den er auch erreicht hat, nämlich den Fanatismus und den Glauben an Wundergeschichten lächerlich zu machen. Wer die französische Nation kennt, wird gestehen, daß er sich dazu keiner besseren Mittel hätte bedienen können, als die er angewandt hat. Von dem Effekte eines Kunstwerks läßt sich freylich nicht unbedingt auf die Schönheit desselben schließen: denn Kinder vergnügen sich an Kartenmalerey; und sehen und hören wir nicht fast jede Woche auf der deutschen Schau-

bühne Stücke beklatschen, die man auspfeifen sollte? *) Wenn aber ein Kunstwerk den aufgeklärtesten Mitgliedern einer Nation gefällt, so darf man wohl annehmen, daß es schön sey. Ein solches Werk muß ein Fremder vorher sorgfältig prüfen, ehe er es zu tadeln unternimmt. Wer aber hat unter der französischen Nation die Henriade und Pucelle für schlecht erklärt? Kein einziger guter Kopf! Welches wär auch das witzige Werk, das mehr Witz enthielte, als die Pucelle?

Haben wir Deutsche uns oft und schwer an Voltaire versündigt, so haben die Franzosen sich neuerlich dagegen an unserm Lessing vergangen. **)

Herr

*) In einem bekannten Journale werden dramatische Stücke gewöhnlich nach dem Effekte abgetheilt, den sie bey der Vorstellung thun. Daher wird der Graf von Waltron ein vorzüglich gutes Stück genannt, hingegen von den Lustspielen des Herrn Wezel mit der größten Kälte, ja Verachtung gesprochen. Heißt aber das kritisiren, oder Volksmeynungen aufschreiben? Schärfen solche Urtheile die Urtheilskraft der Lesewelt? Und sollte das Letztere nicht stets die Absicht von Recensionen seyn? Dieses Journal hat in andern Fächern sehr große Verdienste, und würdige Verfasser; darum verschweig ich den Namen.

**) Lessing hat vielleicht die neuerlichen schiefen Urtheile über Voltaire durch seine Dramaturgie mit unter uns veranlaßt; aber er selbst hat Voltairen nie schief, sondern nur äußerst strenge beurtheilt,

und

Herr Rochon de Chabannes hat die Minna von Barnhelm, und Herr Imbert *) und einige Ungenannte **) haben die Emilia Galotti nach französischem Leisten geprüft, und erstaunliche Fehler in der Zusammensetzung dieser Stücke gefunden. Hätten sie Acht gehabt, was Lessing mit diesen Stücken bezielte, sie würden anders urtheilen. Lessings Absicht bey der Minna war, den Soldatenstand auf die Bühne zu bringen. Hienach beurtheile man die Composition, und man wird sie vortreflich finden. Selbst Riccaut de la Marliniere erscheint nun als keine überflüßige Person, und man sieht ein, warum er und warum Tellheim, dem er zur Folie dient, keine Landeskinder sind; worüber ich mich anderswo ***) schon erklärt habe. Hätte Lessing seinem Stücke, wie Herr Rochon der Nachahmung desselben, den Titel les amans généreux, anstatt das Soldatenglück gegeben, so mußte er freylich den Plan ganz anders anlegen; die Intrigue ward dann zur Hauptsache, die hier blos zur Stütze des Gebäudes dient.

und zuweilen mit sophistischer Kunst bestritten, wozu ein bekannter Privatgroll ihn, wahrscheinlich ohne sein Wollen, verleitete. (Siehe Tableau de la littérature allemande S. 44.)

*) Im Mercure de France.

**) Siehe der Denker in Paris, Erstes Heft.

***) In einem Schreiben an Herrn Prof. Schröckh. (Nebentheater, Band I. S. 117.)

Der Zweck der Emilia Galotti ist: die gefährlichen Folgen anschauend zu machen, die aus einer unschuldig scheinenden Liebe entstehen, wenn man sich ihr gegen die Gesetze der Ordnung überläßt. Wie vortreflich ist hiezu alles angelegt! Wie natürlich entspringt, aus der anfangs nichts zu bedeuten zu haben scheinenden Neigung des Prinzen gegen Emilien, sein und das Unglück einer ganzen würdigen Familie, wie der Fall des Marinelli! Es ist nicht zu läugnen, daß der Selbstmord Emiliens etwas Unnatürliches, und die Intrigue in der Minna, durch die Verwechselung mit dem Ringe, manches Unwahrscheinliche hat: aber bey einer guten Vorstellung merkt man diese Fehler nicht; man wird ihrer blos bey der kaltblütigen Untersuchung inne. Es sind nothwendige Fehler, die der Baumeister wohl kannte, aber die mit in seinen Plan gehörten, weil er ohne den etwas unsymmetrischen Pfeiler sein Gebäude nicht in die Höhe bringen konnte. Jedes große Gebäude hat ähnliche Fehler, die man über der Schönheit des Ganzen nicht bemerkt, oder doch vergißt. Es ist gut, sie zum Nutzen junger Artisten anzuzeigen; Wer aber nur von ihnen beym Anblick eines prächtigen Gebäudes spricht, verräth ein kaltes oder boshaftes Herz, und vergißt, daß die Schönheit eines Kunstwerks von dem Eindrucke des Ganzen abhängt. Ist dieser groß und anziehend, so verdient der Künstler unsern Dank; ja oft selbst für die dabey begangenen Fehler Bewunderung, wenn er sie zu benutzen verstand, z. B. auf einem un-

unregelmäßigen Grunde ein herrliches Gebäude aufführte.

Auch die Engländer haben sich an unserm Lessing versündigt, und noch dazu an dem Meisterwerke seines Genies, an Nathan dem Weisen. Da Mendelsohn, in seinen Morgenstunden, den Zweck dieses erhabenen Gedichtes erst kürzlich entwickelt hat; so wär es für die Leser dieses Aufsatzes gewiß überflüßig, wenn ich den Nathan gegen die Kritik des englischen Kunstrichters vertheidigen wollte. Dieser Kunstrichter kannte weder die Veranlassung, die Lessing hatte dieß Gedicht zu schreiben, noch die Bedürfnisse des deutschen Publikums, für welche es bestimmt ist; wie natürlich, daß er darüber schief urtheilte! Ueberhaupt habe ich bemerkt, daß gerade diejenigen Dichter, welche nie anders als mit Rücksicht auf die Bedürfnisse ihrer Nation schreiben und daher auf sie am meisten wirken, von andern Nationen selten richtig beurtheilt werden. Die Ursache ist leicht begreiflich. Um um Horaz Gefallen zu finden, muß man mit der Geschichte und Staatsverfaßung Roms genau bekannt seyn. Derselbe Fall tritt bey Ramler, und Voltaire, und Lessing ein. Wenn ich aber von der Wirkung eines Dichters auf seine Nation rede, so meyne ich damit eine dauernde, eine solche, die den Geist der Nation erhöht, nicht den überhin gehenden Enthusiasmus roher Jünglinge für ein Buch, das in ihren Ton gestimmt ist, und das allen Männern, die über dreißig hinaus sind, anekelt.

Mich dünkt, diese Bemerkungen zeigen, daß, so viele Poetiken wir auch haben, doch eine neue, worin die verschiednen Dichtungsarten nicht nach ihrer Form, sondern nach ihrem Zwecke untersucht und geordnet würden, keine überflüßige Arbeit wären. Eine solche Poetik würde dem einseitigen Geschmacke der Kunstliebhaber einen Damm setzen, und jungen Dichtern zeigen, daß Worte nach bestimmten Sylbenmaaßen zusammen reihen, kein Gedicht verfertigen heiße, sondern daß man Empfindung besitzen müsse, um Empfindungen einzuflößen; jenes also blos eine mechanische Uebungsarbeit genannt werden könne. Es ist weit über meine Kräfte, ein solches Werk zu unternehmen; auch glaube ich, daß mehrere Männer, die selbst Dichter in einem hohen Grade wären, sich dazu vereinigen müßten, denn der Landschaftsmaler kann nur im Landschaftmalen, der Geschichtmaler in der historischen, und der Bildnißmaler in der Portrait-Malerey nützlichen Unterricht ertheilen. Daß Leute, die keine Dichter sind, die Dichtkunst lehren, ist vollends eben so lächerlich, als wenn Jemand Unterricht im Zeichnen geben wollte, ohne zeichnen zu können. Was ich daher wage, ist blos den Gesichtspunkt anzugeben, von dem man, wie ich glaube, ausgehen müßte. Wodurch sind Gedichte, und die verschiednen Gattungen derselben entstanden? würde wahrscheinlich die erste Frage seyn, weil die Geschichte der Entstehung einer Sache ihren Zweck sichtbar macht. — Ein junger Mann von Empfindung ist verliebt; er reiht seine

Em-

Empfindungen an einander zu der Absicht, ähnliche
Empfindungen bey seiner Geliebten zu erwecken.
Ein Volk ist mit einem andern Volke in Streit;
der Krieger fodert die feindliche Nation in einem
Schlachtgesange heraus. Nützliche oder außeror-
dentliche Thaten wecken die Empfindung eines ge-
fühlvollen Mannes; er singt das Lob desjenigen,
der sie thut. Die Natur regt sein Herz auf; er
singt das Lob des Schöpfers. Sein Herz fließt
voll Freude oder Traurigkeit über, und er sucht die
nämliche Empfindung in andrer Brust zu wecken.
Ein bewundrungswürdiges Werk erregt sein Er-
staunen, ein barokkes oder eine thörigte Handlung
sein Gelächter; er concentrirt sein Gefühl, um ein
ähnliches bey Andern darüber zu erregen. Alle die-
se Gedichte enthalten eigne Seelengefühle des Dich-
ters. Man hat ihnen die unterscheidenden Namen,
Ode, Hymne, Lied und Elegie, Aufschrift und
Epigramm gegeben. Sie machen die erste, die
frühere Klasse von Gedichten aus, daß ich so sage;
denn nicht nur haben alle Nationen mit ihnen an-
gefangen, sondern auch noch jetzt wird gewöhnlich
ein Dichter eher Oden, Lieder und Epigrammen
machen, wenn er sie schon nicht drucken läßt, be-
vor er ein historisches oder dramatisches Gedicht
schreibt. Auch sind jene Gattungen die leichtern.
Ihr Stoff ist ganz allein das Herz des Dichters,
und ihr Umfang klein. Wahre Empfindung kann,
selbst ohne Kunst, vortrefliche Stücke darinnen her-
vorbringen; bloße Kunst nichts als frostige Spiele-
reyen. Diese ist blos nöthig, um den Ausdruck

zu

zu berichtigen, und den Gedanken die schicklichste und schönste Form zu geben: sie wird sich also am meisten in der Wahl der Sylbenmaaße und ihrer kunstmäßigen Bearbeitung zeigen. Man lese die Strophen, die Herr von Trenk, in seiner Lebensbeschreibung, aus einem Gedichte anführt, das er in der Magdeburgischen Gefangenschaft verfertigte, als das Viertelstündige Anrufen der Soldaten, selbst während der Nacht, ihn zu schlafen verhinderte, und man wird sich überzeugen, wie wahr es sey: daß Empfindung den Dichter mache. Nur wenige Zeilen in diesen Strophen hätten einer kleinen Nachhülfe von Seiten der Kunst bedurft.

Aber paßt die angegebene Erklärung von der Absicht eines Gedichts, auch auf das historische, auf das dramatische, und auf das Lehrgedicht? Ganz gewiß! Der Zweck des Dichters muß immer seyn, Empfindungen zu erregen; sobald er diesen Zweck aus den Augen verliert, wird er frostig und kalt. Man lasse sich nicht durch die Beywörter erzählendes, beschreibendes, darstellendes Gedicht irre machen. Der Dichter hat bey seinen Erzählungen, Beschreibungen, und Darstellungen einen ganz verschiednen Zweck von dem Prosaisten. Dieser will uns blos mit dem, was er erzählt, beschreibt, oder darstellt, bekannt machen; jener will dadurch bey uns diejenige Empfindung erregen, die bey ihm durch das, was er erzählt, beschreibt oder darstellt, entstanden ist. Hiezu ordnet er alle Umstände. Hierin liegt der Unterschied zwischen poetischer und Geschichts-Erzählung; nicht darin, wie

sogar

sogar wohl Lehrer der Dichtkunst wähnen, daß jene erfunden, diese wahr sey. Wie viele Geschichts-Erzählungen sind erfunden! Dagegen sich fast alle poetische Erzählungen auf Wahrheit gründen.

Zum historischen Gedicht rechne ich: die Fabel, die ernsthafte und komische Epopee, die Heroide, den Bardiet, (sofern er nicht Schlachtgesang oder Lied ist,) den Roman, die poetische Erzählung, das Hirtengedicht, die Ballade oder Romanze. Alle diese verschiednen Gattungen haben Begebenheiten zum Stoff, die bey dem Dichter, zu Folge ihrer Beschaffenheit und seiner Gemüthsstimmung, eine bestimmte Reihe von Empfindungen erregten, und die er nun auch in Andern erregen will. Da der Zweck derselbe ist, so werden es auch die Mittel seyn, durch welche er erreicht wird. Wirklich sind auch die Grundregeln für alle diese Gattungen dieselben; so wie die Fundamental-Gesetze der Baukunst bey einem Palaste und einer Bürger-Wohnung, bey einer Kirche und einem Theater die nämlichen bleiben. Was insbesondere den Roman betrift, so ist seine wesentliche Beschaffenheit, in Anlage und Ausführung, mit der Epopee ganz einerley, wenn er das ist, was er seyn soll, eine bürgerliche Epopee. Nur weil er eine bürgerliche und keine heroische Epopee ist, schreibt man ihn gewöhnlich in Prosa. Und warum das? Weil der Ton derjenigen Empfindungen, die in der Seele des Dichters liegen, und die er bey Andern erregen will, gemäßigt ist, und der höhere Rhythmus diesen Ton aufhübe. Denn die Dichtersprache

che ist nie ohne Rhythmus; er ist nur zuweilen unbestimmt. Daher nennt man diese Sprache die edlere, und wenn sie sich den bestimmten Sylbenmaaßen noch mehr nähert, die poetische Prosa. Hieraus erhellt denn auch, warum es nicht gut ist, heroische Epopeen in Prosa zu schreiben; weil diese nämlich den Ton des Dichters zu sehr herabstimmt, einem königlichen Palaste das Ansehn einer Bürgerwohnung giebt. Wohl aber läßt sich eine bürgerliche Epopee in Versen denken; der Dichter müßte nur bedacht seyn, kein Sylbenmaaß zu wählen, das die Richtung seines Flugs über die Gebühr hinaus trieb, und überhaupt über seinen Flug Herr seyn. Die Briefe der Heloise an Abelard von Pope könnten zum Muster dienen.

Eine weit wesentlichere Abweichung des Romans von der Epopee ist: daß er sich oft zur Biographie hinneigt; jemehr er dieß thut, destomehr hört er allerdings auf, ein Gedicht zu seyn. Eben so wird der Verfasser eines Romans, in allen den Stellen, wo er philosophirt, auf den Namen eines Dichters keinen Anspruch machen können. Solche Stellen sind aber auch immer ein hors d'Oeuvre, wie die Franzosen sagen, und geben allezeit der Handlung einen schläfrigen Gang. Fielding, der dieß fühlte, verbannte sie daher aus dem Strome der Erzählung, und warf, was ihm von moralischen und ästhetischen Bemerkungen im Schreiben aufstieß, in abgesonderte Kapitel, die er den verschiedenen Büchern vorsetzte. So viel Schönes diese Kapitel enthalten, so werden sie doch von den meisten

sten Lesern überschlagen. In der That lesen sie sich auch besser besonders, als mitten inne. — Diese Abweichung also kann nicht hindern, den Roman zum historischen Gedicht zu rechnen: die Kraft ist dieselbe, nur ihre Aeußerungen sind anders. Wer wollte den Verfassern der Clarisse, Camille, und Wilhelmine Arend in der ernsthaften, des Tom Jones, Gilblas, Herrmann und Ulricke in der komischen Gattung, und dem Erfinder eines Grandison, oder Agathon, nicht auch eben so viel dichterisches Genie zuerkennen, als den Sängern der Ilias, Odyßee und Aeneide, des Roland, des befreyten Jerusalem, und der Henriade, des verlornen Paradieses und des Messias? Der Wust elender Romane kann auf die Gattung selbst so wenig ein verächtliches Licht werfen, als die unzählbaren elenden Oden und Lieder einen Horaz und Ramler, einen Anakreon und Gleim herabwürdigen.

Die poetische Erzählung ist eine Epopee oder ein Roman im Kleinen. In Versen oder in Prosa macht auch hier keinen wesentlichen Unterschied, und Thümmels Wilhelmine erhält dicht neben Pope's Lockenraub ihre Stelle; Geßner die seinige, neben Theokrit und Virgil.

Aber, wird man vielleicht fragen, gehört das Hirtengedicht denn zur historischen Gattung? Allerdings! Gründet es sich nicht auf Begebenheiten? Ein anderes ist es freylich mit der Ekloge, sofern man darunter ein Gedicht versteht, worin der Verfasser seine Empfindungen über das Landleben

beschreibt.

beschreibt. Geßners sämtliche Schriften unter Eine Rubrik bringen, heißt die Dichtungsarten nach den Ständen ordnen. Lied bleibt Lied, es sey im Namen, oder wirklich, von einem Könige oder Bettler gesungen; so bleibt historisches Gedicht historisches Gedicht, die zum Grunde liegende Begebenheit habe sich unter Kriegern oder Bürgern, Schäfern, Fischern oder Bauern zugetragen. Warum hat man soviel über die Theorie der Idylle gestritten? Weil man darunter Lied, Ekloge, Gespräch begriff, und diese verschiednen Gattungen sich nicht ohne Zwang unter Eine Erklärung bringen lassen. Ihr Zweck und ihre innere Beschaffenheit ist, wie ihre Form, himmelweit verschieden. Nur im Tone haben alle Gedichte, worinnen von Landleuten, ländlichen Begebenheiten und ländlichen Empfindungen die Rede ist, einige Aehnlichkeit, und dieß mag die Aesthetiker verführt haben. Aber Ton ist nicht Beschaffenheit, Wesen, Zweck! Und wie sonderbar, die Dichtungsarten zum Theil nach ihrer Form, zum Theil nach ihrem Tone zu ordnen!

Die Ballade und Romanze ist eine Epopee oder ein Roman in der Form eines Liedes. Diese Form ist vortreflich Gelächter zu erregen; aber Rührung kann sie nur bey Kindern und solchen Erwachsenen wirken, die im Geschmacke noch Kinder sind. Diese freylich ziehen eine schauderhafte Ballade der Ilias und Camille vor. — Für Kinder und fürs Volk zu dichten ist sehr verdienstlich, wenn der Dichter bedacht ist, den Geist der Kinder und des gemeinen Mannes durch seine Schriften

zu erhöhen; aber dem Geschmacke des Pöbels schmeicheln, entehrt einen Schriftsteller. Diesen Maasstab schlage man bey unsern sogenannten Volksdichtern, und den unzähligen Lesebüchern für Kinder an, um ihr Verdienst zu bestimmen.

Die Absicht, Empfindungen zu erregen, wird auch von dem beschreibenden und dem Lehrgedichte gelten. Pope wollte durch seinen Versuch über den Menschen uns nicht mit dem philosophischen System über den Menschen bekannt machen; er will diejenigen Empfindungen bey Andern erregen, die bey ihm durch dieses System entstanden. Wir müssen daher mit jenem System schon bekannt seyn, um dem Dichter folgen zu können. So wollen Virgil, Thomson, Geßner, Kleist, St. Lambert, de Lille uns mit dem Landleben, dem Ackerbaue, der Lebensweise der Fische, Vögel und vierfüßigen Thiere, mit Blumen und Kräutern, der Gartenkunst u. s. w. nicht erst bekann machen; sie wollen diejenigen Empfindungen bey uns erregen, die durch Beobachtung jener Dinge bey ihnen entstunden, und wir müssen ähnliche Beobachtungen bereits angestellt haben, um mit ihnen zu sympathisiren. Der Dichter, sagt man dieserwegen, setzt bey dem Leser ein empfängliches Herz voraus. — Aus diesem Gesichtspunkte nun betrachtet, kann über den Rang des didactischen Gedichts wohl weiter keine Frage seyn. Es steht mit der Epopee ganz auf gleicher Staffel, und Pope verdient wegen seines Versuchs über den Menschen soviel Bewunderung, als Homer we-

wegen seiner Ilias; Virgils Genie zeigt sich in dem Gedichte über den Ackerbau so erhaben, als in der Aeneide: ja, es ist wohl kein Zweifel, daß er auf das erstere selbst einen grössern Werth gelegt hat, als auf das letztere.

Wir kommen nun zur letzten und schwersten Gattung, zur dramatischen. Wird die gegebne Erklärung auch hier passend seyn? Ich denke: Woher anders entspringt die Kluft zwischen dem philosophischen und dem poetischen Dialog, als weil jener uns den Gang der Ideen, dieser den Gang der Empfindungen bey so und so bestimmten Charakteren darlegt? Der Philosoph bedient sich nur der dramatischen Form, um uns nicht blos eine Reihe von Ideen mitzutheilen, sondern zugleich ihren Ursprung und ihre allmählige Entwickelung in einem bestimmten Charakter zu zeigen. Der Redner kommt dem Dichter noch näher, er will auch Empfindungen einflößen, dieserhalb nimmt er auch poetische Ausdrücke und Wendungen zu Hülfe; aber er will Empfindungen einflößen, um eine Handlung zu bewirken; aus diesem Grunde muß er mit dem poetischen Schmucke haushälterisch umgehen, und darf sich nur der edlern Prosa bedienen, der poetischen allenfalls dann und wann nähern. Der höhere Rhythmus würde ihn zum Ausströmen seiner Empfindungen führen, da er uns doch nicht seine Empfindungen blos mittheilen, sondern unsere Empfindungen aufregen will, um veränderte Gesinnungen und eine daraus entspringende Handlung zu bewürken. Der Dichter hingegen kann

auch

auch beym Dialog sich des höhern Rhythmus bedienen, denn seine Absicht ist: den Gang der Empfindungen in diesem oder jenem Charakter zu zeigen; nur wenn er seine Empfindungen über den darzustellenden Charakter, anstatt die Empfindungen des Charakters uns mittheilt, wird er fehlerhaft und verfällt in Declamation. Die wesentlichste Foderung an den dramatischen Dichter ist also: daß er uns nie seine eignen, sondern die Empfindungen derjenigen darlegt, die er sich zu schildern vorgenommen hat. Diese Foderung gilt, er schreibe für die theatralische Vorstellung oder nicht für die theatralische Vorstellung; er schreibe Dialogen, Trauerspiele, Lustspiele, Opern oder Kantaten. Ob er sich des höhern Rhythmus, oder einer künstlichen Prosa bedienen will, hängt ab, theils von seiner Willkühr, noch mehr aber von dem Tone der Empfindungen derjenigen Personen, die er sich darzustellen vornimmt. Hieraus ergiebt sich schon a priori, daß dem theatralischen Dichter vergönnt ist, in Versen zu schreiben, welches man seit einiger Zeit in Deutschland öfters aus dem Grunde bestritten hat: das Sylbenmaas hindere die Täuschung. Aber der dramatische Dichter hat ja nicht die Absicht, uns weiß zu machen, daß sich die Leute auf dem Theater würklich erstechen oder mit einander zu Bette gehen; er will uns mit unserm eignen Herzen bekannt machen, um unsere Empfindungen zu veredeln und unsern Geist dadurch zu erhöhen. Dieß giebt ihm eben seinen hohen Werth. Darum sind alle Nationen ohne Geist,

die keine großen Dichter hatten. *) Man sehe nun auch an unsern mehresten und leider! gangbarsten Theaterstücken seit 1773, was daraus entsteht, wenn man vergißt, daß ein Schauspiel ein Gedicht und ein Kunstwerk ist. Dann glaubt man die Natur recht getreu zu kopiren, wenn man seine Personen ganz so fehlerhaft sprechen läßt, wie die Menschen im gemeinen Leben reden; hält Gesellschaftsspäßchen für Witz, der doch ein Wetterstrahl des Verstandes seyn muß; meynt es sey charakteristisch, wenn Prinzessinnen des funfzehnten Jahrhunderts, römische Krieger und griechische Ammen die deutsche Sprache radebrechen, u. s. w. Die gefährlichste Klippe aber ist der Ausdruck der Leidenschaften, der bey dem prosaischen Dichter so leicht schwülstig wird; eine Klippe, die Lessing nur dadurch vermied, daß er seine Personen zu Räsonneurs machte, und sie über ihre Empfindungen philosophiren läßt, welches in der Emilia Galotti selbst ein Bedienter und ein Bandit thun, (aber freylich vortreflich, das heißt, ihrem Stande gemäß.) Dagegen lehrt die Erfahrung, daß das Sylbenmaas dem großen dramatischen Dichter kein Hinderniß

*) Gustav III. hat deshalb eine besondere Akademie von achtzehn Personen, zur Ausbreitung und Sicherstellung des Witzes und Geschmacks in seinem Reiche errichtet; denn der höhere oder mindere Grad dieser beiden Eigenschaften bestimmt den Rang eines Volks unter den übrigen Nationen.

betrifft zur Vollkommenheit ist. Welcher neuere Dichter wollte wohl behaupten, daß er eine schönere Scene hervorzubringen im Stande sey, als die der Hekuba beym Euripides ist? Wer giebt den versificirten Stellen im Shakspeare nicht den Vorzug vor den prosaischen? Wer findet die Sprache in der Phedra und Athalie nicht edler als in der Eugenie und im Jenneval? Ist die Sprache im Nathan minder wahr, minder charakteristisch als in Miß Sara Sampson? Und wer kann zweifeln, daß Herr Weiße auf die Sprache im Krispus und in der Befreyung von Theben selbst mehr Werth legt, als auf die Sprache in Romeo und Julie und im Jean Calas? So musterhaft auch die Sprache in Romeo und Julie für den prosaischen Ausdruck der Empfindungen ist.

Aus der Bestimmung eines dramatischen Gedichts zur theatralischen Vorstellung ergiebt sich die Nothwendigkeit der Einheit der Handlung, und die Nützlichkeit der Einheit der Zeit und des Orts. In wiefern man davon ein wenig abweichen kann, hängt von den Vortheilen ab, die man dadurch erhält, und von dem Stoffe, den man bearbeitet. Ist dieser mehr für die Sinne als fürs Herz, so wird man, zum Beyspiel, die Scene so oft verändern können, als man will, ja man wird dieß thun müssen, um die Sinne zu beschäftigen. Daher sind mannichfaltige Decorationen, Gewühl und Lärm wesentliche Erfodernisse bey der Oper.

Den Zweck der verschiednen dramatischen Dichtungsarten aufzusuchen, und aus ihm die wesentli-

chen Regeln für ihre Form zu bestimmen, würde mich zu weit führen. Zum Theil habe ich dieß auch schon in einem besondern Aufsatze gethan. *) Hier will ich also nur noch angeben, warum ich die dramatische Gattung die letzte und schwerste genannt habe. Das erste folgt aus dem zweiten. Sie ist die schwerste, weil sie bey gleichem Fond eigner Empfindungen, wie jede andere Dichtungsart, eine ausgebreitete Bekanntschaft mit der Welt, der Geschichte, und eine philosophische Kenntniß des menschlichen Herzens erfodert. Dieserhalb ist sie zuletzt entstanden, und kommt noch bey jeder Nation am spätesten zur Vollkommenheit. Sie bestimmt ganz genau den höhern oder mindern Grad der Cultur eines Volks. Ist der Ton in Schauspielen roh und ungeschliffen, machen Possen und Blutvergießen die theatralische Belustigung aus; so wird die Nation im Ganzen gewiß noch etwas roh und ungeschliffen seyn. Ist der herrschende Ton in Schauspielen hingegen sinnreich und geistvoll; so ist dieß ein sicheres Kennzeichen, daß die Nation viel Geist hat. Ist er stark und erhaben; so wird man viel public spirit in der Nation antreffen, denkende Köpfe werden sich häufig selbst unter dem gemeinen Mann und dem weiblichen Geschlechte finden. Ist der Ton matt und weichlich; so wird die Nation sinnlich und erschlafft seyn. Nichts zeigt unwidersprechlicher von dem gesunkenen moralischen Zustande der Italiener, als daß man die Trauerspiele, die zu Rom unter der Republik auf-

*) S. Nebentheater, 5ter Band.

geführt wurden, für die Römer unter den Päbsten in Singspiele hat umschaffen müssen; daß man einen Coriolan, Regulus, Scipio und Cäsar entmannt hat, damit diese Helden von Castraten vorgestellt werden können.

Was wird nun den Mann von Geschmack, was den Künstler machen? Eignes, ausgebildetes Gefühl, mit mannichfaltigen Kenntnissen verbunden. Nur ist beym Künstler beides auf bestimmte Gegenstände angewandt, und das Gefühl erhält durch die praktische Uebung eine grössere Sicherheit. Wodurch aber wird das Gefühl ausgebildet? Durch die Beobachtung des Schönen in der Natur und durch vortrefliche Muster: so wie die sittliche Bildung durch guten Umgang kräftiger bewürkt wird, als durch die Lesung irgend eines Moral-Systems, dessen Zweck eigentlich auch nur ist, die schon in der Seele vorhandenen Begriffe von der Sittlichkeit der Handlungen mehr aufzuklären und zu ordnen. Dieß ist denn auch der Zweck und Nutzen der Theorie der schönen Künste: sie kann keinen Künstler hervorbringen, denn sie kann weder Jemanden Gefühl geben, dem es nicht angeboren ist, noch es ausbilden; aber sie ist deshalb nicht unnütz, wie seit einiger Zeit unter uns hat behauptet werden wollen. Läßt sich wohl eine Kunst ohne Kunstregeln denken? Der Erfinder der Kunst ist natürlich auch der Erfinder der Kunstregeln, und er wird gewiß viele vergebne Versuche gemacht haben, ehe er es darinne nur zu einiger Vollkommenheit brachte. Die Theorie also bewahrt vor Fehlern.

Das größte Kunstgenie wird, ohne Theorie im Kopfe, nichts als barokke fehlervolle Werke hervorbringen. Die ersten Grundsätze derselben müssen mit der Kunst zugleich erlernt werden; der Geist derselben, daß ich mich so ausdrücke, aber erst, nachdem der junge Artist es schon zu einiger Vollkommenheit gebracht hat. Die Theorie früher als die praktische Ausübung erlernen, wie häufig bey uns geschieht, heißt die Pferde hinter den Wagen spannen: die armen Thiere können nichts ziehen, so gern sie auch wollten, da sie nichts zu ziehen haben. Dem bloßen Kunstliebhaber ist die Theorie nicht so unumgänglich nöthig, als dem Künstler. Sein Gefühl, sofern ihm die Natur welches schenkte, kann durch das Anschauen mannichfaltiger vortreflicher Muster schon allein die erfoderliche Ausbildung erhalten: indeß wird er doch, ohne Kenntniß der Kunstregeln, nicht anzugeben wissen, warum etwas schön ist, und er wird das Vergnügen entbehren, über Kunstwerke Betrachtungen anzustellen; eines der edelsten Vergnügen der Seele. Kunstkenner, die nichts als Theorie im Kopfe haben, sind das was man schaale Räsonneurs nennt: sie verekeln dem Künstler die Arbeit, und verhindern die Ausbreitung des Geschmacks. Da ihr Name in Deutschland Legion ist, so sollte man den Gott der Musen in der poetischen Litaney mit um ihre Vertilgung anflehen.

D.

II. La

II.

*La Vie de Voltaire par M***.*

> L'exemple d'un grand homme est un flambeau sacré
> Que le ciel bienfaisant en cette nuit profonde,
> Allume quelquefois pour le bonheur du monde.
> *Les Druides*, Trag.

à Geneve. MDCCLXXXVI. 396. *P. gr. 8.*

Noch hat kein Schriftsteller irgend einer Nation, schon bey seinem Leben, eines größern, ausgebreiteteren Ruhmes genoßen, keiner durch seine Arbeiten sich mehr Reichthümer, mehr Ansehn und Freundschaft bey den größten Monarchen und Fürsten seiner Zeit, aber auch keiner mehr Verfolger und Feinde erworben, als Voltaire. Seine Schüler und Verehrer schenkten ihm fast göttliche Anbetung, indeß seine Feinde und Neider ihn nicht nur zu einem schlechten Schriftsteller, sondern auch zu einem schlechten und nichtswürdigen Menschen herabzuwürdigen suchten. Gewiß aber liegt hier, wie immer, die Wahrheit in der Mitte. Es ist gewiß, daß auf seinem moralischen Charakter mancher Flecken haftet, aber eben so gewiß ist es, daß er nicht weniger schöne und große Seiten hat. Eben das gilt von seinem schriftstellerischen Charakter. Dieser fruchtbare Schriftsteller hat nicht lauter Mei-

 ster-

[illegible] geliefert, wir kennen viel Mittelmäßiges und sogar manches Schlechte, das aus seiner nie versiegenden Ader geflossen ist. Aber welcher Billigdenkende wird das nicht gern einem Schriftsteller verzeihen, der mehr als sechzig Bände, und darunter gewiß mehr, als zehn Bände Meisterstücke, und wenigstens eben so viel voll vortreflicher Aufsätze geliefert hat? Man nenne uns einen andern Schriftsteller, von welcher Nation man will, von dem man mit Recht ein Gleiches rühmen könnte! Das ganze aufgeklärte Europa hat nur Eine Stimme über seine großen Verdienste, und niemand hat ihn der Unsterblichkeit unwerth geachtet, als in Frankreich der verächtliche Haufe seiner persönlichen Feinde, und in Deutschland eine Menge handfester Autoren und Professoren, die es nicht verdauen konnten, daß seine, wie sie sagen, leicht und seicht geschriebenen Schriftchen, von einem Ende unsers Welttheils zum andern, gelesen und bewundert wurden, indeß niemand ihre vollwichtigen, gründlichen und gravitätischen Quartanten kennen, geschweige lesen wollte. Unsere Chronikenschreiber strichen in seinen historischen Schriften eine Menge falscher Jahrzahlen und unrichtiger Facta an, und glaubten nun steif und fest, größere Geschichtschreiber zu seyn, als er. Unsere Philosophen deckten ihm eine Menge Trugschlüsse und falscher oder halbwahren Behauptungen auf, und wollten oder konnten nicht sehen, daß philosophische Werke, die nicht blos für Katheder und Studierstuben bestimmt sind, sich nothwendig etwas von der ängstlichen und weit-

schwei-

schweifigen Genauigkeit entfernen, daß die abstrakten Begriffe versinnlicht und dadurch freylich viel von ihrem schulgerechten Ansehen verlieren müssen, wenn sie in der großen Welt Eingang finden, und schnellen und ausgebreiteten Nutzen stiften sollen. Die deutschen Dichter von einer gewissen Secte verachten den nüchternen Franzosen, der seinen Lesern immer nur gefallen, sie immer mehr unterrichten, als in Erstaunen setzen will; der wenig Verse geschrieben hat, die man mehr als Einmal lesen müßte, um sie vollkommen zu verstehen; der nicht einen einzigen Vers geschrieben hat, vor welchem der gedemüthigte Leser den Finger auf den Mund legen und die Schwäche seiner Fassungskraft bekennen müßte. Aber mit ihrer Erlaubniß, meine Herren! Voltaire scheint uns hierin recht wohl gethan zu haben. Er schrieb vornämlich für seine Landsleute, und diese haben die böse Gewohnheit, daß sie alles verspotten, sich über alles lustig machen, was sie nicht verstehen können. Ganz gewiß würde der schlaue Mann die Sache ganz anders angegriffen haben, wenn er für Deutsche geschrieben hätte. Diese bewundern, was sie nicht verstehen.

Man hat schon mehrere Lebensbeschreibungen von Voltairen, von denen einige noch bey seinem Leben erschienen, da sie aber entweder von seinen erbitterten Feinden, oder von eigennützigen Lobrednern herrührten, oder aus blossen Compilationen, ohne Kritik, Auswahl und Geschmack zusammengerafft, bestunden; so machten sie eine neue, vollständige Lebensbeschreibung dieses großen Mannes

nicht überflüssig. Zum Glück ist sie in sehr gute Hände gerathen. Freylich kann man den unge- nannten Verfasser nicht von aller Partheylichkeit für seinen Helden frey sprechen, doch dieß ist bey allen menschlichen Dingen, wissentlich oder unwis- sentlich, mehr oder weniger der Fall, und man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß, wenn man auch seine Urtheile bisweilen etwas ein- seitig und übertrieben findet, die Facta selbst doch größtentheils unverfälscht geblieben sind. Wir hoffen unsern Lesern keinen unangenehmen Dienst zu erzeigen, wenn wir ihnen das Wesentliche die- ses merkwürdigen Buches, das mit so vieler Frey- müthigkeit geschrieben, und deshalb in Frankreich auf das schärfste verboten ist, in einem Auszuge mittheilen.

Das Ganze ist in sechs und zwanzig Kapitel abgetheilt, denen am Schlusse einige sehr gute, er- läuternde Anmerkungen angehängt sind. In dem I. Kap. das zur Einleitung dient, sucht der Verf. zu beweisen, daß der Zeitpunkt, in welchem Vol- taire geboren wurde, und lebte, der glücklichste ge- wesen wäre, den er hätte finden können, seine Ta- lente zu entwickeln, und den großen Nutzen zu stif- ten, den er wirklich stiftete. Die Vormundschaft des Herzogs von Orleans war dieser dem Voltaire so günstige Zeitpunkt. Man fing an das Lächerli- che der Religionsstreitigkeiten einzusehen, und seine Gedanken frey darüber zu eröffnen. Die Regierung Ludewigs XV. schien anfangs der Philosophie we- nig günstig werden zu wollen; man verfolgte, ver- jagte,

jagte, machte tausend Unglückliche, und hatte doch noch niemand von der Sucht, sich gegenseitig über Meynungen zu quälen, die man heut zu Tage verachtet. Indeß gewannen doch die Wahrheiten, die Voltaire wagte, in kurzer Zeit auf eine unglaubliche Weise Eingang. Alle junge Leute, die seine Schriften lasen, rechneten sichs zur Ehre, so zu denken, wie er. Der König, der ungeachtet seiner schlechten Erziehung, die heilsamen Folgen der sich immer mehr verbreitenden Philosophie einsah, ließ sich zu keinen neuen Verfolgungen mehr bewegen, und jemehr Voltaire den Aberglauben verhaßt und lächerlich machte, desto mehr glaubte der Monarch sein Leben in Sicherheit, vorzüglich nach dem Anfalle des fanatischen Damiens.

II. Kap. Vom Jahre 1694 bis 1710. Der Vater des Voltaire hieß Arouet und seine Mutter Marguerite d'Aumart. Es ist sehr wahrscheinlich, daß seine Familie ursprünglich aus Poitou gebürtig ist. Gegen das Ende des funfzehnten Jahrhunderts machte sich René Arouet, einer seiner Vorfahren durch seinen Witz und artige Gedichte bekannt. Voltairens Vater war ein sehr angesehener Notarius, und keinesweges von so schlechter Herkunft, wie einige Feinde des Dichters aussprengten. Voltaire kam im Februar 1694 kaum mit einigen Zeichen des Lebens auf die Welt. M. de Rochebrune und der Abbé de Chateauneuf, ein Mann von Kenntnissen und sehr heiterm Temperament, nahmen großen Antheil an diesem Kinde. Der letztere war sein Pathe, und ließ ihn,

sobald

sobald er nur stammeln konnte, die ersten Fabeln des La Fontaine hersagen. Kein Gedicht aber behielt der junge Voltaire geschwinder im Gedächtnisse; als den Numa ou la Moïsade, ein Gedicht, das die ersten Angriffe enthält, die die Philosophie in Frankreich auf die Religion wagte, und das man mit vieler Wahrscheinlichkeit dem berühmten Odendichter Rousseau zuschreibt. Es ist sehr wahrscheinlich, daß dieses kleine Gedicht, voll Kühnheit und Philosophie, den ersten Saamen des Unglaubens in die Seele Voltaire's streute, der sich frühzeitig in ihm entwickelte und ihn lebenslang in der Ueberzeugung erhielt, daß die Dogmen und religiösen Feyerlichkeiten und Gebräuche in allen Ländern der Marktschreyerey irgend eines Numa ihren Ursprung zu danken hätten. Voltaire hatte noch einen ältern Bruder, dessen Charakter aber dem seinigen ganz entgegen gesetzt war: indeß machte er doch auch Verse. Epigrammen waren eins der Spielwerke der Kindheit dieser beiden Brüder; Die des jüngern funkelten von Witz. Der Vater, dem es nicht an Verstand fehlte, wurde bald über diesen Geschmack und dieses Talent unruhig: aber zu spät. Die Natur hatte schon ihre Falte gewonnen, und diese erste Gewohnheit reizte Voltairen sein ganzes übriges Leben, Verse zu machen und frey zu denken. Im zehnten Jahre that man ihn ins Collegium Ludewigs des Großen, wo die Jesuiten lehrten. Dieß war die Zeit ihres Ruhms und jenes unermeßlichen Ansehens, das, durch den Misbrauch, den sie davon machten, ihr Andenken

bey

lich der ganzen Welt gebrandmarkt hat. Das Stu-
dieren, das in seinem väterlichen Hause bey ihm
nur eine Sache der Neugier gewesen war, artete
hier bald in Leidenschaft aus. Während daß
seine Mitschüler kindische Spiele trieben, stillte er
seinen Wissensdurst durch die Unterhaltung mit den
Vätern Tournemine und Porée. Wenn man
ihm hierüber Vorwürfe machte, pflegte er zu sagen:
que chacun sautoit & s'amusoit à sa maniere.
Er stund sich mit allen seinen Lehrern gut, ausge-
nommen mit dem P. Le Jay, einem sehr mittel-
mäßigen Kopfe. Voltaire, dessen Geduld durch an-
haltende Kränkungen ermüdet war, gab ihm einst
eine beissende Antwort. Der Pater sprang von sei-
nem Catheder, faßte ihn beym Kragen, schüttelte
ihn heftig, und rief zu wiederholten malen aus:
Malheureux, tu seras un jour l'étendard du
déisme en France. Diese Aeußerung war äus-
serst unbesonnen gegen einen jungen Menschen, des-
sen Eigenliebe sie schmeichelte, und der es sich oh-
nehin zur Ehre rechnete, von dem gemeinen Glauben
abzuweichen. Er erwarb sich die Freundschaft aller
seiner Mitschüler, alle blieben ihm treu bis an ihr
Ende, und wurden alle in einem Alter Deisten, in
dem man gewöhnlich nicht einmal weiß, was Deis-
mus ist. Eine seiner Lieblingsbeschäftigungen war
das Studium der Geschichte der größten lebenden
Männer, und der Verfassung der gegenwärtigen
Regierung. Il aime à peser, sagte der P. Po-
rée, dans ses petites balances les grands in-
térêts de l'Europe. Er war noch im Collegio

und

und man sprach schon in der Welt von ihm. Die berühmte Ninon war eine Freundin der Mutter Voltaire's. Sie verlangte das Kind zu sehen, von dem man ihr Wunderdinge erzählte. Sie entdeckte in ihm den Ansatz zu einem großen Manne und bedachte ihn in ihrem Testamente mit einem Legat. Auch Rousseau suchte seine Bekanntschaft und distinguirte ihn sehr.

III. Kap. 1710 bis 1714. Sein Unterricht im Collegio war geendigt, und sein Vater drang in ihn, sich zu einem Amte zu bestimmen. Ich mag kein anderes, war seine Antwort, als das eines Gelehrten. Rousseau ward der berüchtigten Couplets wegen aus Frankreich verbannt, und Voltaire that für ihn, und unterstützte ihn, so viel in seinem Vermögen stund. Bald wurde er der bel esprit à la mode: die besten Gesellschaften stritten sich um ihn. Er ward dem Prinzen von Conti und dem Herzoge von Vendome vorgestellt, wo er den La Fare, Courtain, Chaulieu fand. Sie bildeten einen Zirkel epikurischer Philosophen, und machten sämtlich Verse. Voltaire setzte sich deshalb eines Tages bey dem Prinzen von Conti mit diesen Worten zur Tafel: Nous sommes ici tous princes ou tous poetes. Dieser Einfall erwarb ihm den Beynamen: le familier des princes. Der Umgang mit der großen Welt that indeß seinen gelehrten Verbindungen keinen Abbruch. Crebillon gab um diese Zeit seinen Rhadamist. Dieses Trauerspiel erhielt, ohnerachtet seiner großen Fehler, den glänzendsten Beyfall. Dieser Bey-

fall

[illegible] das Leben Voltaire's. Er schrieb in seinem siebzehnten Jahre den Oedipus, ein Stück mit Chören und ohne Liebe. Dieß war der Grund, warum es nicht auf das Theater kam. Nicht besser glückte es ihm, als er um den Preis der Akademie buhlte. Die Arbeit des Abbé du Jarri ward der seinigen vorgezogen, und er suchte sich durch eine Satyre le Bourbier zu rächen; die ihm [illegible] von seinem Vater, welcher Verweise zuzog. Der M. de Chateauneuf, ging als Gesandter nach Holland, und Voltaire begleitete ihn dahin. Hier lernte er die Tochter einer gewissen M. du Noyer kennen, und gerieth mit ihr in einen Liebeshandel, der ihn mit dem Gesandten entzweyte. Voltaire mußte zurück nach Paris in die Gewalt seines Vaters. [illegible]

[illegible] Kap. 1714 bis 1719. Er wagte einen Versuch seine Geliebte aus Holland zu entführen, der aber misslung. Von seinem Vater erhielt er nur unter der Bedingung Verzeihung, daß er sich zu einem Procurator begeben und sich lernen, was man Praxis nennt, üben müßte. Unter den jungen Leuten in dem Hause des Prokurators, fand er einen gewissen Thiriot, einen Menschen von Geist und Kenntnissen, (der in der Folge viele Jahre hindurch eine litterarische Correspondenz mit Friedrich dem Großen unterhielt,) mit dem er eine genaue Freundschaft schloß. (Von diesem Thiriot giebt der Verf. dieser Lebensbeschreibung vor, viel Materialien erhalten zu haben.) Voltaire ward dieser Lebensart bald überdrüßig, und erhielt es endlich

von seinem Vater, mit dem Herrn de Caumartin nach Saint-Ange gehen zu dürfen. Ludwig der XIV. starb und mit ihm schien zugleich die Liebe seines Volkes und sein Ruhm gestorben zu seyn. Es erschienen eine Menge Epigrammen und Pamphlets gegen ihn, von welchen ein kleines Gedicht unter dem Titel: j'ai vu vorzüglich Aufsehen erregte. Es endigte sich mit dem Vers: j'ai vu ces maux et je n'ai pas vingt ans. Dieß war ohngefähr das Alter Voltaire's, und für seine Feinde genug, es ihm zuzuschreiben. Er ward in die Bastille gesetzt, wo er länger als ein Jahr bleiben mußte, und man ihm diese Strafe sehr erschwerte, ohne Licht und Dinte zu bekommen. Hier entwarf er den Plan der Henriade. Der Verf. der j'ai vu gab sich endlich selbst an und Voltaire ward in Freyheit gesetzt. Der Herzog von Orleans nahm ihn sehr gnädig auf, als ihm Voltaire die Cour machte. Voltaire sagte ihm unter andern: Monseigneur je trouverois fort bien si Sa Majesté voulait désormais se charger de ma nourriture, mais je supplie Votre Altesse de ne plus se charger de mon logement. Der Oedipe ward nunmehr gespielt, nachdem ihn der Dichter durch die Rolle eines verliebten Alten verstellt hatte. Fontenelle tadelte den Verf. que sa pièce avait trop de feu und Voltaire antwortete: que pour s'en corriger il lirait ses Pastorales. Seine Feinde wurden nicht müde, ihn zu verfolgen, aber der Schutz des Regenten sicherte ihn. Zum Unglück für Voltairen erschien eine neue blutige Satyre, les

Philip-

Philippiques gegen den Herzog von Orleans, deren wahrer Verfasser ein gewisser la Grange Chancel war. Voltaire aber hatte es seinem Ruhm und gewissen Verbindungen zu danken, daß man ihn für den Verf. ausgab, und von Paris verbannte.

VI. Kap. Doch ward diese Verbannung dadurch sehr gemildert, daß es ihm frey blieb, sich selbst einen Ort zum Aufenthalt zu wählen, und diesen nach Belieben zu verändern. Er ging nach Sully, wo er an der Henriade arbeitete und außerdem eine Menge flüchtiger Gedichte verfertigte, die, wie man weiß, fast alle mit einem eigenen Gepräge gezeichnet sind. Er verfertigte mitten unter Zerstreuungen, und dem Umgange mit einem Mädchen in der Gegend von Sully, das Trauerspiel Artemire. Er beredete sie, die Hauptrolle zu übernehmen, und ging, nachdem er hierzu die Erlaubniß erhalten hatte, mit ihr und seinem neuen Stücke nach Paris. Aber beide hatten das Unglück ausgepfiffen zu werden, er nahm sie also wieder vom Theater, und kehrte mit ihnen in seine Einsamkeit zurück. 1722 ging er mit M. de Rupelmonde nach Brüssel, wo er mit Rousseau einige Zeit auf den freundschaftlichsten Fuß lebte. Rousseau las ihm eine Ode à la posterité, und le jugement de Pluton vor. Voltaire, der über das letzte, (eine heftige Satyre gegen das Parlament von Paris) sein Urtheil fällen sollte, sagte: Ce n'est pas là notre maître, du bon & du grand Rousseau. Rousseau fand sich beleidigt. Pre-

nez votre revanche, verſetzte Voltaire, voici un petit poeme que je ſoumets au jugement & à la correction du pere de *Numa*. Voltaire hatte es noch nicht ganz geleſen, als ihn Rouſſeau unterbrach. Epargnez vous, Monſieur, la peine d'en lire davantage. C'eſt une impiété horrible. (Es war die bekannte Epitre à Uranie.) Voltaire legte das Gedicht ganz ruhig in ſeine Schreibtafel und ſagte: allons à la Comedie, je ſuis faché que l'auteur de la Moïſade n'ait pas encore prévenu le public, qu'il s'était fait dévôt. Nach der Comödie ſprach Voltaire mit Rouſſeau über ſeine Ode à la poſterité, und verließ ihn mit den beißenden Worten: Savez vous, notre maître, que je ne crois pas, que cette Ode arrive jamais à ſon adreſſe? Und auf dieſe Weiſe war der Krieg erklärt. Voltaire geht nach Frankreich zurück und bekömmt die Blattern, die er indeſſen glücklich überſteht. Sein Trauerſpiel Mariane wird (1724) gegeben. Mariane ſollte an Gift ſterben; den Augenblick, wo ſie den Giftbecher an den Mund ſetzen will, ruft ein Spaßvogel la Reine boit, und das Stück wurde nicht geendigt. Voltaire änderte dieſen Umſtand und das Stück ward vierzigmal geſpielt. Nunmehr war er Willens ſeine Henriade herauszugeben. Er unterwarf ſie vorher der Kritik einiger einſichtsvoller Kenner, die ihn aber endlich mit ihren Bemerkungen ſo ungeduldig machten, daß er das Manuſcript ins Feuer warf. Der Präſident Hainault rettete es noch. Desfontai-

nes

was möglich, eine Abschrift zu verschaffen, und ließ sie in England drucken. Er veranstaltete sogar eine zweite Auflage zu Evreux, in die er die Unverschämtheit hatte, Verse von seiner eignen Fabrik gegen verschiedene Personen einzuschieben. Voltaire hatte die Großmuth, ihm zu verzeihen, aber das machte keinen Eindruck auf die Seele dieses niederträchtigen Mannes. Er schrieb Pasquille auf Voltaire und vereinigte sich mit Rousseau gegen ihn. Die kleine Komödie l'Indiscret ward mit Beyfall aufgenommen. (1725.)

VI. Kap. 1725 – 1728. Voltaire speiste oft mit dem Chevalier de Rohan bey dem Duc de Sully. Voltaire widersprach bey einer gewissen Gelegenheit dem Chevalier, der sich dadurch beleidigt glaubte, und laut sagte: Quel est ce jeune homme, qui parle si haut? — M. le Chevalier, versetzte Voltaire, c'est un homme qui ne traîne pas un grand nom, mais qui fait honneur celui qu'il porte. Der Chevalier rächte sich auf eine niederträchtige Art; er dingte ein paar Nichtswürdige, die den Voltaire mit Schlägen mishandeln mußten. Voltaire zieht sich ganz aus der Welt zurück, und legt sich auf das Studium der lebenden Sprachen, und auf — die Fechtkunst. Er fodert den Chevalier heraus; ehe aber der Zweykampf vor sich gehen kann, wird Voltaire wegen einiger Verse, in welchen er den einäugigen Herzog von Condé, damaligen Premierminister, verspottet, auf Anstiften der Rohanschen Familie, in die Bastille gesetzt. Nach sechs Monaten erhielt er seine Freyheit wie-

der, doch unter den Bedingungen Frankreich zu verlassen. Er ging nach England, wo er sich die Freundschaft der größten Männer erwarb, und die Henriade zum erstenmale selbst heraus gab, wozu er in seinem Vaterlande die Erlaubniß nicht hätte erhalten können. Diese Unternehmung war ihm sehr einträglich. Er versuchte ein französisches Theater in London zu gründen, was ihm aber nicht glückte. Sein Exil wurde aufgehoben: er kehrte nach Paris zurück, gab aber vorher noch in England zwey Schriften heraus: die eine führt den Titel: Sur nos guerres civiles, die andere: Sur la poésie épique.

VII. Kap. 1728 [illegible]. Anfangs lebte Voltaire zu Paris ganz im Verborgenen. Die Bischöffe, und die Geistlichkeit überhaupt, führten die lächerlichsten aber zugleich für den Staat sehr verderbliche Kriege unter sich. Bey dieser Gelegenheit erschien eine kleine philosophische Schrift: Sottise de deux parts, mit der Voltaire seine Rückkunft ankündigte. Kurz darauf gab er die Histoire de Charles XII heraus, die ihm wenig einbrachte. Alle Buchhändler Europens bemächtigten sich derselben, in dem Augenblick als sie erschien. Dieß konnte er desto ruhiger ansehen, da er ohnehin schon in den besten Umständen war: Die Wohlthaten des Herzogs von Orleans, der Gewinn vom Oedipus, eine Pension von der Gemahlin Ludewigs XV., die Ausgabe der Henriade (Londres 1727) seine väterliche Erbschaft, ein großer Gewinn in der Pariser Lotterie (1729) ein einträglicher Getraidehandel, den er eine Zeitlang

nach

nach der Barbarey trieb — alles das hatte ihn zu einem sehr weichen Manne gemacht. — Seine neue Tragödie Brutus (1730) fand nur schwachen Beyfall: die Pariser belustigten sich dafür an der Farçe Bilus, einer platten Parodie des Brutus. Um diese Zeit schrieb er auch die Oper Samson. Die Polizey erlaubte die Aufführung nicht, aber sie erlaubte den italienischen Bouffons, denselben Gegenstand auf ihre Bühne zu bringen, und ganz Paris fand das größte Vergnügen an einer Farçe, deren Held der starke Simson war, der sich mit einem welschen Hahn herum schlägt.

VIII. Kap. 1730—1735. In der Akademie waren drey Stellen auf einmal ledig, und niemand dachte an Voltairen, als um die Bemerkung zu machen, daß er nichts akademisches an sich habe: auch wurde ihm wirklich der Zutritt versagt. Die berühmte Schauspielerin le Couvreur starb, und die Priester versagten ihr ein christliches Begräbniß. Voltaire rächte ihr Andenken durch eine Apotheose in Versen. Dieser Schritt zog ihm neue Verfolgungen zu: er mußte aus Paris fliehen, retirirte sich in einen Flecken der Normandie, und ließ zu Rouen eine Schrift unter dem Titel: Lettres philosophiques drucken, worauf er sich wieder nach Paris begab. Diese Briefe wurden verboten und auf Befehl des Parlaments verbrannt. Im Jahr 1732 gab er das Trauerspiel Eryphile. Der Beyfall, den es erhielt, war sehr gering und Voltaire nahm es nach der dritten Vorstellung zurück. Vier Monate hierauf gab er die Zaire, die das

Werk von achtzehn Tagen war, und mit Enthusiasmus aufgenommen wurde. Sein nächstes Werk war der Temple du Gout, 1733. Adelaide de Guesclin ward ausgepfiffen, 1734. La mort de Jules Cesar ward auf Privattheatern gespielt, mißfiel aber dem Hof, der republikanischen Gesinnungen wegen, die darin herrschen, sehr. Er machte viel flüchtige Gedichte bekannt, aber das Publikum bekam ihrer nie genug von ihm. Er ließ die Epitre à Uranie drucken (die man im 12ten Theile der Ausgabe von Beaumarchais unter dem Titel: Le pour & le contre findet) die er, den Folgen davon zu entgehen, auf die Rechnung des Abt Chaulieu schrieb. Um diese Zeit arbeitete er auch an der Pucelle; doch blieb die Sache ein Geheimniß unter seinen Freunden. Endlich aber ward es doch ruchbar. Man zeigte dem Siegelbewahrer de Chauvelin einige Verse davon, der dem Voltaire die schrecklichsten Drohungen machte. Der Tod Cäsars war gedruckt, aber man untersagte den Verkauf. Voltaire kehrt sich nicht an dieses Verbot; den Folgen dieses Wagestücks aber entging er nur dadurch, daß er sich mit seiner Freundin, der M. du Chatelet auf ihrem Landgut zu Cirey verbarg.

IX. Kap. 1735 — 1737. Voltaire verschwand nunmehr einige Jahre fast ganz von dem Theater der großen Welt. Die Einsamkeit war schon lange Bedürfniß für seine Seele gewesen. Um ein großer Mann zu seyn, durfte er nur mit sich selbst und im Schooße der Freundschaft leben. Je ein-

samer

samer er war, desto fruchtbarer und erhabener war sein Genie: in dem Umgang der Welt spielte er die weit kleinlichere Rolle eines Belesprit. 1736. Alzire zwang selbst seinen Feinden Bewunderung ab. Dieser Beyfall lockte ihn wieder nach Paris, aber die Freude dauerte nicht lange. Das Publikum nahm die unzähligen Brochüren gegen dieses neue Stück mit demselben Wohlgefallen auf, als es das Stück selbst aufgenommen hatte. Das Gedicht le Mondain diente neuen Verfolgungen zum Vorwand. Er kehrte heimlich nach Cirey zurück und ließ in den öffentlichen Blättern bekannt machen, er wäre nach England gegangen. Im August 1736 erhielt Voltaire den ersten sehr schmeichelhaften Brief von dem grossen Friedrich. Ein blinder Lärm nöthigte ihn Cirey zu verlassen; er reiste einige Zeit in den Niederlanden unter dem angenommenen Namen Revol umher. Zu Brüssel machte er folgende Verse gegen Rousseau, der Cabale gegen die Aufführung der Alzire gemacht hatte:

> On dit qu'on va donner Alzire,
> Rousseau va crever de dépit,
> S'il est vrai qu' encore il respire,
> Car il est mort quant à l'esprit;
> Et s'il est vrai que Rousseau vit,
> C'est du seul plaisir de médire.

II. Kap. 1737 — 1740. Nach seiner Zurückkunft nach Cirey verfertigte er den Mahomet, den er damals selbst noch nicht auf das Theater zu bringen wagte. Die Merope ward von den Ko-

Comödianten unter dem leeren Vorwand seiner allzu großen Aehnlichkeit mit einem gewissen Trauerspiele Amasis zurück gewiesen, das man damals spielte, und das heut zu Tage niemand kennt. Das Lustspiel l'Enfant prodigue fand so lange auf dem Theater Beyfall, als man erfuhr, daß Voltaire Verfasser desselben sey. Auch die Discours philosophiques sur l'homme waren eine Frucht seiner Einsamkeit. Zu seinen Nebenbeschäftigungen wählte er die Physik und Chemie. Der bekannte Nollet schafte alle Instrumente, und Voltaire sparte kein Geld. La vie est courte, sagte er, il ne faut rien épargner pour tout ce qui peut contribuer à nos plaisirs & à notre instruction. Im Jahr 1738. erschienen les Elemens de Newton. Sein Umgang mit der M. du Chatelet gab zu einigen Liedern und Satyren Anlaß. Sie erhielten oft Besuche von Maupertuis, Algarotti, Mairan und Clairaut. Man beschuldigte den Voltaire der Eifersucht gegen den letztern. So viel ist gewiß, daß er in einem Anfall von übler Laune die Thüre eines Zimmers mit dem Fuß einstieß, in welchem Mad. du Chatelet und Clairaut eben mit der Auflösung einer Aufgabe stark beschäftigt waren. Seine Feinde ließen ihn nie in Ruh. Rousseau schrieb ein Abrégé de la vie de Voltaire voller Lügen und Verläumdungen: Piron brachte ihn unter dem Namen M. de l'Empirée auf die Bühne. Er litt einigemal hinter einander beträchtlichen Verlust an seinem Vermögen, wobey er immer gelassen blieb, und größtentheils

theils darüber schweigt.*) So oft er sich auch in den Personen betrog, die er auf das thätigste unterstützte, so oft eben diese Personen, die ihm hätten dankbar seyn sollen, zu der Parthey seiner heftigsten Feinde übertraten; so ermüdete er doch nicht, Gutes zu thun. Eine Menge Gelehrten erhielten von Ihm nicht nur guten Rath und Empfehlungen, sondern auch baares Geld. L'essentiel, sagte er, est de jouir; & faire du bien, c'est jouir. Und diesen edelmüthigen Mann, diesen menschenfreundlichen Philosophen beschuldigten niederträchtige Pasquillanten sechzig Jahr lang eines schmutzigen Geizes.

XI. Kap. 1740—1745. Voltaire war eben im Begriff nach Paris zurück zu kehren, als ihm Friedrich II. seine Thronerlangung ankündigte, und ihm eine Zusammenkunft bey Cleve antrug. Hier bat ihn der König nach Berlin zu kommen, und bot ihm Ehre, Güter und Freundschaft an. Der Philosoph begnügte sich an dem letztern, und reiste mit dem Manuscript des Anti-Machiavel nach Holland ab, um ihn dort drucken zu lassen. Aus dem Haag begab er sich nach Brüssel, wo er Mad. du Chatelet fand, in deren Gesellschaft er wieder nach Paris ging. Voltairen war die Hauptstadt nothwendig worden. In der Einsamkeit ist Einbildungskraft verbunden mit Talent hinreichend, um ein Gedicht, ein Trauerspiel, einen Roman zu Stande zu bringen; die Geschichte aber erfodert eine Menge in den Bibliotheken zerstreuter Hülfsmittel, und Voltaire arbeitete eben an dem Siècle

*) [illegible]

de

de Louis XIV. und den Essai sur l'Histoire universelle. Kaiser Karl VI. war mit Tode abgegangen und Friedrich II. rückte mit einer Armee in Schlesien ein. Voltaire ward an den König geschickt, um seine Gesinnungen zu erfahren. Maria Theresia schlug den angebotenen Vergleich mit dem König aus, der Krieg war also erklärt, und Voltaire kehrte nach einem dreytägigen Aufenthalt bey dem Könige, reichlich beschenkt, nach Versailles zurück. Der Minister empfing ihn auf das beste; Voltaire benutzte diese Gelegenheit und bat um die Vorstellung des Mahomet. Man ließ ihm die Wahl des Censors; er wählte Crebillon, der diesem Stücke aber die Censur versagte und sich mit dem Verfasser entzweyte. Mahomet ward auch nicht zu Paris, aber zu Lille gegeben. Mad. Clairon, die noch sehr jung war, spielte die Rolle der Palmire. In einem der Zwischenakte erhielt Voltaire einen Brief von dem König von Preussen, der ihm von dem Gewinn der Schlacht bey Molwitz Nachricht gab. Er las diesen Brief öffentlich ab, und man klatschte lange dem König von Preussen, Voltairen und Mahomet Beyfall. Voltaire sagte deshalb im Scherz, que la Tragedie de Molwitz avoit fait reussir la tragedie de Mahomet. Dieses Stück ward nun zwar endlich auch zu Paris gespielt (1743), aber das Geschrey der Feinde Voltaire's und der Geistlichen ward bald so arg, daß der Cardinal Fleury dem Dichter rieth, sein Stück zurück zu nehmen. Dieser Rath war so gut, als ein Befehl. Durch den Tod dieses

Cardinals wurde diese Stelle in der Akademie ledig. Die allgemeine Stimme verlangte den Voltaire; Ludewig XV. selbst hatte ihn dazu bestimmt, und doch gelang es der Cabale, ihn abermals auszuschließen. Der Graf von Maurepas stand an der Spitze. Voltaire besuchte ihn, seine Gesinnung zu vernehmen, und der Graf gab sie ihm durch folgende energische Worte zu verstehen: Si vous l'emportez, je vous écraserai. — Merope wurde mit großem Beyfall gegeben (1743). Das Publikum verlangte ihn nach der Vorstellung zu sehen; man suchte ihn in der Loge der Herzogin von Villars, um seine die Huldigung des Parterrs zu empfangen. Eine Stimme rief: Madame la Duchesse de Villars embrassez Voltaire, tausend andere wiederholten es, und die junge Herzogin erfüllt das Verlangen des Publikums. Voltaire wurde in diesem Jahre zum zweytenmal in Staatsgeschäften an den König von Preussen geschickt, ohne sich länger als das erstemal aufzuhalten. Nach seiner Zurückkunft zog er den jungen Marmontel, der auf der Universität zu Toulouse studierte, nach Paris. Er gab ihm den Rath eine Comödie zu schreiben. Je ne connois point les ridicules, versetzte der junge Dichter, & vous voulez que je fasse des portraits! Voltaire unterstützte ihn auf alle mögliche Art, und Marmontel war dankbar.

XII. Kap. 1745 — 1748. Ludewig XV. machte Voltairen zum Historiographe de France. Bey den Feyerlichkeiten, die der Vermählung des Dauphins und der Infantin von Spanien halber ange-

angestellt wurden, verfertigte Voltaire la Princesse de Navarre, ein sehr mittelmäßiges Ding, über das sich der Verf. selbst lustig machte. Er begleitete Mad. du Chatelet nach Chalons und begab sich hierauf nach Champ zum Duc de la Valliere. Der Sieg bey Fontenoi veranlaßte das poeme sur la bataille de Fontenoi und le Temple de la Gloire, ein Stück im Geschmack von Metastasio. Es ward abermals eine Stelle in der Akademie ledig. Mahomet war immer der Vorwand, den die Feinde Voltaire's nahmen, ihn von dieser Ehre auszuschließen. Voltaire schickte sein Stück dem Pabst Benedict XIV. der ihm in einem eigenhändigen Schreiben antwortete, und den Mahomet una bellissima Tragedia nennt, und gesteht, daß er sie con sommo piacere gelesen habe. Dieß stopfte den Tartüffen den Mund, und man nahm ihn ohne weitere Schwierigkeit in die Akademie auf. So hatte er zwar seine Absicht erreicht, aber die Wuth des gelehrten Pöbels war nicht gestillt: ganz Paris war mit Pasquinaden gegen Voltairen überschwemmt. Semiramis ward bey der ersten Vorstellung ausgepfiffen. Aus Verdruß ging Voltaire nach Sceaux und von da zum König Stanislaus.

XIII. Kap. 1748—1750. Stanislaus war ein König ohne Hof und Land, aber mit liebenswürdigen Personen umgeben. Hier verfertigte Voltaire die Nanine, den Baboue, und Zadig. Die Mad. du Chatelet, die mit ihm zu Luneville gelebt hatte, starb und Voltaire kehrte nach Paris

zurück,

zurück, wo er ein Privattheater aufrichtete, auf welchem sich der berühmte Le Kain bildete. 1749 schrieb er den Oreste. Die Cabale verschwor sich auch gegen dieses Stück. Man pfiff vor dem Spiel, und die ersten vier Akte hindurch. Erst im fünften Akt schienen die Zuschauer zu sich zu kommen und von dem Vergnügen des Stücks gerührt zu werden. Voltaire legte sich bald aus seiner Loge heraus und rufte überlaut: courage, braves Athéniens, applaudissez, c'est du Sophocle tout pur. 1752 verfertigte er das Trauerspiel Rome sauvée, das zu Sceaux aufgeführt wurde. Voltaire spielte den Cicero; dieß war die einzige Rolle, die ihm ganz gelang. Er erhielt eine neue Einladung vom König von Preussen, an seinen Hof zu kommen. Voltaire schützte die Rauhigkeit des Klima vor; aber der König schickte ihm zwey Melonen, die im Monat Junius in den Gärten von Potsdam gewachsen waren. Der König schenkte ihm 1600 Livres Reisekosten; er schwankte noch, bis ihn endlich ein kleiner Vorfall, der seine Eigenliebe kränkte, auf einmal zu einer festen Entschließung brachte. Der junge d'Arnaud war schon zu Berlin, und hatte eine Epistel in schlechten Versen an den König gerichtet, der ihm eben so antwortete, und unter andern sagte, que lui, d'Arnaud, était à son aurore & Voltaire à son couchant. Voltaire erfuhr es: l'aurore d'Arnaud? schrie er, indem er, ganz entflammt von Zorn, im Hemde aus dem Bette sprang, Voltaire à son couchant! que Fréderic se mêle

de

de régner de mon côté me jugera. J'irai, oui, j'irai apprendre à ce Roi que je ne me couche pas encore. Wirklich ging er kurz darauf nach Berlin.

XIV. Kap. 1750—1751. Der König empfing ihn mit aller Freundschaft und allen Auszeichnungen, die er nur erwarten konnte. Er erhielt den Kammerherrnschlüssel, den Orden pour le mérite und eine Pension von 20,000 Livres. Voltaire und Friedrich sahen und sprachen sich täglich. Der König machte viel Verse und Voltaire verbesserte sie. Darget, d'Arnaud, Formey, d'Argens, Lamettrie, Algarotti, Chasot wurden von dem König etwas vernachläßigt, seit dem Voltaire angekommen war. In ihm allein fand Friedrich alle ihre Talente, ihr Wissen vereinigt, und verbunden mit mehr Anmuth.

XV. Kap. 1751—1753. Länger als ein Jahr, das Voltaire nun in Preussen war, hatte er ruhig seines Ruhmes, der Freundschaft und des Zutrauens des Königs genossen, als sich plötzlich ein schreckliches Gewitter über seinem Haupte zusammen zog. Voltaire gab einem gewissen Juden Namens Herschel den Auftrag, für 10,000 Thlr. Wechsel in Leipzig für ihn zu negoziren, wofür ihm der Jude zum Unterpfand Diamanten gab. Voltaire erfuhr, daß diese Diamanten nicht dem Juden, sondern dem Chasot, einem Günstlinge des Königs gehörten, der sie von der Herzogin von Meckelnburg bekommen hatte: er rufte also den Juden von Leipzig zurück. Dieser wollte die Diamanten nicht wieder nehmen,

nehmen, unter dem Vorwand, es wären nicht die seinigen, sondern untergeschobene. Voltaire klagte und der Jude ward ins Gefängniß gesetzt. Unterdessen setzten sich die Feinde Voltaire's in Bewegung. Sie gaben vor, Voltaire habe dem Juden statt der überlieferten großen Diamanten, eine Menge kleiner bey der Rückgabe aufdringen wollen: sie versicherten ferner den König, daß er sich über seine Verse lustig mache, und bey Gelegenheit einer Ode, die er ihm zur Durchsicht zugeschickt, gesagt habe: le Roi me prendra-t-il longtems pour sa blanchisseuse? Voltaire erhält den Befehl, nicht mehr nach Potsdam zu kommen. Maupertuis verweigert ihm sein Vorwort: Voltaire gewinnt aber doch den Prozeß. Der Jude will, auf Anregen der Feinde des Dichters, die Sache von neuem gerichtlich anbringen, aber Voltaire läßt es sich lieber etwas kosten, um nur von der verdrüßlichen Geschichte loszukommen. Die Christen, deren Werkzeug der Jude war, schrieben sehr freundschaftlich und christlich an ihn: Que n'avez vous attendu la fin? Vous l'auriez fait pendre. Voltaire kam wieder nach Potsdam, und das gute Vernehmen war hergestellt: kurz darauf fiel er in eine heftige Krankheit, in welcher er, die letzte Hand an das Siecle de Louis XIV. legte. Der Abbé Guion nannte es une histoire decharnée & dangereuse, und Maupertuis verglich sie aux gambades d'un enfant. Kurz darauf kam es zu einem offenbaren Kriege zwischen ihnen. Maupertuis hatte die Lettres sur le bonheur heraus-

gegeben, und Voltaire machte ihm sein Compliment darüber. Votre livre, mon Président, sagte er, m'a fait plaisir à quelques obscurités près dont nous causerons ensemble. — Des obscurités, antwortete Maupertuis mit einem trocknen und ärgerlichen Tone: il pourroit, Monsieur, y en avoir pour vous. Voltaire sah ihn an, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: Je vous estime, mon Président, vous êtez brave, vous voulez la guerre. In dem Streite zwischen König und Maupertuis, ergriff Voltaire die Parthey des erstern, mit dem er einige Jahre zu Cirey gelebt hatte, und ließ zu seiner Vertheidigung die Lettres à un Academicien drucken. Maupertuis wird vor Verdruß krank und der König besucht ihn. Dieser Besuch brachte alle schönen Geister auf die Seite des Maupertuis. Voltaire verliert den Muth nicht und schreibt le tombeau de la Sorbonne. Maupertuis wird von neuem krank und der König wiederholt seinen Besuch und befiehlt sogar diese Schrift zu verbrennen, an welcher er selbst einigen Antheil hatte. Kaum war dieß geschehen, als Akakia erschien, den er mit einer Erlaubniß des Königs drucken ließ, die er zwar, aber für eine andere Schrift erhalten hatte. Der König hatte diese Plaisanterie im Manuscripte gesehen und gemeinschaftlich mit Voltairen darüber gelacht; aber er wollte nicht, daß sie ins Publikum kommen sollte. Die ganze Auflage ward weggenommen und verbrannt. Voltaire geht von Potsdam nach Berlin.

Er

Er war noch im Vorzimmer des Königs, als er zu seinem Bedienten sagte: Débarasse-moi, mon ami, de ces marques honteuses de la servitude. Er meynte damit den Orden pour le mérite und den Kammerherrenschlüssel, die er beide dem König zurück schickte. Friedrich verlangt, Voltaire soll den Maupertuis schriftlich um Verzeihung bitten, und schickt mit diesem Auftrag den Abbé de Prades an ihn, der ihm, im Fall der Weigerung, die Antwort Voltaires mit seinen eigenen Worten hinterbringen soll. Diese Antwort fiel sehr ungezogen aus. Der König hört sie, lacht, schickt dem Dichter den Orden und Schlüssel wieder, und ruft ihn nach Potsdam zurück. Welcher andere König hätte dasselbe gethan? Voltaire erscheint, den Akakia in der Hand, den er ins Feuer wirft und hinzusetzt: Voilà, Sire, voilà les restes de ce malheureux livre qui m'a fait perdre votre amitié. Der König holt das Buch selbst aus dem Feuer, und die beiden Freunde lachen und umarmen sich. Unterdessen wird der Akakia in Holland gedruckt und verbreitet sich durch ganz Europa. Der König erfährt es und läßt es dem Verf. entgelten, der anfängt sich nach Paris zurück zu sehnen. Er fodert die Erlaubniß zu seiner Rückkehr, die ihm der König unter der Bedingung ertheilt, den Schlüssel, den Orden und die Pension abzugeben. Diese Bedingung scheint ihm schimpflich, er nimmt also seine Bitte zurück: doch verläßt er drey Monate darauf Potsdam unter dem Vorwande die Bäder von Plombieres zu besuchen.

Kaum ist er außer dem Gebiete des Königs, als in Berlin ein Epigramm gegen den König verbreitet wird, und in Sachsen ein Pasquill, la Vie privée de Fréderic II. erscheint, welches beides man auf seine Rechnung schreibt. Der König läßt ihn zu Frankfurt am Mayn in Verhaft nehmen, (1753) wo er den Orden und Schlüssel ausliefern muß. Vor Verdruß über diesen Auftritt schrieb Voltaire die bekannten Mèmoires, die ein Unbesonnener nach seinem Tode bekannt machte. Dieser Zwist dauerte indeß nicht lange. Voltaire und Friedrich versöhnten sich bald wieder, traten in einen Briefwechsel; Voltaire war wie zuvor der Vertraute der Muse des Königs, der ihm sogar in der Folge eine Freystatt gegen seine Verfolger anbot. Voltaire schlug das letztere aus. Denn wie der Verf. sehr richtig sagt: Il n'est pardonnable d'être chez les autres, même dans le palais d'un Roi, que lorsqu'on ne peut être chez soi.

XVI. Kap. 1753—1759. Von Frankfurt ging Voltaire nach Colmar. Hier brachte er die Annales de l'Empire in Ordnung. Als er diese Arbeit geendigt hatte, besuchte er den König Stanislaus, und nach ihm die Mönche von Senones, weil ihm zu einer gewissen Arbeit eine Mönchsbibliothek unentbehrlich war. Voltaire betrug sich so gegen diese Herren, daß nach seiner Abreise ihr Abt Calmet, der Verf. der Histoire de Vampires, sich rühmte, d'avoir converti le plus grand déiste, que la terre eut jamais porté.

Zu

Zu Lyon ward er mit allen möglichen Ehrenbezeugungen empfangen. Von da begab er sich nach einem Landhause les Delices, das er sich gekauft hatte, und das im Gebiete der Republik Genf lag. Dieses Haus führte seinen Namen mit Recht. Alle Annehmlichkeiten des Herzens vereinigten sich hier: man hatte Bälle, Comödien, Soupers; die Fremden strömten von allen Seiten herbey. Das erste Werk, das er hier verfertigte, war das Trauerspiel Gingis Kan. Hierauf folgte Candide, der mit großem Beyfall aufgenommen wurde, den jedermann verschlang, und der lange Zeit beynahe der einzige Gegenstand der Unterredung war. Im Jahr 1758 erschien der Essai sur l'Esprit & les Moeurs des nations. Man bewunderte die Kühnheit und die Schönheiten dieses Werkes, aber man sprach wenig davon: doch prägte man zu seinem Ruhme eine Medaille, auf der einen Seite mit seinem Bildnisse, auf der andern Seite mit den Worten: il arrache aux nations le bandeau des erreurs. Genf hatte vielen Nutzen von Voltairen, durch den Handel mit seinen Schriften, und durch die Menge Fremden, die er in das Land lockte, und doch blieb er nicht frey von Cabalen. Die Eiferer verdammten ihn, weil er feinere Sitten und einen muntern und geselligen Ton unter ihnen einführte. Rousseau schickte dem Voltaire seinen Traktat sur l'inegalité des conditions. Voltaire dankte ihm und sagte scherzhaft: qu'on n'avait jamais mis tant d'esprit à vouloir nous rendre bêtes, & qu'en lisant son dis-

 cours

cours il prenait envie de marcher à quatre pattes. Rousseau nahm diesen Scherz übel auf und ward ein Feind von Voltairen. Der Emile ward zu Paris verbrannt und Rousseau selbst war in Gefahr, als ihm Voltaire freywillig eine Freystätte anbot. Rousseau schlug dieß Anerbieten mit den Worten aus: Je ne vous aime pas, Monsieur, parceque vous corrompez ma republique par vos comédies. — Notre ami Jean-Jaques, sagte Voltaire, est plus malade que je ne croyais. Ce ne sont ni conseils, ni services qu'il lui faut, mais des bouillons.

XVII. Kap. 1759 – 1762. Seit einigen Jahren war in Paris eine Sekte entstanden, die alle Philosophie und alle Philosophen verdächtig zu machen, und als die Pest des Staates zu schildern suchte. Diese war es, die den berühmten Diderot in das Gefängniß von Vincennes vergrub, die die Encyclopädie unterdrückte; Rousseau und Helvetius verfolgte, und den Prècis du cantique des cantiques von Voltairen für eine traduction licencieuse ausschrie und verbrannte. Dieser Ausdruck rührte von dem Abbé Terrai her, einem Manne, dessen ganzes Leben ein Scandal war, der seine Bastarde in seinen Hause erzog, und mit zwey Weibern auf einmal öffentlich im Ehebruch lebte. Voltaire rächte sich an seinen Feinden durch einige Satyren, le pauvre Diable, le Russe à Paris, &c. Sein neues Trauerspiel Tancrede ward mit großem Beyfall aufgeführt. Durch das Lustspiel l'Ecossaise rächte er sich an seinem Todfeinde

feinde Freron, der ihn zehn Jahre lang auf das äußerste mishandelt hatte. Er unterstützte eine Familie, die in Armuth schmachtete und von dem großen Corneille abstammte; er nahm die Tochter aus derselben an Kindes Statt an, und schrieb, um sie zu versorgen, den Commentar über die Werke des Corneille. Seine Feinde in Genf waren unterdeß nicht ruhig; die Theologen schäumten gegen ihn, weil er ihren Calvin einen Unmenschen und Barbaren gescholten hatte. Voltaire glaubte sich also in dem Gebiete der Republik nicht länger in Sicherheit. Er verließ sein Landgut les Delices und zog auf das Schloß zu Ferney, das auf französischen Grund und Boden liegt.

XVIII. Kap. 1762 — 1765. Diese neue Wohnung war so eingerichtet, wie sie sich für einen Philosophen schickte, der 140,000 Livres jährlicher Einkünfte hatte. Er baute eine Kirche auf seine Unkosten, ausserhalb derselben unter den Fenstern seines Zimmers ließ er sein Grabmal bauen: er sprach oft und gern vom Tode. Den Weg aber, der dahin führt, bestreute er mit Rosen. Er hatte ein Theater in seinem Schlosse und überhaupt alle Vergnügungen und Annehmlichkeiten des Lebens. Alles ging auf einen großen Fuß, mit nichts geizte er, als mit der Zeit. Oft war er zu Einer Zeit mit ganz verschiedenen Arbeiten beschäftigt, mit Trauerspielen, Lustspielen, Romanen, Versen, Geschichte, Philosophie u. s. w. und selbst mit Acker- und Häuserbau: nie war sein Geist mehr beschäftigt und fruchtbarer, als die letzten Jahre sei-

nes Lebens. — Das Parlament von Toulouse läßt den unschuldigen Calas rädern. Voltaire nimmt sich seiner hinterlassenen Wittbe an, beweißt die Unschuld des Calas, stellte die Ehre der gekränkten Familie wieder her, und versetzte sie in die besten Umstände.

XIX. Kap. 1765 — 1769. Dieser traurige Vorfall war die Veranlassung zu zwey zwey neuen Werken, dem Traité sur la Tolerance, und dem Dictionnaire philosophique. Einige junge Leute zu Abbeville trieben ihr Gespötte mit der Religion, sie wurden entdeckt und flohen bis auf einen gewissen Chevalier de la Barre, der eingezogen und nach einem Parlamentsschlusse verbrannt wurde. Dasselbe Schicksal traf auch das Dictionnaire philosophique, das man unter den Büchern des jungen la Barre gefunden hatte. Voltaire nahm sich des jungen Menschen an, und bewies das Unrecht und die Barbarey seiner Richter: Mes contemporains, sagte er, ne sont barbares, que parcequ'ils ne sont pas instruits. In dieser Absicht schrieb er eine Menge kleiner philosophischer Werke, die allen den Vorurtheilen entgegen arbeiteten. Kurz auf einander folgten les questions de Zapata --- Saul — Lettres sur ses miracles — la mort de Socrate — le diner du Comte de Boulainviliers — Le philosophe ignorant — Le cri des nations — La paix perpetuelle — Lettres d'Amabed — Epitre aux Romains — Homelies du Pasteur Bourn — L'ABC — Les Colimaçons

çons du frere l'Escarboutier &c. In allen war der Grund und Inhalt derselbe, die Formen aber so abwechselnd und mannichfaltig, daß sie für den Leser immer den Reiz der Neuheit hatten. Doch machte ihn die Philosophie nicht den Musen untreu. Er verfertigte die Trauerspiele Olympie, les Scythes, le Triumvirat, les Guebres, die Romane le Huron, la Princesse de Babylone, u. s. w. — Die Sorbonne verfolgte den Marmontel wegen seines Belisaire. Voltaire vertheidigte seinen Freund und machte seine Gegner lächerlich. Bald sah er sich genöthigt, diese Waffen für sich selbst zu brauchen. Den Nonnotte und Larcher widerlegte er nur durch Spott, den wichtigern Guenet durch Gründe; an Rousseau, der ihn verläumdete, nahm er die heftigste Rache: er machte ihn zum Helden seines Gedichtes: La Guerre civile de Géneve.

XX. Kap. 1768 – 1772. Voltairs Streitigkeiten mit dem Bischoff von Annecy, in dessen Diöcese Ferney liegt. Er nahm es übel, daß Voltaire eine neue Kirche ohne seine Einwilligung gebaut hatte, und daß er selbst darinne eine Rede an seine Unterthanen gegen das Laster des Diebstahls gehalten hatte, das hauptsächlich unter ihnen im Schwange ging. Der Erzbischoff von Paris, M. de Beaumont stimmte in das Geschrey des Bischoffs von Annecy ein, welches ihm den Brief de Milord Cantorbery à Christoph de Beaumont zuzog. Der beleidigte Bischoff wendete sich an die sterbende Königin Maria Lescinsky, die

das Strafamt des Königs auffodert. Voltaire ist im Begriff nach Stuttgard zu fliehen, und dankt alle seine Leute ab. Neue Klagen des Bischoffs vergrösserten die Gefahr. Voltaire beichtete, diesen Sturm abzuwenden, bey einem Kapuziner, und stellte ein Glaubensbekenntniß aus, das er von mehrern Zeugen unterschreiben ließ. Alles das befriedigte den Bischoff nicht, der diese Ceremonieh nur für ein Gespötte hielt. Zum Glück für Voltairen starb die Königin; allein die Histoire du Parlement, die kurz hierauf erschien, erneuerte die Gefahr. Das Parlament hatte eben den Roman l'Homme à quarante écus, verbrennen lassen, und ein Mitglied desselben rief im heiligen Eifer aus: ne brûlerons nous que des livres! Voltaire entging der Gefahr dadurch, daß er die Histoire du Parlement in öffentlichen Blättern abläugnete. Kurz darauf gab er die questions sur l'Encyclopédie heraus. Die französischen Gelehrten errichtaten ihm eine Bildsäule, mit der simpeln Aufschrift: Statuë erigée à Voltaire vivant par les hommes de lettres ses compatriotes. Merkwürdig ist es, daß es ein Priester war, von dem die Idee herrührte, und der sich zuerst unterzeichnete. Die Subscription war nur für Gelehrte und zwar nur für einheimische Gelehrte offen. Friedrich der Große aber wünschte doch Antheil daran zu haben, und überließ es dem d'Alembert, ihn zu taxiren. Dieser antwortete im Namen der Akademie: Sire, votre nom seul suffit & un écu. In vielen Zirkeln von Paris und den meisten

sten Städten der Provinzen stellte man Feyerlichkeiten zur Ehre Voltaire's an, man krönte und apotheosirte ihn. Die Hofleute Ludewigs XV. machten sich in seiner Gegenwart hierüber lustig. Je conçois cet enthousiasme, sagte der Monarch ganz trocken, und die Spötter verstummten. Er erkundigte sich ferner, ob ihm seine Pensionen richtig ausgezahlt würden, und setzte hinzu: Je veux, que dorénavant on les lui paye exactement.

XXI. Kap. 1769—1770. Die Leibeigenschaft war seit langer Zeit in Frankreich abgeschaft, und erhielt sich nur noch in der Gegend des Berges Jura, in der Grafschaft Burgund, die erst unter Ludewig XIV. an die Krone kam. Die Einwohner dieses Landstrichs, deren Zahl sich auf 15,000 belief, flehten den König um ihre Freyheit an, Voltaire unterstützte ihr Gesuch auf alle Weise und mit dem größten Eifer, aber er konnte nicht durchdringen. Die Uneinigkeiten in Genf störten den Handel und Wandel; viele geschickte Künstler und Arbeiter verließen die Stadt. Alle diejenigen, die in seinem Schlosse bleiben wollten, wurden auf das thätigste von ihm unterstützt. Er entwarf den Plan einer neuen Stadt, zu dessen Ausführung aber sich ihm wenig hülfreiche Hände boten: er ließ also für seine kleine Colonie bequeme Wohnungen zu Ferney bauen.

XXII. Kap. 1770—1774. Die Richter des Flecken Mazamet in Languedoc verurtheilten einen gewissen Sirven zum Tode. Man beschuldigte ihn,

ihn, seine eigene Tochter, die sich in einen Brunnen gestürzt hatte, ersäuft zu haben. Diese unglückliche Familie entfloh in der rauhesten Jahrszeit, und nahm ihre Zuflucht zu Voltairen. Zehn Jahre lang wurde Voltaire nicht müde auf die Revision des Prozesses zu dringen. Die endliche Entscheidung des Parlements von Toulouse fiel zum Besten der Familie aus. — Die Richter eines Flecken des Herzogthums Barr ließen einen gewissen Martin eines Mordes wegen rädern, dessen wahrer Thäter nach dem Tode des Unschuldigen entdeckt wurde. Voltaire brachte diese Sache vor das Publikum, da aber seine Schriften niemals unter öffentlicher Erlaubniß gedruckt wurden, so gelangten sie nur mit Mühe nach Paris und verbreiteten sich noch langsamer durch die Provinzen. Bald darauf rettete er noch einer unschuldigen Weibsperson das Leben, deren Mann man schon, sogar ohne den geringsten wahrscheinlichen Verdacht, hingerichtet hatte. La méprise d'Arras, ist eine der besten Geschichtserzählungen in dieser Art. — Das Parlement von Paris ließ den tapfern und verdienstvollen General Lally auf eine sehr ungesetzliche Weise hinrichten, Voltaire rettete seine Ehre in den Fragmens sur l'Inde.

XXIII. Kap. 1774—1775. Alle diese schönen und edlen Handlungen Voltairs waren in den Augen seiner Feinde nichts als das Werk seiner Eitelkeit. Seine herrschende Leidenschaft ist, sagten sie, die Leute von sich reden zu machen, und sein größtes Talent, die Veranlassungen dazu mit Geschick-

lich-

lichkeit zu wählen. Aber diese Leute wußten nicht, oder wollten nicht wissen, wie viel Gutes er allen Hülfsbedürftigen in der Stille erwieß. In seinem ganzen kleinen Gebiete war kein Armer. Freude und Ueberfluß herrschten überall. So beschäftigt er von dieser Seite war, so entsagte er doch weder der Philosophie noch der Dichtkunst. Es erschien von seiner Hand: l'Examen important — la Notice des anciens Evangiles — Les Adorateurs — Lettres de Memmius — Homelies sur l'Athéisme — Requête aux Magistrats — Les Loix de Minos, Tragédie, und mehrere kleine Gedichte, la Bégueule — les Cabales — Les Systemes — La Tactique — Les Finances — l'Epitre à Horace — Jeannet & Nicodeme — Les Filles de Minée &c. Die Ehrenbezeugungen und die Gerechtigkeit, die ihm ausländische Könige und Fürsten wiederfahren ließen, waren ihm Ersatz für die Gleichgültigkeit, die der Hof von Versailles gegen ihn äusserte. Catharine II. hatte schon vor ihrer Thronbesteigung ihren Geist durch die Lecture der Werke Voltaire's genährt, und so bald sie die Zügel der Regierung erhielt, machte sie sichs zum Gesetz seine Ideen zu realisiren. Sie schrieb ihm mit eigener Hand: malheur aux persécuteurs! und schickte ihm prächtige Geschenke, nebst ihrer Instruction, nach welcher zwanzig Rechtsgelehrte das neue Gesetzbuch ausarbeiteten. Friedrich der Große schickt Voltaire's Statüe von Porcellan nach Ferney, auf die er mit eigener Hand geschrieben hatte: Viro immor-

immortali. Voltaire antwortete: Sire, vous me donnez une terre dans vos domaines. Einige Reisende, die diese Statue in Augenschein nahmen, waren im Begriff, ihn mit Lobeserhebungen zu überhäufen, als sie die Worte: Viro immortali erblickten, Voltaire aber unterbrach sie und sagte: Et c'est là la signature de celui qui me l'envoie. Voltaire war nunmehr der Gegenstand der allgemeinen Bewunderung: seine Schriften, die in ganz Europa häufig gelesen wurden, vollendeten die Allgemeinheit der französischen Sprache. Alles das diente nur die Galle seiner kleinen Neider zu reizen. Ein gewisser Clement wollte beweisen, daß er in den Anfangsgründen der Grammatik unwissend sey, ein gewisser d'Estrée beschuldigte ihn eines niedrigen Geizes; ein Pater Viret behauptete, er wäre in Catharine II. verliebt u. s. w. Fréron, ein bekannter Journalist, dem es übrigens nicht an Einsicht, Kenntnissen und Witz fehlte, gestand selbst: Si je n'en disais pas du mal, on ne lirait pas mes feuilles.

XXIV. Kap. 1775—1776. Ludewig XV. starb und der Regierungsantritt seines Nachfolgers und die ersten Einrichtungen, die er traf, versprachen eine weise und aufgeklärte Regierung. Einsichtsvolle und rechtschaffene Männer kamen an das Ruder des Staats, unter denen sich der berühmte Turgot durch musterhafte neue Einrichtungen auszeichnete. Voltaire feyerte das Lob der neuen Regierung durch drey kleine Gedichte, le Temps présent, les Finances, und Sesostris. Dieses

leße

letzte Gedicht war desto schmeichelhafter, da es nichts weniger als Schmeicheley war. Voltaire benutzte den Augenblick von Gunst, den ihm diese Aufmerksamkeit verschafte; und wirkte dem Ländchen Gex die Abschaffung der Salzsteuerbedienten aus. Das Parlement ließ eine kleine Schrift von Voltairen Diatribe aux auteurs des Ephemerides, verbrennen, die eine Lobrede auf Türgot, und einige Scherze über die Kühe enthielt, die Pharao im Traume sah. Türgot wurde gestürzt und Voltaire bezeigte seinen Verdruß hierüber in einer kleinen Epitre, à un homme, (à Turgot.) Joseph II. reiste Ferney vorbey, ohne den Besitzer desselben zu sehen. So wenig gleichgültig das ihm auch seyn mochte, so äußerte er doch keinen Verdruß nicht. Die Ehre den Monarchen bey sich zu sehen, sagt der Verf., würde Voltairen ohne Zweifel sehr geschmeichelt haben; aber — setzt er ganz im Geist eines Franzosen hinzu — würde sie ihn so sehr geschmeichelt haben, als die Huldigungen, die er, im folgenden Jahre, mitten in Paris erhielt?

XXV. Kap. 1777 — 1778 Voltaire war nunmehr in dreyßig Jahren nicht in Paris gewesen, und seinem 84sten Jahre nahe: seine Gestalt glich dem Bilde der Zeit. 1777 schickte er zwey neue Trauerspiele Irene und Agathocle nach Paris. Die Schauspieler konnten über die Vertheilung der Rollen nicht einig werden. Dieß verzögerte die Vorstellung und ermüdete die Geduld des Dichters. Er entschloß sich mitten im härtesten Winter zu einer Reise nach der Hauptstadt, und kam da in einem

nem Augenblick an, wo man sich seiner am wenigsten vermuthend war. Man hatte seit einigen Jahren die Könige von Dännemark und Schweden und den Kaiser in Paris gesehen, aber die Ankunft dieser Monarchen hatte weniger Sensation erregt, als die Erscheinung Voltairs. Die Akademie schickte eine Deputation an ihn ab, und die Schauspieler folgten diesem Beyspiel. Voltaire antwortete auf das Compliment dieser letztern: Je ne vis, Messieurs, que par vous & pour vous. Madem. Clairon, die ihn in einer großen Gesellschaft empfing, ließ sich vor ihm auf die Knie nieder. Er war der einzige Gegenstand des Gesprächs, seine Einfälle flogen von Mund zu Mund. Der berühmte Franklin besuchte ihn mit seinem Enkel. Mon fils, sagte er zu ihm, mettez vous à genoux devant cet grand homme. Der junge Mann verlangte seinen Segen. Voltaire legte die Hand auf ihn und sagte: Dieu & la liberté. Die Schauspieler probirten sein Trauerspiel Irene vor seinem Bette. Est-il vrai, fragte ihn Mad. Vestris, que vous avez retouché mon rôle. — Il est très vrai, antwortete der Dichter, que j'ai travaillé pour vous toute la nuit, comme un jeune homme de vingt ans. Bey einer dieser Proben zersprengte sich ein Blutgefäß in der Brust. Die Geistlichen drängten sich auf diese Nachricht zu ihm, um ihn zu bekehren. Ein gewisser Abbé Gautier wollte ihn unter der Bedingung Beichte hören, daß er vorher eine Erklärung über seine Gesinnungen von sich gäbe. Voltaire willfahrtete

führete ihm hierin und legte ein Glaubensbekennt-
niß ab, wie man es nur von einem ächt Römisch-
katholischen erwarten konnte. Aber damit war der
Erzbischoff von Paris nicht zufrieden. Er schrieb
selbst ein Formular vor, das sich mit den Worten
anhob: Nous confessons avoir malicieuse-
ment blasphemé la divinité de Jesus Christ.
Voltaire verwarf diesen Aufsatz mit Abscheu und
verabschiedete den Abbé Gautier mit den Worten:
c'est assez pour aujourd'hui, n'ensanglan-
tons pas la scene, womit er auf sein Blutspu-
cken anspielte. Ganz Paris glaubte indeß, er ha-
be gebeichtet und Voltaire sagte den Personen, die
mit ihm hierüber sprachen: si j'etais sur les bords
du Gange, il me faudroit mourir en te-
nant à la main la queue d'une vache. Den
Tag darauf setzte er die Proben der Irene wieder
fort, von der er selbst keine große Meynung hegte,
und im Scherz sagte: Il seroit triste pour moi
de n'etre venu à Paris que pour etre con-
fessé & sifflé. Seine Krankheit erlaubte ihm nicht
eher, als bey der siebenten Vorstellung das Schau-
spielhaus zu besuchen. Bey seinem Eintritt erho-
ben sich alle Zuschauer von ihren Sitzen. Man
klatschte mit den Händen, und erhob ein tobendes
Freudengeschrey. Man wiederholte unzähligemal
Qu'on lui porte une couronne! Der Schau-
spieler Brisard gehorchte dem Befehl des Publi-
kums. Voltaire wollte diese Ehrenbezeigung, die
man in Frankreich zum erstenmal auf diese Art er-
theilte, nicht annehmen; aber man rief ihm unab-
läßig

läßig zu: c'est le publique qui l'envoye. Die Vorstellung selbst ward durch häufige und laute Freudensbezeigungen unterbrochen. Man rief aus: Vive le Sophocle François! — Vive notre Homere! — Honneur à l'homme unique! — Gloire au Defenseur des Calas, au Sauveur des Sirvens & des Montbailli. Zwischen den beiden Stücken hub sich der Vorhang, und man erblickte mitten auf dem Theater die Büste Voltair's von Caffieri verfertigt, auf einem Piedestal. Alle Schauspieler und Schauspielerinnen umgaben sie in einem halben Zirkel, mit Lorbeerkränzen in den Händen. Nachdem sie einigemal den Namen Voltaire laut ausgerufen hatten, trat Mad. Vestris hervor und sagte einige an ihn gerichtete Verse unter dem lautesten Beyfalle des Publikums her. Hierauf ging jeder Schauspieler mit einer Verbeugung vor dem Bilde vorüber und setzte ihm einen Lorbeerkranz auf, und jedesmal riefen Stimmen aus dem Parterr: c'est le public qui la donne. Unter ähnlichen Ehrenbezeugungen begleitete man ihn zu seiner Wohnung. Sechzigjährige ununterbrochene Bemühungen für das Vergnügen, den Unterricht und die Besserung der Menschen rechtfertigten vollkommen diesen Enthusiasmus, dem man am Tage dieser Krönung freyen Lauf ließ.

XXVI. Kap. 1778. Das Geräusche von Paris fing dem alten Dichter an zur Last zu fallen. Er würde sich auch gewiß losgerissen haben, wenn ihm die Gesellschaft der Marquise von Villette, der er den Beynamen Belle & bonne gege-

den Hacke, nicht unentbehrlich geworden wäre. Er ging in die Akademie und machte den Entwurf zu einem neuen Wörterbuche, an dessen Ausführung er selbst Hand anlegte. Er nahm den Buchstaben A auf sich. Die Anstrengung zur Arbeit aber und der Caffee, dessen er sich stark bediente, raubten ihm den Schlaf fast gänzlich. Er suchte sich durch Opium zu helfen, aber der unmäßige Gebrauch desselben zog ihm eine gänzliche Schlaflosigkeit zu, der endlich eine tödtliche Ermattung folgte. Er rang schon mit dem Tode, als er die Nachricht bekam, daß der Graf de Lally Tolendal die Cassation des Urtheils erhalten habe, das seinem Vater das Leben absprach: dieß riß ihn einen Augenblick aus seiner Lethargie. Er diktirte an diesen Herrn ein Billet: Je vois que le Roi est juste, et je meurs content. Er sprach und hörte nicht mehr. Der Abbé Gautier drängte sich von neuem herzu. Monsieur, rufte er ihm ins Ohr: reconnaissez vous la divinité de J. C.? — Der Sterbende antwortete mit ausgestreckten Armen, als ob er den Priester zurück stoßen wollte, und mit lauter und vernehmlicher Stimme: Au nom de Dieu, Monsieur, ne me parlez pas de cet homme. Dieß waren seine letzten Worte, mit denen er am 31. May 1778 starb. Der Pfarrer von St. Sulpice verweigerte das Begräbniß; man balsamirte also den Leichnam ein, und da man einen Befehl erhielt, ihn aus Paris zu schaffen, so schickte man ihn bey Nacht den Mönchen de Sellieres, deren Abt Mingot ein

Neffe des Verstorbenen war. Sein Herz kam nach Ferney und wurde in sein Studierzimmer in einen Sarkophag gelegt, über dem man die Worte liest: Son coeur est ici, & son esprit partout. Die französische Regierung verbot den Tod Voltaires bekannt zu machen. Man verbot den Verfassern der gazettes étrangers desselben zu erwähnen; die Schauspieler erhielten Befehl, mit der Vorstellung seiner Trauerspiele einzuhalten. Ein Verbot, das bald wieder aufgehoben ward. Friedrich der Große ehrte das Andenken des Dichters durch eine Lobschrift. Catharine II. kaufte seine Bibliothek und schrieb an die Nichte Voltairs: A Madame Denis nièce d'un grand homme qui m'aimait un peu. Seine Religion war die des Plato und Sokrates, über den eingeführten Gottesdienst dachte er, wie Aristides und Montesquieu: das Gesetz der Natur, das Gerechtigkeit und Nachsicht lehrt, war sein Evangelium.

Dieß ist der wesentliche Inhalt der angezeigten Schrift. Wir haben keinen Umstand übergangen, der auf das Leben, den Charakter und Geist Voltaires nur einiges Licht verbreiten konnte. Der Verf. ist ein angenehmer, unterhaltender, aber, was man schon in diesem Auszuge bemerkt haben wird, nicht immer unpartheyischer Erzähler. Zwar hat er nichts zum Lobe seines Helden erdichtet, aber vieles, vieles verkleidet oder ganz unterdrückt, was ihm nicht die größte Ehre gebracht haben würde. Am meisten verräth sich seine Partheylichkeit in den

Urthei-

Urtheilen über die Werke des Dichters, die mehr Panegyr als Kritik sind.

Der Oedipus ist dem Verf. ein Meisterstück. Wer wird ihm das außer Frankreich, und wie wenige Personen werden ihm das selbst in Frankreich nachsagen! An und für sich ist der Oedipus gewiß kein Meisterstück; aber als das Werk eines siebzehnjährigen Jünglings betrachtet, (denn so alt war Voltaire, als er dieses Trauerspiel verfertigte) verdient es freylich die größten Lobsprüche. „Es war, fährt der Verf. fort, „ein Trauerspiel ganz im Ge„schmack der Griechen," aber man weiß, welche verkehrte Vorstellungen man durchgehends in Frankreich von der wesentlichen Einrichtung des griechischen Trauerspiels hegt. — Ein Kunstrichter, dem der Oedipus ein Meisterstück dünkt, wird, wie man denken kann, von der Henriade nichts geringeres behaupten. Wir sind selbst von dem großen Werthe dieses Gedichtes innig überzeugt, und begreifen recht wohl, wie theuer es erst einem Franzosen seyn muß. Unverzeihlich aber bleiben deshalb immer die Seitenblicke, die der Verf. auf die vorzüglichsten Epopöen der übrigen Nationen wirft, die doch in Rücksicht auf wahres poetisches Verdienst sämtlich vor der Henriade den Rang behaupten. Er nennt es le plus utile & le plus sage de tous les poëmes epiques. Besser läßt sich das im Deutschen wohl nicht geben, als das philosophischte und frostigste u. s. w. Voltaire behält dabey immer den Ruhm, daß er den Geist seiner Nation und seines Zeitalters kannte, und

Ueberwindung und Einsicht genug besaß, sich nach demselben zu bequemen. Desto ärgerlicher aber ist es auch, daß Voltaire auf eine so bittere Art an seinen Nebenbuhlern tadelt, was er sich selbst zur Richtschnur gewählt hatte, den Geschmack des Zeitalters zu verfeinern, aber ihm nicht zu trotzen. „Ein Vorwurf," meynt der Verf., „den jeder „Mann von gründlicher Einsicht dem Homer, Vir„gil, Taßo und vorzüglich dem Milton (ce fou „de Milton) mit Recht machen könnte, wäre der, „daß diese großen Männer bey Verfertigung ih„rer Gedichte nichts zur Verbesserung der Mo„ral beygetragen, und ihre Zeitgenossen, statt sie „von ihrem kindischen Aberglauben zu befreyen, sie „vielmehr darin bestärkt hätten. Ce n'est pas „assez d'amuser, il faut encore instruire! — " Als wenn Homer, Virgil, Taßo und Milton nur amüsirten, nicht auch unterrichteten! Dieser Ausspruch macht die kritische Einsicht des Verf. ziemlich verdächtig. Es ist unmöglich, daß er richtige Begriffe von dem Endzweck der Poesie überhaupt, der epischen Poesie insbesondere und von der Art und Weise, wie der Dichter lehren und unterrichten darf, haben kann. „Es würde schwer „fallen, vier Stücke zu finden, die man der Erzäh„lung, die Heinrich IV. im zweyten Gesang der „Henriade der Königin Elisabeth macht, an die „Seite setzen könnte." In französischen Dichtern schwerlich; aber auch sonst nicht? Der Verf. kann die großen Dichter, von denen er so leichtsinnig spricht, nicht weiter, als dem Namen nach kennen

nen, oder wenigstens hat er sie mit allen Vorurtheilen seiner Nation gelesen. „In Voltaire's „Versuche über die epische Poesie sieht man ei„nen großen Mann seines Gleichen beurtheilen.“ Nicht beurtheilen, sondern verläumden, verstümmeln und verhöhnen.

Was S. 102 von der Adelaide du Guesclin und S. 208 von dem Gingiskan gesagt wird, die auch nichts geringers als Meisterstücke sind, ist nicht weniger übertrieben. Dafür ist ihm aber auch der große Philosoph Wolf (S. 118) weiter nichts, als ein metaphysicien obscur, qui avait délayé quelques vérités simples en elles-mêmes dans plusieurs volumes. — „Nur in der Einsamkeit,“ heißt es S. 130. „war „Voltaire groß, sein Genie erstarb gleichsam, so „lang er in der Welt lebte. Hier war er nichts, „als ein schöner Geist. Es ist wahr, er nahm „den ersten Rang unter ihnen ein, unter einem „Greßet, Bernis, Duclos, Piron, Montesquieu: „aber welch ein ungeheurer Abstand zwischen dem „schönen Geist, der durch angenehme Kleinigkeiten „vergnügt, und dem Mann von Genie, der seine Zeit„genossen in Bewunderung setzt, und sie durch „Meisterstücke unterrichtet.“ Diese Behauptung ist sehr richtig; aber wie kömmt Montesquieu in diese Gesellschaft? Wie konnte der Verf. über den Temple de Gnide und einigen andern blos witzigen Schriftchen, den Esprit des Loix vergessen, der doch gewiß jedem Meisterstücke Voltaire's zur Seite stehen kann? — Von den Discours

 philo-

philosophiques sur l'homme, sagt der Verf. S. 121. L'antiquité n'a aucun modele en ce genre, & parmi les modernes on ne trouve rien qu'on puisse leur comparer. Popes Versuch über den Menschen kannte der Verf. also wohl nicht. — „Der Candide ist ihm S. 208, „un ouvrage plus gai, plus varié, encor „plus moral & d'un meilleur ton que Don „Quichotte: ayant en outre cette per„fection de brièveté qui manque au roman „Espagnol.“ So etwas verdient keine Widerlegung. Ein vortrefliches Werk, sollten wir meynen, wäre um desto vortreflicher, je länger es ist. Aber es ist nun einmal die Erbsünde der Franzosen, die Mitte von Paris, mit seinen ephemeren Vorurtheilen und Capricen, als den einzigen Augenpunkt zu betrachten, aus welchem man alles, was auf Erden ist und vorgeht, beschauen müsse. — Das Siecle de Louis XIV. nennt der Verf. S. 191. un ouvrage unique, écrit sans crainte, sans préjugé, sans flatterie, & avec une impartialité peu ordinaire dans un historien. Ohne Zweifel ist es ein sehr schätzbares Werk, aber zum Theil aus ganz andern Gründen, als der Verf. angiebt. — Von der Pucelle prophezeiht er S. 195. daß sie dereinst weit über die Iliade, die Aeneide, den Roland und das befreyte Jerusalem gesetzt werden würde. Unmöglich ist das freylich nicht, und hier und da mag es wohl schon heut zu Tage geschehen. Es bleibt nur die Frage, wo und von wem es geschieht? — S. 193 läßt der Verf.

Verf. dem Bonnwelle aus Preussen nach Deutschland!, reisen. Diesen feinen Unterschied haben die schlauen Franzosen nicht ohne Grund angenommen. Wenn der Deutsche sich rühmt, daß Friedrich der Große sein Landsmann ist, so machen sie ihm den Einwurf: Friedrich ist kein Deutscher, sondern ein Preuße.

Einzelne Fehler und Uebertreibungen machen einen Geschichtschreiber und Biographen zwar verdächtig, aber er kann dessen ungeachtet noch ein sehr gutes und brauchbares Buch geliefert haben; so wie es bey unsrem Verf. der Fall ist. Man lernt hier die Rollen vollkommen kennen, die Voltaire und seine Werke auf dem Schauplatz der Welt gespielt haben. Der Verf. hat, wie es einem pragmatischen Biographen zukömmt, keinen Umstand anzuführen vergessen, der auf die Denkungsart und die Entwickelung und Richtung der Talente seines Helden nur mit einiger Wahrscheinlichkeit Einfluß gehabt hat. Die eingestreuten Anekdoten und Einfälle schildern uns den Geist und zum Theil den Charakter desselben; doch nicht so vollständig, als man wohl zu wünschen berechtigt ist. Ein Anhang zu dieser Lebensbeschreibung wäre also kein überflüßiges Werk. Eine Biographie, die uns nun auch das Herz, den Charakter und den Menschen im Negligé zeigte, und seine Werke unpartheyisch aber streng beurtheilte. Es ist eine handgreifliche Sache, daß der Verf. zu nachsichtig gegen die Schwächen Voltaire's gewesen ist, oder vielmehr, daß er sie ganz zu verstecken gesucht hat.

Er rühmt den Edelmuth und die Freygebigkeit Voltaire's, ohne zu bestimmen, aus welchen Quellen diese guten Handlungen und Unterstützungen, deren er erwähnt, flossen, noch zu beweisen, daß sie in Rücksicht auf das beträchtliche Vermögen des Dichters, das prächtige Lob verdienen, das er über sie ausgießt. Daß Voltaire von seinen Feinden verläumdet, und ihm manches angedichtet wurde, woran er ganz unschuldig war, leidet keinen Zweifel: aber eben so gewiß ist es, daß man ihn von einer gränzenlosen, oft kindischen Eigenliebe, von Rachsucht, und, so sehr er ein Apostel der Toleranz war, von sehr intoleranten Gesinnungen, von Habsucht und Geitze, der oft sogar etwas schmutzig ward, durchaus nicht ganz frey sprechen kann. Einen Beweis für die letztere Beschuldigung giebt der Streit, den Voltaire am Hofe des Königs Stanislaus mit dem Oberhofmeister desselben, einem gewissen Alliot, (oder wie er eigentlich heißt, Allyot,) führte, und den der Verf. hier in einem ganz falschen Lichte vorstellt. Voltaire beklagte sich gegen den König, daß er nicht die nothdürftigen Bedürfnisse des Lebens erhielte. Allyot vertheidigte sich gegen Voltaire mit diesen Worten: Vous avez à diner chez vous, Monsieur. Vous y avez potage, pain, vin & viandes: je vous fais donner, bois & bougie & vous vous plaignez à M. le Duc, au Roi même si injustement. Vous n'avez manqué de rien: je le dis à vous même; & vous direz que vous avez manqué de

tout

tout &c. *) So sehr konnte sich Voltaire erniedrigen, daß er bey seinen großen Reichthümern, über Dinge von so geringer Bedeutung Klagen anstellte. Auf eine ähnliche Art betrug er sich während seines Aufenthalts in Gotha, den der Verf. ganz mit Stillschweigen übergeht. Ein vornehmer Mann, der sonst ein enthusiastischer Verehrer Voltaire's war, erzählte dem Rec. bey seiner Anwesenheit in dieser Stadt, folgende kleine Anekdote, die sich unter seinen Augen zugetragen hatte. Voltaire's Apartement bey Hofe ward, wie gewöhnlich, alle Abende mit Wachslichtern erleuchtet. Diese löschte er, sobald er sich auf sein Zimmer begeben hatte, bis auf ein einziges aus, und verschloß sie sorgfältig, so daß er nach vier Wochen, bey seiner Abreise eine ganze Kiste davon mit sich nehmen konnte. Der reiche Philosoph bedachte sich also nicht, einigen armen Bedienten ihr Benefiz zu rauben, und schämte sich nicht, seinen Geiz auf eine Art zu befriedigen, die ihrer Natur nach nicht verschwiegen bleiben konnte. Aber dieß ist das allgemeine Loos der Menschheit. Es giebt Augenblicke, in welchem der schwächste Kopf den größten Geist, und andere, wo der niederträchtigste den edelsten Mann Bruder nennen darf.

*) S. Pièces interessantes & peu connues pour servir à l'histoire & à la Litterature. Tom. II. pag. 226. à Bruxelles, 1784.

III. Situa-

III.

Situationen von Karl Julius Friedrich. Mit einem Titelkupfer und eilf Vignetten von Mechau. Wien 1786. 256 Seiten in 8.

Wenn der Geschmack einer Nation noch nicht bestimmt und hinlänglich ausgebildet ist; wenn der größte Theil der Lesewelt bey Beurtheilung der Producte des Genies, aus Mangel eines eigenen Maasstabes, mit welchen er sie messen könnte, durch fremdes Lob und fremden Tadel, und meistens nur durch einige vorlaute Stimmen sich leiten und entscheidende Urtheile aufdringen läßt; so kann kein Werk der Kunst sich dauerhaften Beyfall versprechen. Man sieht sich an einem Meisterstücke, dessen Schönheiten man mehr auf guten Glauben annimmt, als selbst zu fühlen und zu schätzen im Stande ist, bald überdrüßig und bald nach Neuigkeiten und Abwechselung um, und zwar nach Abwechselung des Außerwesentlichen, der Form und der Zierrathen. Dieser falsche Geschmack muß endlich auch auf die Künstler und Dichter wirken, die ohnehin äußerst selten Ueberwindung genug besitzen, sich mit dem Beyfall einer einsichtsvollern Nachwelt über den Kaltsinn oder die Verachtung ihrer Zeitgenossen zu trösten. Sie werden, nach und nach,

von

von dem Studium der ächten Schönheit und dem Wesentlichen der Kunst abgeführt, und ihr ganzes Bestreben dahin gerichtet, mehr durch Sonderbarkeit der Manier und Neuheit der Form die Aufmerksamkeit der Menge auf sich zu locken, als den stillen Beyfall der wenigen Kenner zu verdienen.

Daß dieß offenbar jetzt der Fall in Deutschland sey, wird niemand läugnen, der auch nur etwas mit dem Zustand unserer Poesie und Kunst bekannt ist. Fast alle Regeln und Vorschriften einer weisen Kritik und eines feinen Geschmackes sind von unsern sogenannten schönen Geistern und Modeschriftstellern für vogelfrey erklärt. Jeder will seine eigene Manier haben, jeder sich seine eigene Sprache bilden. Das wäre nun wohl recht gut, wenn es nur möglich wäre. Wenn es nur nicht fast immer Pygmäen wären, die die Keule des Herkules schwingen wollten. Es ist ein bald lächerliches, bald ärgerliches, immer aber unterhaltendes Schauspiel, die so höchst verschiedenen Modificationen und Aeußerungen der allgemeinen Schreibsucht zu beobachten, die einen wahrlich nicht kleinen Theil der Nation angesteckt hat. Vorzüglich interessant aber ist der Tummelplatz der schönen Geisterleute, die zwar nicht ohne Talente, aber doch nichts weniger als Genies vom ersten Range sind; die auf dem gebahnten und betretenen Wege recht gut und recht weit fortkommen würden, versteigen sich lieber, um nur desto eher bemerkt zu werden, auf steile, unwegsame Höhen: aber ihr Kopf ist zu schwach, sie werden schwindlich, stürzen herab,

brochen, oder verirren sich wenigstens zwischen Klüfte, wohin ihnen kein Auge folgen kann, und kein Fuß folgen mag. Die mittelmäßigsten und ihr Name ist Legion, ja selbst die elendesten dünken sich hinlänglich geschickt, wenigstens als Nachahmer zu glänzen, und so gelangt von Tausend und aber Tausenden kaum Einer an das große Ziel, das sie alle, wiewohl alle mit aller möglichen Bequemlichkeit zu erreichen wünschen; und über welches sie die niedrigern, die zu erreichen ihre Kräfte nicht überstiege, verschmähen und ganz aus den Augen verlieren. Aber auch selbst die bessern Köpfe, deren erste Versuche Beyfall erhalten, werden bald lässig, und kümmern sich selten darum eine höhere Staffel der Vollkommenheit zu erreichen, da sie ihr Publikum kennen, das sich wenig auf das poco più poco meno versteht, und überzeugt seyn können, daß ihre spätern Werke unter dem Schutze ihres Namens und ihrer frühern Werke sicher seyn werden. Das gemeinschaftliche Bestreben Aller geht indeß auf glänzende Farben, Schimmer und Schein der Neuheit. Diesen zu erhalten werden die verschiedensten Gattungen auf die seltsamste Art vermischt. Daher auf dem deutschen Parnasse die ungeheure Menge neuer Gewächse, die mit unglaublicher Geschwindigkeit empor schießen, die aber, da sie nur Zwitter sind, ihr Geschlecht nicht fortpflanzen können, gewöhnlich in der ersten Generation wieder ersterben, und endlich, ohne die geringste Spur ihres Daseyns hinter sich zu lassen, gänzlich aus den Augen und dem Andenken der Menschen verschwinden. —

Diese

Diese Vorrede ist etwas lang gerathen; aber wir glauben, daß sie ein Wort zu seiner Zeit und an seinem Orte gesagt ist. Wir haben unsern Lesern einen Dichter bekannt zu machen, der gleich mit einer Erfindung auftritt, wenigstens hält Er die Gattung, die er mit dem Namen Situation belegt, für ein Neuland, durch das Er sich zuerst seine Bahn gebrochen habe. Wir wollen ihn selbst hierüber hören.

„Die Idee, einen Versuch in Situationen „zu machen, wurde zuerst durch die dramatischen „Monologen bey mir veranlaßt. Sollt' es nicht „möglich seyn, fragt' ich bey mir selbst, gewisse „leidenschaftliche Zustände des Herzens, gewisse „merkwürdige Lagen des Geistes, auch isolirt, d. „h. ohne vorhergehende Handlung und ausführliche „Geschichte dieser Zustände, blos durch die Macht „der Phantasie und der Begeisterung, in metrischer „Dichtart so zu zeichnen, daß sie für den Leser bis „zum Sympathisiren anschaulich und interessant wür„den? Die Möglichkeit war einleuchtend.“

Gewiß ist sie das; denn wer könnte an der Möglichkeit einer Sache zweifeln, die gerade so, wie hier von ihr die Rede ist, schon unzähligemal existirt. Das Gemälde des Verf. paßt auf einen großen Theil aller vorhandenen Gedichte in allen Sprachen, und vorzüglich auf die meisten Lieder und Oden. Das ist wohl nicht mehr problematisch, und also wäre, ohne nähere Bestimmung, hier nichts Neues; doch vielleicht werden wir sie noch erhalten, diese nähere Bestimmung.

„Ich

„Ich wage den Versuch. Bey dem ersten „Entwurfe war ich mir keiner einzigen Regel deut„lich bewußt. Ich folgte gleichsam nur blind„lings, wohin mein guter Genius, oder, wenn „man lieber will, irgend eine geheime mechanische „Kraft der Seele mich leitete. Erst dann, als ich „mit ruhiger kritischer Prüfung ans Werk ging, „klärten sich in mir aus dem Nebel der Begeiste„rung gewisse Regeln auf, die, bey näherer Unter„suchung, im Grunde keine andern waren, als „die, nach welchen der Schauspieldichter mit sei„nem Monologen verfährt."

Noch immer nichts Neues; im Gegentheil — Doch, wenn Hr. Friedrich auch auf diesem Wege auf eine neue Idee gekommen wäre, so hätte er doch nichts erfunden, höchstens etwas entdeckt; nach Klopstocks richtiger Bemerkung:

Wer unruhvollen, hellen Geist hat, scharfen Blick,
Und auch viel Glück
Entdeckt;
Doch wer, um Mitternacht vom Genius geweckt,
Urkraft, Verhalt, und Schönheit tief ergründet,
Der nur erfindet.

„Ein neuer Beweis, daß es wohl Regeln für „die Kunst, aber nicht für den Künstler giebt."

Weil Hr. Fr. nicht nach Regeln arbeitete, so arbeitet, oder braucht kein Künstler nach Regeln zu arbeiten? Er glaube also wohl, daß es einen Künstler ohne Kunst, oder eine Kunst ohne Künstler geben

ben könne? Wenn er das glauben kann, so muß er ganz eigene Begriffe mit diesen Wörtern verbinden. Kunst, sagt Mendelssohn, ist der Inbegrif der Ausübungssätze, die zur Erhaltung eines Endzwecks übereinstimmen, und setzt im subjektiven Verstande eine Fertigkeit voraus, die praktischen Sätze der Kunst gehörig in Ausübung zu bringen. Und hat er nicht Recht? läßt sich ein Künstler ohne diese Kunst denken? Das Ganze läuft am Ende auf einen Wortstreit hinaus, Vielleicht will Hr. Fr. nichts weiter sagen, als daß der Künstler, ohne auf die mündlichen oder schriftlichen Traditionen der wissenschaftlichen Kunst zu achten, blindlings dem Gange seines Genies nachtreten müsse, das, wie Lessing meynt, ein geborner Kunstrichter ist; und in diesem Falle würde seine Behauptung weniger Widerspruch finden. Doch hätte er sich dann auch bestimmter ausdrücken sollen.

„Ich fand sonach, daß diese metrische Gat„tung, die ich Situation nenne, mit dem dra„matischen Monolog in genauer Verwandschaft ste„he, oder vielmehr gar nur eine besondere Gestal„tung von ihm sey. Der Monolog schildert eine „gewisse interessante Lage des Herzens oder des Gei„stes. Die Situation auch. Der Monolog per„sonalisirt diese besondere Lage, d. h. er läßt die „Personen selbst handeln und reden. Die Situa„tion auch. Hier ist kein Unterschied. Worin „liegt er also? Mir däucht, hierinne: Der drama„tische Monolog steht mit den vorhergehenden Hand„lungen und Begebenheiten, wovon er gleichsam

„das Resultat ist, wirklich in Verbindung, und „die Geschichte seiner Entstehung ist der Phantasie „des Zuschauers oder Lesers wirklich dargestellt. „Der Situationdichter hingegen führt den Leser nicht „erst durch alle vorhergehenden Handlungen, Um„stände und Schicksale, welche diese bestimmte Si„tuation veranlaßten hindurch: sondern er indivi„dualisirt blos den besondern Zustand des Geistes „oder Herzens, d. h. er hebt ihn aus seinem histo„rischen Zusammenhange heraus, und stellt ihn, so „isolirt dem Verstande des Lesers dar.“

Die Situation also wäre weiter nichts, als ein gewöhnlicher Monolog, der dadurch, daß er gleichsam aus dem Zusammenhange mit dem Vorhergehenden und Folgenden gerissen worden, Wahrscheinlichkeit und Interesse wenigstens größtentheils verloren hätte. Der Leser oder Zuhörer würde nicht vielmehr Antheil daran nehmen, als der Zuschauer, der Shakespears Hamlet nicht kennte, und erst dann ins Schauspielhaus käme, wenn Hamlet mit den Worten: Seyn oder Nichtseyn, die Bühne betritt. Der durch den Verlauf des Vorhergehenden unterrichtete Zuschauer ist voller Erwartung, was diese Untersuchung für einen Ausgang nehmen, und wohin sie den Prinzen bestimmen wird; da ein anderer im zweyten Falle keinen andern Eindruck erfahren wird, als denjenigen, den jede lebhafte Untersuchung über einen wichtigen philosophischen Gegenstand, den jede Reihe innig verbundener Gedanken hervorbringen kann. Die Person selbst, aus deren Munde sie kommen, wird ihn nicht

mehr interessiren, als etwa ein Professor, der über diese Materie ex cathedra disserirte.

Wir haben gesagt, daß die Situation dem Monolog an Wahrscheinlichkeit und Interesse nachstehen müsse, und wir glauben beides beweisen zu können. An Wahrscheinlichkeit gewiß. Einige Kunstrichter haben zwar zu behaupten gesucht, daß die Monologen an und für sich immer unnatürlich wären, und durch nichts als höchstens durch das Bedürfniß des dramatischen Dichters entschuldigt werden könnten: aber hierin irrten sie sehr. „Verschiedene Leidenschaften, sagt Home sehr wahr, treiben uns, wenn sie zu einer gewissen Höhe gestiegen sind, mit solcher Stärke, sie durch Worte zu äußern, daß wir mit einer vernehmlichen Stimme sprechen, wenn auch kein Mensch um uns ist, der uns hören kann." Die Monologen sind also nicht in allen Fällen unnatürlich: doch können sie es wohl unter manchen Umständen werden, vorzüglich aber, und zwar subjektivisch, wenn die Seele nicht heftig bewegt, noch ganz von einem Gegenstande durchdrungen ist, objektivisch aber, wenn der Zuhörer nicht hinlänglich in den Stand gesetzt worden ist, diesen Gemüthszustand richtig zu beurtheilen, zu übersehen und die Veranlassung der Leidenschaft, ihre stufenweise Steigerung und ihren endlichen Ausbruch zu beobachten. Dieß letztere ist bey der sogenannten Situation der Fall. Wir hören hier Jemand mit Leidenschaft und Feuer sprechen, aber wir kennen diesen Jemand nicht, wir wissen oft nicht das geringste von seiner Art zu denken, zu handeln und zu empfinden; wir erfahren

nicht, wodurch diese Leidenschaft erregt worden;
und wie und warum eben jetzt? (Und warum
wählte Hr. Fr. nicht bekannte Vorfälle und Charak-
tere aus der wirklichen Geschichte? Wir sehen
nicht, was er dadurch verloren haben würde; ge-
wonnen aber hätten Er und seine Leser gewiß.)
Zwar hat Hr. Fr. diesem Mangel abzuhelfen ge-
sucht, doch nur auf eine ziemlich unbefriedigende
Art. Er schickt die Veranlassung, oder das, was
an diesen Gedichten eigentlich den Namen Situa-
tion verdient, gewöhnlich in einigen Zeilen in Pro-
sa voraus; aber jedermann sieht ein, wie wenig
dieser Ausweg, der nichts weniger als geschickt ist,
die Phantasie der Leser in Bewegung zu setzen, und
ihr Herz den beabsichtigten Eindrücken zu öffnen,
Beyfall verdient. Jedes gute Gedicht sollte billig
ohne alle Aufschrift und weitere Einleitung verständ-
lich seyn. Lessing verwirft mit guten Gründen
diejenigen Sinngedichte, die zum Verständniß einer
mehr oder minder weitläufigen Ueberschrift bedür-
fen, und das, was von dem Sinngedichte gilt,
gilt auch von jedem andern Gedichte. — Auch an
Interesse steht die Situation dem dramatischen
Monologe nach. Dieser letztere interessirt auf ei-
ne doppelte Weise. Einmal durch die Reihe leb-
hafter Gedanken und Empfindungen, die er enthält;
zweytens, und zwar vorzüglich durch die Erwar-
tung, welchen Einfluß diese Gedanken und Empfin-
dungen auf die Entschließung der sprechenden Per-
son haben werden, und dadurch, daß sie gleich-
sam der Saame künftiger Handlungen sind, die
wir hier schon aus dem Keime entwickeln sehen. Die

Situa-

Situation interessirt nur auf die erste Art: Die Gedanken und Empfindungen gehen höchstens in Ueberzeugung, Beruhigung und festen Entschluß, aber nicht in Handlung über, wenn der Dichter nicht wieder mit einem prosaischen Epilog auftreten will.

„Die dramatische Behandlung," fährt Hr. Fr. fort, „welche die Situation erfodert (warum aber erfordert? So müßten sich „leidenschaftliche Zustände des Herzens oder merkwürdige Lagen des Geistes, durch die Macht der Begeisterung und Phantasie in metrischer Dichtart" nur in Monologen so zeichnen lassen, daß sie „für den Leser bis zum Sympathisiren anschaulich und interessant würden" nicht aber auch durch Schilderung aus dem Munde des Dichters. Wer wird das behaupten, und noch mehr, wer wird das beweisen können?) „macht sie zu einem sehr bequemen Vehi-„kel, wichtige Begriffe der Seelenlehre und höhere „Lebensweisheit, im leichten gefälligen Gewande „der Poesie, ins gemeine Leben überzuführen, ohne „in das Matte und Langweilige, den gewöhnlichen „Fehler des Lehrgedichtes zu fallen. Vermehrt schon „die dramatische Form, die dieser Gattung eigen-„thümlich (nun gar eigenthümlich?) ist, auf einer „Seite die Schwierigkeiten der Behandlung; so „gewährt sie doch auch auf der andern Seite sehr „wesentliche Vortheile. Der Dichter läßt seine „angenommene Person überall selbst sehen und em-„pfinden, überall selbst urtheilen, sprechen, han-„deln. Ein solcher Styl bringt natürlich mehr Be-

„wegung, Leben und Wärme in sein Werk, als
„der kalte, historische, oder der schwerfällige di-
„daktische; besonders, wenn er seine Charaktere
„gut zu wählen, und die Nebenumstände geschickt
„zu ordnen weiß. In dieser Hinsicht könnte man
„die Situation auch füglich ein Lehrgedicht im
„dramatischen Styl nennen."

Allerdings, wenn es nicht darauf ankömmt,
bestimmte Begriffe mit einer Benennung zu verbin-
den. Sonst gewiß nicht. Der Endzweck des
Lehrgedichts ist Belehrung, Unterricht, seine Ge-
genstände sind wissenschaftliche und praktische allge-
meine Wahrheiten, Grundsätze und Vorschriften.
Hr. Fr. aber schließt auch leidenschaftliche Empfin-
dungen nicht von seiner Gattung aus, und kann es
auch nicht, wenn sie die dramatische Form des Mo-
nologs behalten soll, der sich nicht ohne eine leiden-
schaftliche Gemüthsbewegung denken läßt; wie aber
verträgt sich das mit dem Zwecke des Lehrgedichtes,
dem Unterrichte? Zugegeben indeß, daß die Si-
tuation ein Lehrgedicht seyn könne, so leidet wenig-
stens das, was der Verf. von den Vortheilen der
dramatischen Form für dasselbe rühmt, manche Ein-
schränkung, und man verliert durch sie von der ei-
nen Seite wenigstens eben so viel, als man von der
andern gewinnt. Der Lehrdichter darf sich in der
gewöhnlichen didaktischen Form zur Belebung und
sinnlichern Darstellung der Gegenstände mancherley
Arten poetischen Schmucks, als da sind Bilder,
Gleichnisse, Schilderungen, Episoden u. d. g. er-
lauben, alles Dinge, die sich mit dem Wesen der

dra-

dramatischen Einkleidung, die so simpel, natürlich und ungeschmückt als möglich seyn muß, durchaus nicht zusammenreimen lassen.

Ein Kunstrichter hatte unserm Verf. den Einwurf gemacht, seine Situationen könnten eben so gut Empfindungen, Betrachtungen u. s. w. heißen: jedes Lied, das Empfindung ausdrücke, könne eben so gut Situation heissen. Denn eine gewisse Lage müsse jedes Gedicht darstellen. Er selbst muß die Richtigkeit dieser Anmerkung eingestehen, aber er fragt: sollte es denn unerlaubt seyn, eine generische Benennung, noch zu einer besondern der Gattung zu machen? Wenn das erlaubt seyn könnte, so wäre es doch gewiß nur in dem Falle, wenn die generische Eigenschaft der Gattung in vorzüglich hohem Grade zukäme. So müßte z. B. im gegenwärtigen Falle, die Eigenthümlichkeit der besondern Lage des Geistes oder Herzens der besondere Gegenstand der Bearbeitung des Situationendichters seyn, aber nichts weniger ist sie das, weder in der Theorie noch Praxis unsers Verfassers. Man höre die endliche Beschreibung, die Hr. Fr. uns davon giebt. „Situation," sagt er, „ist das Gedicht, welches entweder eine Reihe „wichtiger philosophischer Betrachtungen, oder ein „Gemälde großer leidenschaftlicher Empfindungen „und Ideen, wie sie in einem gewissen Charakter „durch eine bestimmte Lage veranlaßt werden, in „ihren mannichfaltigen Mischungen, Abstufungen „und Wandlungen dramatisch darstellt."

Also ist die Situation nicht Hauptsache der Situation, sondern nur Veranlassung. Wenn das nicht Inconsequenz ist, so wissen wir nicht, was sonst Inconsequenz seyn soll. Man mag diese Erklärung von einer Seite betrachten, von welcher man will, so wird man (die ganz willkührlich angenommene Bestimmung der dramatischen Form abgerechnet,) nichts entdecken können, wodurch sich Hrn. Fr. Situationen nur irgend in einem wesentlichen Stücke von allen ähnlichen, ja von allen andern Gedichten unterschieden. Diese Definition ist im Gegentheil so weit, daß sie viele Gedichte ganz verschiedener Art und Einrichtung unter sich begreift. Sie paßt, um ein Beyspiel aus den Alten zu wählen, vollkommen auf die Heroiden Ovids, sie paßt auf Wielands Gedanken bey einem schlafenden Endymion, sie paßt, nach einer geringen Veränderung der ersten Zeilen, auf Hallers Gedicht über den Ursprung des Uebels, und so gewiß noch auf unzählich andere mehr. Doch genug um eine Kleinigkeit gestritten. Neu oder nicht neu — wichtiger ist die Untersuchung, wie die Ausführung unsers Dichters zu seiner Theorie stimme, und überhaupt, ob seine Situationen, blos als Gedichte betrachtet, vortreflich oder wenigstens gut sind. Wir wollen in dieser Rücksicht, das erste das beste Stück, das uns in die Hände fällt, zergliedern.

Der Zweifler im Tempel der Natur.

(Die Seele des Wahrheitsuchenden, die bisher, ganz hineingezogen in das innigere Anschaun ihrer selbst, dem Faden höherer Betrachtungen nachging, deren

Re-

Resultat dunkle Ahnung einer glücklichen Zukunft und eine gewisse lebhaftere Empfindung von der Wahrheit und Göttlichkeit der Natur war, wird nun auf einmal einer ruhigern, festern Stimmung empfänglich, und geht unmittebar in die hoffnungsvollere Situation über.)

Doch nein! Noch will ich, sie zu finden, nicht verzweifeln.
Des Lebens Flamme brennt noch licht und hoch.
Muthvoll zerbricht mein Geist der Schule bleyern Joch,
Und suchet, frey von jenen dumpfen Zweifeln,
Nun die Geliebte selbst. Mir ahnt, sie werde noch
Einst Ruh', und Trost, mir in den Becher träufeln.

Hinaus mit leichterm Freyersinn,
Will ich hinaus zu ihrer weisen Mutter gehen,
Zu der Natur, der Allgebärerin!
Voll Inbrunst werf' ich mich in ihren treuen Schooß:
Sie wird den matten Schweiß mir von der Stirne wehen;
Die Thräne, die so oft in ihren Busen floß,
Wenn mir die Welt das Herz, den frohen Blick verschloß,
Mir trocknen; und die Wunden heilen,
Die mir der Aftermenschen kalter Zwang und Trug,
Ihr stumpfer Sinn, sich mitzutheilen,
Ihr lächerlicher Stolz, tief in dem Herzen schlug.

Wenn es genug ist, einen Spatziergang in die freye Natur zu thun, um Wahrheit und Beruhigung zu finden, so begreifen wir nicht, warum dieser Wahrheitsforscher (so bestimmt sind die Charaktere

raktere und Verhältnisse der Personen unsers Dichters!) dieses nicht schon längst gethan, und sich so lange mit unnöthigen Zweifeln gequält hat?

Und ist nun meine Seele offen
Den geistigern Empfindungen, dann zeigt
Sie, (darf's ich nicht zu ihrer Liebe hoffen?)
Zwar immer noch verhüllet, und vielleicht
In einem mir geheimnißreichen Bilde,
Die Lichterzeugte mir, von deren keuschem Blick,
Ins Menschenherz strömt Heiterkeit und Milde,
Und deren Umgang macht verklärter Geister Glück.
Vielleicht auch winkt sie mich vom thauigen Gefilde,
Wenn meine Sehnsucht noch nicht schweigt,
Hin auf den Hügel, wo in grauer Eichen Mitte,
Gesundheit duftend, still, in ewigfrischem Grün,
Rings ihre Lieblingslauben blühn;
Ach und entdeckt von fern mir die geheimen Tritte
Der schönen ernsten Wandlerin,
Nach deren Lächeln all mein Sinn,
Seit ich begann zu denken, strebet;
Und deren Hauch, wenn einst ich Asche bin,
Noch unverwehet, fort in meiner Seele lebet.

(Nach der Zurückkunft des Zweiflers aus der freyen Natur, die er gegen Sonnenaufgang besuchte.)

O ja, sie hat mich aufgenommen,
Mit warmer mütterlicher Huld.
Wie freundlich hieß sie mich willkommen!
Und goß mir Trost ins Herz und lehrte mich Geduld!

Die gute Mutter! Wie voll Zärtlichkeit und Schonung,
(Ha, in der Menschenwelt so unbekannt!)

Zog sie mich bey der gramverstarrten Hand
An ihren treuen Busen hin.
Sie hieß von meiner Stirn die Schwermuthswolke fliehn,
Und ließ, zur seligsten Belohnung
Für mein so kindliches Vertraun,
Mich tiefer in ihr Heiligthum schaun.

Sie winkte. Sogleich schoß aus dünnen Rosengewölken,
Ein sanfter Strahl herab, die Nebel zu zerstreun,
Die dicht den Sehekreis der Sterblichen umwölken;
Und Geist und Blick mir einzuweihn,
Zum würdigern Anschaun ihrer Herrlichkeit.

Auf einmal fiel von meinen Augen der Schleyer,
Der uns der Dinge Wesen zu sehen verbeut.
Wie flogen sie nun, hellerer, sicherer, freyer,
Weit in der Gegend umher! Selbst nicht der Adlerflug
Des kühnsten Gedanken vermochte die Eile von meinen Blicken
Zu überhohlen und mein Busen schlug
Von jenem innigern Entzücken,
Das uns zu lautem Jubel entreißt.
Ganz neue Schöpfungen sah ich vor mir entstehen,
Und Bilder sich enthüllen, wie sie kaum
Zu einem lichten Frühlingstraum,
Die Phantasie des Himmels selbst kann sehen.
In welcher Wonne schwelgte da mein Geist!
Wie sehr bereichert' er, für diesen Prüfungsstand,
Sich aus der Fülle göttlicher Ideen.

Auf

Auf einen zweyten Wink der Göttin verschwand der heilige Strahl, der den Blick des Wahrheitforschers verklärte, und ein Jüngling stieg aus der Rosenwolke:

hehr und groß
Und göttlich, wie der Auserwählten Einer.

Eine seltsame Art, Vergleichungen anzustellen. Der Dichter will einen unbekannten Gegenstand durch einen andern versinnlichen, und wählt hierzu einen, der, wo möglich, noch unbekannter ist. Wenigstens sollte doch derjenige Gegenstand, auf welchen die Vergleichung gebaut ist, ein sinnliches geläufiges Bild seyn. Derselbe Vorwurf trift auch die folgenden Zeilen:

Aus seinem Blicke sprach des Ewgen hoher Friede,
Wie, nach dem brünstigen Gebet,
Er sanft das Herz des Heiligen durchweht:
Gleich einem Seraph, der auf goldner Wolke ruht,
Lag feyerlicher Ernst, gemischt mit Himmelsmilde,
Auf seiner lichten Stirn —

Wie gesagt, jede Vergleichung, die ihren Endzweck, Versinnlichung, klare Vorstellung, erreichen soll, muß auf einen bekannten Gegenstand beruhen. Wie man einen Frieden, der das Herz durchweht, aus einem Blicke sprechen sehen kann, läßt sich schwerlich denken, und die Lage des feyerlichen Ernstes wird uns durch die zweyte Vergleichung nicht eher sinnlich werden, als es zu den gewöhnlichen Erscheinungen

nungen gehören wird, Seraphe auf Wolken sitzen zu sehen.

> — namenlose Gnade
> Mit Weisheitssinn ergoß sich um den edeln Mund.

Auch das also Gegenstände des Gesichts? wenigstens hören wir nicht, daß dieser wunderbare Jüngling spricht.

> „Dies ist der Genius, der meinen Tempel regiert,
> That mir die liebende Mutter kund:
> Sohn, wall' an seiner Hand, auf selten betretenem Pfade,
> Zu meiner Tochter hin, die hoch im Lichte thront!
> Zur Göttin, die mit Ruh, und ewiger Freyheit und Gnade
> Von Anbeginn hab' ich, aus mütterlicher Huld,
> Ihn, den ich itzt zu deinem Führer wähle,
> Für meine Zöglinge zum Genius bestimmt.
> Er ist's, der meine allbeglückenden Befehle
> Den edeln Wenigen, die sie verstehn,
> In denen noch mein Sinn, ganz unentweihet glimmt,
> Um meinem Fußtritt treu und willig nachzugehn,
> In ernster Einsamkeit leis' in die Herzen flüstert.

Der Genius faßt den Wahrheitsforscher bey der Hand und führt ihn auf einen hohen Berg:

> Die Dämmrung wich, und schon begann der Tag
> Im Osten mild heraufzublicken.
> Ringsum, in seinen Thälern, sang,
> Von hundert Zungen, schon der frohe Wiederhall
> Das Morgenlied der frühen Sänger nach,

Und wachte, weit und breit, die stummen Wesen
wach,
Die noch der düstre Schlaf mit trägen Fesseln um-
schlang.
Als endlich, unter vollerm Schall
Des Haingesangs, der jüngste *) Sonnenstrahl
Den ersten Morgenkuß den Silberwolken brachte

— — — — —

O wie begann mein Herz, voll Unruh sich zu regen!
Wie hüpft' es, in schnellern Sehnsuchtsschlägen,
Der hohen Erscheinung der Gottheit entgegen!

Der Genius sagt ihm, daß er einer der Wenigen sey, die würdig wären:

Schon hier die leise Spur des stillverborgnen
Ganges
Der Schöpfungsweisheit einzusehn!
Ganz ihrer Thaten Tiefsinn zu verstehn;
Und den erhabnen Inhalt des Gesanges,
Nach welchem sich des Weltbaus Kreise drehn,
Mit Adlerblicke zu durchschauen.

— — — — —

Getrost, o Sohn der Sterblichkeit! Auch du
Bist in der heilgen Zahl, die, Wahrheit hell zu
schauen,
Gewürdigt ward. Getrost, ruf in dein Herz die
Ruh!

Schon

*) Der jüngste Sonnenstrahl! Dieses Beywort sagt gerade das Gegentheil von dem, was der Dichter sagen will. Der erste Sonnenstrahl ist nicht der jüngste; sondern der älteste.

Schon nahest du der ernsten Würdigungsstelle ...
Sieh! dort erhebt, auf silbernem Wolkenthron,
In keuscher, jungfräulicher Schöne,
Die sanfte Morgenröth' ihr Antlitz schon,
Das, mit bethauten Rosen umkränzet,
Mild durch den dämmernden Luftraum glänzet.
Bald rauschet nun der Wahrheit Heroldssohn,
In seiner Pracht, am seligen Gestade
Des ewigquellenden Lichtmeers, herauf;
Und übereilet noch, auf seinem unendlichen Pfade,
Der rosigen Schwester früheren Lauf,
Und laut der Gottheit Huld, die ihn einst ausgesandt,
Den Seltenen, die seine Sendung anerkannt,
In Seraphssprache zu verkünden.
Durch ihn erforsche nun im Morgenschauspiel sie,
Die Wahrheit! Da nur wirst du schleyerlos sie finden;
Und in der leisen Abendharmonie
Der zahlenlosen Himmelssphären,
Wirst du, ihr Seher, dann der holden Stimme hören.
Heil dir! da fährt ihr mächtiger Herold herauf!«

Der Schutzgeist sprach's; ein heller Lichtstrahl nahm
Ihn feyerlich vor meinen Blicken auf — —

Der Genius war verschwunden und die Sonne:

Der Wahrheit erstgeborner Sohn!

kam herauf. Der Wahrheitsforscher redet sie an:

Will-

Willkommen mir! o neige
Jetzt, huldreich, meinem Flehn dein Ohr!
Du Göttlicher, den sie zum Herold sich erkohr,
Erleuchte meinen Pfad, und zeige
Den Tempel mir, wo deine Mutter thront!

Der Lichtsohn hörte mich. Dein Eifer sey belohnt!
Winkt' er; und zog mit ehrfurchtbebender Hand,
Den Vorhang vollends hinweg, der ihren Tempel verhüllte . . .

Gott welch ein Anblick für mich! Welch fremdes Gefühl erfüllte
Mein Herz! da saß im weissen Lichtgewand,
Auf goldnem, ätherumflossenem Throne,
Die Dreymalheilige. In ihrer rechten Hand
Flammt' ihre Fackel; und um ihre Stirne wand
Sich, majestätisch ernst, die Sternendemantkrone.
Hoch über ihr wölbt sich der Himmel, wie ein Tuch,
Zum Baldachin, vom Weltenocean getragen.
Zu ihren Füßen lag das heil'ge Buch
Der großen Schöpfung aufgeschlagen;
Wobey, nachdenkend, ernst, in Demuth hingebeugt,
Zween auserwählte Diener saßen,
Und den Geschaffnen rings, so weit der Sonnstrahl fleugt,
Fern auf Licht duftender Gestirne Straßen,
Bis, wo im Mittelpunkt der Schöpfung Urkraft schweigt,
Den hohen goldnen Flammenspruch:
Gott ist! Gott schuf! Gott liebt! mit sanfter Stimme lasen.

Quod-

Quodcunque ostendis mihi sic, incredulus odi. Jede Allegorie, so prächtig sie auch vorgetragen wird, verliert allen Reiz und alle Kraft, wenn sich zu dem Bilde nicht mit leichter Mühe das Gegenbild finden und die eigentliche Bedeutung desselben errathen läßt. Wer sind hier die zween auserwählten Diener, die die Worte: Gott ist! Gott schuf! Gott liebt! mit sanfter Stimme, und doch so deutlich und vernehmlich aussprechen, daß alle Geschaffenen, so weit der Sonnenstrahl fleugt, auf den Straßen der fernesten Sterne, und bis tief im Mittelpunkte der Schöpfung sie hören können?

> Sie selbst .... Doch ach, wie darf ein Sterblicher es wagen,
> Von ihr, für die kein irrdscher Ausdruck gilt,
> Den Sterblichen ein mattes Schattenbild
> In enger Form von Wörtern vorzutragen!
> Sie war es Selbst .... Hier schweiget mein Gesang.

Der Dichter läßt hier seinen Wahrheitsforscher vergessen, daß er allein ist, mit sich selbst spricht, und daß niemand eine solche Schilderung von ihm fodert.

> Durch heilge Dämmrung sah
> Nach meiner Faßung ich, in milderm Zauberschimmer,
> Das Allerheiligste der Wahrheit, welchem nimmer
> Ein Sterblicher kommt, unverhüllet, nah:

Zu prosaisch, und zweydeutig! — Die Wahrheit ruft ihm zu, sich zu nähern. Er gehorcht und redet die Göttin an:

O dreymalheilig, du bist! Die Wahrheit selber bist du!
Heil mir, o Göttin, du bist! Dich Einzige hab' ich gesehen.
Du bist der Zweifler Trösterin,
Und würdigst endlich sie, die rastlos nach dir spähen,
Dein Angesicht zu schaun, mit hochverklärtem Sinn:
Dann fühlen sie, zum Lohn, des Himmels süße Ruh,
Von deinem Hauch in ihre Herzen wehen.

O dreymahlheilig, du bist! Die Trösterin bist du.
Heil mir, o Göttin, du bist! ich fühle dein himmlisches Wehen.

O blicke hold auf mich und nimm sie gnädig an,
Die Huldigung, die ich, am Thron dir abzulegen,
Mich itzt erkühn' im sterblichen Wahn!
Herab, o Göttin, deinen Segen!
Herab auf meine Stirn! Weih du mich selber ein,
Stets deiner werth, auf deinem Lichtpfad zu gehen,
Und ewig dein treuer Zögling zu seyn!

Hier neigt' ich dreymahl mein Haupt, in schweigender Ehrfurcht, nieder;
Die Göttin berührte mit segnender Hand,
Sanft meine Stirn . . . . sogleich war die Erscheinung verschwunden.

Er steigt vom Berge herab, und im Eichthal empfängt ihn wieder die Natur. Er sinkt an ihre Brust und trinket

in vollen Zügen, das Leben,
Das, gütig, Natur, all ihren Kindern gegeben,
Voll dämmernder Ahnungen künftigen Glücks.

Auf seiner Rückkehr begegnet er der Freude, und zwar der himmlischen Freude.

Woher, leichtflatterndes, geliebtes Mädchen, sprich
Ach, wie so lange schon, Treulose, flohst du mich!
So klagend drückt' ich sie fest an mein klopfend Herz.

Was schwärmst du? fragte sie im silberhellen Scherz:
Hast du nicht selber mich, durch finstre starre Blicke
Von deinem Busen fortgejagt?
Ich kränze keine Stirn, auf der es nimmer tagt;
Und bey dem Herzen, das stets über Mißgeschicke,
Trostlos, eintönig sich beklagt,
Da mache, wie du weißt, ich gern die spröde Schöne.

So sprach sie, tanzte hinweg, und holte von ihrer Schwester, der Unschuld, einen schönen, frischen Kranz, den sie ihm mit dem Worte reichte:

Hier dieser Kranz sey dir ein Zeichen meiner Gnade!
So lang', als ich ihn seh um deine Schläfe blühn,
Werd ich, dem Weisen hold, nie deinem Arm entfliehn;

Und Schwermuth soll dir nie die glatte Stirne um-
wölken,
So lang die Lilien, die meiner Schwester Hand
Hier unter meine Rosen band,
Im reinen Glanze nicht sich trüben, oder welken.
Mit diesen ernsten Worten floh
Pfeilschnell die Huldin fort — — —

— — — — —

Seitdem ich dich nun fand, o Wahrheit für das
Herz!
Schwillt nicht mehr, hoffnungslos, mein Auge him-
melwärts.
Seitdem durchweht der edle süße Friede,
Der den Genuß des Lebens so verschönt,
All mein Gefühl, gleich einem Abendliede,
Das, in die Harfe, von der Unschuld Lippen tönt.
Und ich empfinde, im Schooße der Natur,
Die alles so mütterlich pflegt und jede Kreatur
An ihrem treuen Busen nährt, und wärmt und
liebt,
Und jedem Wesen Leben und Freude gibt,
Gleichfern von Ueberdruß und von der Menschen
Neide,
In heiliger Freyheit, die unvergänglichste Freude,
Und überall in Gottes Welt auf jedem Schritt,
Hüpft mir dieß leichtgeschürzte Mädchen entgegen;
Und überall auf allen Lebenswegen,
Umarm' ich sie freundlich und theile den Se-
gen,
Den sie ins Herz mir koset, mit,
Am Busen des Mädchens, in Myrthenlauben;
Im Eichthal; im Gotteshaus;
Im Kreise der Freunde, beym Becher der Trauben;
Am

Am knisternden Heerde, beym Winterschmaus;
Auf Meereswogen; in Wüstensand;
Kurz, wo nur Leben ein Wesen empfand!
Und keine Macht, nur die der Thorheit schließ ich
aus,
Kann ihren schönen Kranz von meiner Stirne rau-
ben.

Und nun dürfen wir endlich wohl fragen, wozu alle diese Personificationen, wozu alle diese Erscheinungen und Erdichtungen? Um den Gemeinort zu lehren, daß Wahrheit nur unter Leitung der Natur gefunden werde, und daß Freude nicht ohne Unschuld bestehen könne? Doch, immerhin möchten diese Gedanken noch alltäglicher seyn, als sie sind; sie sind wahr und wichtig für das Beste des Ganzen und das Wohl jedes Individuums: also kann sie der Dichter nicht zu oft, und nicht in zu mannichfaltigem Gewande seinen Lesern darbieten; versteht sich, daß seine Einkleidungen neu, reizend und anziehend seyn, und die Mittel zum Zweck mit der reifsten Ueberlegung gewählt seyn müssen. Es ist noch keinem Dichter gelungen, durch Hülfe allegorischer Wesen und personificirter abgezogener Begriffe wahres Interesse zu erwecken, und Hr. Fr. macht keine Ausnahme von dieser Erfahrung.

Ueberhaupt sind die Theile des Ganzen nicht fein genug verbunden. Die Natur liefert ihren Zögling in die Hände eines Genius, und zwar des müßigsten, entbehrlichsten Genius, der je in einem Gedichte aufgetreten ist. Dieser Genius bringt den Wahrheitsforscher auf einen hohen und steilen Berg, auf

 wel-

welchen er, wie es heißt, ohne diesen überirdischen Beystand nicht gekommen seyn würde. Aber, hing es nicht blos von dem Dichter ab, den Berg etwas zugänglicher zu machen? Oder, wenn diese Steilheit das Sinnbild der Schwierigkeiten seyn soll, die mit dem Forschen nach Wahrheit verknüpft sind, warum ließ er sich nicht gleich von der Natur auf die Höhe des Berges bringen? So wäre wenigstens der Genius aus dem Spiele geblieben, der nichts thut, als daß er seinem Begleiter ein paar Schmeicheleyen sagt. — Nun ist er auf dem Berge und auf seine Bitte zieht die Sonne den Vorhang vor dem Tempel der Wahrheit hinweg. (Was Hr. Fr. sich hierbey gedacht haben mag? Rec. gesteht gern, daß er sich nichts dabey denken kann.) Er sieht die Wahrheit auf ihrem Throne, wird freundlich von ihr empfangen, hört und sieht viele und große Dinge, und — bedauert, daß ihm Sprache und Kräfte fehlen, das wieder zu erzählen, was er gesehen und gehört hat. Unannehm genug für ihn, aber doppelt unangenehm für den armen Leser, der den mühseligen Weg mit gemacht hat, und mit leeren Händen davon gehen muß. Auf dem Rückweg findet er die Natur wieder, um — sie aus Dankbarkeit zu umarmen. Hier ist der Wanderer am Ziel, und das Gedicht, denkt man, wird sich schließen. Nichts weniger! Seinem Wahrheitsforscher stößt noch ein neues Abentheuer auf. Er begegnet der Freude und zwar der himmlischen Freude. Von dieser erhält er einen Kranz zum Geschenke,

den

llen sie von ihrer Schwester der Unschuld flechten ließ:

So lang, als ich ihn seh um deine Schläfe glühn,
Werd' ich nie deinem Arm entfliehn:

aber trotz dieser Versicherung, entflieht sie, einige Zeilen weiter hin, pfeilschnell, und das Gedicht schließt sich.

Die Fehler und Incongruenzen dieser Composition springen so sehr in die Augen, daß es Beleidigung für die Leser seyn würde, wenn wir uns länger bey ihrer Zergliederung verweilen wollten. Auch ohne die eigene Versicherung des Dichters, würde jedermann von selbst auf die Vermuthung gekommen seyn, daß er bey Verfertigung dieses Gedichtes seinem Genius blindlings gefolgt seyn müsse. Allein ehe wir uns von dem Gedichte entfernen, müssen wir vorher noch eine Untersuchung anstellen. In wiefern nämlich Hr. Fr. in diesem Stücke den Foderungen Genüge geleistet habe, die er selbst an seine Gattung thut. Die Situation ist, ihm zu Folge, eine Reihe wichtiger philosophischer Betrachtungen, oder ein Gemälde großer leidenschaftlicher Empfindungen: aber dieses Gedicht ist keines von beiden. Es ist nichts als Schilderung einiger nicht gut verbundenen Erscheinungen, die nur hier und da mit schwach ausgedrückten Empfindungen und ziemlich gemeinen philosophischen Betrachtungen unterbrochen ist. Eben so wenig ist die Foderung eines gewissen be-

stimmten Charakters befriedigt. Ein so flach ausgedrückter Charakter verdient diesen Namen kaum. — Und die bestimmte Lage? Das, was dem Begriff nach, die Situation zur Situation macht? könnte sie unbefriedigender, unbestimmter angegeben seyn, als hier geschehen ist? „die Seele des Wahrheitsuchenden wird auf einmal einer ruhigern, ernstern Stimmung empfänglich und geht unmittelbar in die hoffnungsvollere Situation über.“ Was aber bedeutet hier hoffnungsvolle Situation, wenn es nicht Stimmung der Seele bedeutet, in welcher sie fähig ist, Blicke in eine heitere Ferne zu werfen? Hr. Fr. braucht auf diese Weise zwey Ausdrücke von ganz verschiedener Bedeutung zu Bezeichnung Einer Sache. „Unter „Situation, sagt ein großer Kunstrichter, versteht „man die Beschaffenheit aller zu einer Handlung „oder Begebenheit gehörigen Dinge, in einem ge„wissen Zeitpunkte der Handlung, in welchem man „das Gegenwärtige als eine Wirkung dessen, was „vorher gegangen, und als eine Ursache dessen, was „noch erfolgen soll, ansieht.“ Uebrigens muß er es ganz vergessen haben, was er S. V. der Vorrede von dem Situationsdichter fordert, daß er nämlich, so viel möglich, Nebenumstände und Beziehungen, auf die vorhergehenden veranlaßenden Umstände, oder nachfolgenden Handlungen in den Vortrag einweben soll — denn von alle dem findet man hier keine Spur. Eben so wenig glücklich ist für dieses Gedicht die dramatische Form gewählt. Das Ganze besteht, wie wir gesehen haben, aus einer Reihe

von

von Erscheinungen, die die handelnde Person, (man verzeihe uns den Misbrauch dieses Ausdrucks!) eben in dem Augenblicke gehabt hatte, und die sie sich selbst mit der ängstlichsten Umständlichkeit und allem Pomp der Sprache wieder erzählt, den sich nur der beschreibende Dichter, wenn er in seiner Person spricht, erlauben sollte. Wenn zu der dramatischen Einkleidung weiter nichts erfodert würde, als eine Person in der ersten Person sprechen zu lassen, so sehen wir nicht ein, wie Hr. Fr. von Schwierigkeiten, die mit dieser Form verbunden wären, sprechen kann. Er hat sich die Sache so leicht gemacht, daß, nach seiner Art, fast alle Gedichte in der Welt, daß selbst die asiatische Banise sich mit eben so geringer Mühe in dramatische Form bringen ließe, als Rabener sie aus Scherz in Briefform brachte. Endlich, was soll man zu der, der dramatischen Einkleidung so unangemessenen schwülstigen und bilderreichen Sprache und zu der Aengstlichkeit sagen, mit welcher Hr. Fr. jedem Substantiv Ein auch wohl zwey Epitheten anhängt?

S. 73. Er wirket auch in dir den sonderbaren Hang,
Einsam, in ernster Nacht, am hohen, leuchtenden Sterne,
Wohl stundenlang, mit liebefeuchtem Blick,
In stummer Sehnsucht hinzuhangen;
Oft auch mit unersättlichem Verlangen,
In selgen Träumen von künftigem Menschenglück,
Dahin zu schwärmen und in die beflorte Ferne

Der inhaltvollen Zukunft, ohne Graun,
Voll dämmernder Hoffnung hinaus zu
schaun u. s. w.

Genug und zuviel über Ein Gedicht! Zum Beweis, daß wir unsern Dichter nicht blos aus diesem Einen Stücke beurtheilen, sondern, daß wir das ganze Buch mit Aufmerksamkeit durchlesen haben, wollen wir dasjenige, was uns vorzüglich lobens- oder tadelnswerth geschienen hat, ganz in der Kürze angeben.

Seltsame Ausdrücke. Schon an den angeführten Stellen werden die Leser bemerkt haben, wie überladen der Ausdruck unsers Dichters ist, und wie er von üppigen Auswüchsen strotzt. Wir haben in dem ganzen Buche nur wenig Stellen gefunden, die man von aller Uebertreibung frey sprechen könnte.

S. 190. Vom fernen Osten zog ein edler Greis
In unser weises, ha! treuloses Klima her—

Es ist eine bey Dichtern gewöhnliche Figur, das Land für die Bewohner desselben zu setzen: allein diese Figur hat, wie jede andere, ihre Schranken, die sich nicht immer durch deutliche Gründe, aber gewiß immer durch feines Gefühl und Geschmack bestimmen lassen. Wenigstens sollte man es nicht wagen, ohne große und gewisse Vortheile, einen Schritt weiter zu gehen. Jede Neuerung hat nur dann erst das Recht uns zu gefallen, wenn sie nothwendig und nützlich ist. Was sagt aber weises,
treu-

treuloses Klima mehr und besser, als weises, treuloses Volk? Nicht zu gedenken der unangenehmen Zweydeutigkeit des Worts Klima, das immer den Begriff des Einflusses und der Einwürkung auf seine Bewohner in sich schließt. Ist es aber die Schuld des Klima, wenn eine Nation weise und treulos ist?

S. 191. Die Geldgier schießt,
So spitzig, wie ein Pfeil, aus ihrem wilden Blick —

S. 193. O Räuber! nur den kleinen Beutel Gold
Laßt noch dem Armen, daß der grause Hunger ihn
Auf fernem Heimweg' ach nicht tödte!

Fern kann kein Heimweg seyn, er sey so lang, als er wolle: aber wohl kann man vom Ziel des Weges sagen, daß es fern sey.

S. 194. Und der Erhörung ruhiges Gefühl
In deinem Herzen, ach wie bald wird es der Schmerz
Mit unbarmherzger Klau' vertilgen.

Man sagt, der Schmerzt nagt am Herzen: wer aber sagen wollte, der Schmerz nagt mit seinen Zähnen, der würde etwas unerhörtes sagen, wie hier Hr. Fr. mit der Klaue des Schmerzes thut. Ueberdieß paßt vertilgen nicht zur Klaue.

S. 197. Nie rang' ich nach der Erde Schätze;
(Schätzen)
Doch wohlthun . . . Gott! was adelt mehr den Wunsch?

Dunkel

Dunkel und undeutsch.

S. 199. Sie brandmark' ewig eu'r Gewissen, kehrt
Ihr nicht zurück, und reicht den hochver- wirkten Hals
Dem Rächerschwerd des Menschenrich- ters!

Das heißt zuviel aus der kleinsten Flocke spinnen, gehört aber zu den Erfindungen der neuern Zeit, von der die nüchternen Alten nicht die geringste Idee hatten. Gewiß würde Homer, ja selbst ein Pindar den Gedanken, sich selbst bey der Obrigkeit angeben, nicht im Stande gewesen seyn so einzukleiden.

S. 173. Wie bist du mir so werth und traut,
Du kleine stillbemooste Hütte!

Diese und mehr dergleichen zusammengesetzte Beywörter können wir uns nicht wohl erklären! Z. B.

S. 92. Was schwärmst du? fragte sie in silberhel- lem Scherz?
S. 101. Jedoch von dieser Stimmung euch
Ein Tongemälde hier im Wortnachhall zu wagen
Das, kalte Grübler, fordert nicht von mir!

Das Tongemälde einer Stimmung im Wortnachhall! Wir überlassen es Jedem, die Ideen- fülle

fülle dieser drey Wörter zu entwickeln — Recensent ist es nicht vermögend.

S. 113. Mit leisem Hauch umschauert mich
Wie Himmelsluft, der Geist der Liebe — —

Wer neue Wörter, und zwar, ohne alle Analogie, schaffen will, sollte wenigstens dem Leser einige Rechenschaft davon in einer Anmerkung geben.

S. 83. Fern auf Licht duftender Gestirne Straßen —

S. 102. Umduftet vom Geiste der heilgen Natur —

S. 207. — bis wo die Dämmerung
Der blauen Ferne ihn umduftet —

S. 291. Wohlan, was stehst und staunest du, Magmorn, hier —

S. 7. — im Hain der Unvollendung —

S. 151. Des Hügels blauer Kranz —

Man sagt, daß eine Reihe Hügel und Berge einem Kranze gleichen, und, wenn sie entfernt sind, so kann man sie auch wohl einen blauen Kranz nennen, aber der blaue Kranz des Hügels läßt sich nicht denken.

S. 94. Seitdem ich dich nun fand, o Wahrheit für das Herz,
Schwillt nicht mehr, hoffnungslos, mein Auge himmelwärts —

S. 100.

S. 199. — unerklärbar dunkel mischte sich
Genoßnes Gefühl mit ferner Ahnung so wun-derlich,
Daß, vom zurückgeworfnen Lichte, der Ver-gangenheit,
Auf die dunkle, todte Maße der Künftigkeit
Eine milde Dämmerung begann zu tagen.

S. 19. — Mondanbeller — (im gemeinen Leben Hund.)

S. 83. — um ihre Stirne wand
Sich, majestätischernst, die Sternendemant-krone —

S. 98. — schwärzer immer wogten, im langsamen Gang,
Hochbusige Wolken herauf — —

S. 151. Der letzte Lenztag hüllt sich aus dem Wol-kenkleide —

S. 214. Wie hier der Schüler der Natur die Schö-pfung
Mit Kunstgefühl auf seine Blätter schmelzt —

S. 164. Wo der Edlen Herzen nicht mehr bluten,
Wo kein Jammer Unschuldsthränen preßt —

S. 168. Und, auf morschem Kreuz einsam sich wie-gend, graußt
Dann der Todtenvogel immerfort! —

S. 181. — der König,
Der der Welt die Thränen hehlt, die seinem Liebling schauern.

S. 154 Und reizlos ist für mich der schönste Mayen-tag. (für Maitag.)

Bey diesen und ähnlichen Stellen fiel uns eine Stel-le aus dem Gilblas ein: Nous sommes cinq ou

ou six. (In Deutschland würde Le Sage fünf oder sechs hundert haben schreiben müssen.) Novateurs hardis qui avons entrepris de changer la langue du blanc au noir. Et nous en viendrons à bout, s'il plait à Dieu, en depit de Lope de Vega, de Cervantes & de tous les autres beaux esprits qui nous chicannent sur nos nouvelles façons de parler, und bisweilen auch „Le Seigneur Don Fabricio, qui fait des vers dignes du Roi Numa, & qui écrit, comme on n'écrit point.“

Falsche Bilder.

S. 292. Sieh! stolz wälzt sich, —

Der breite Fluß zu deinen Füßen fort;
Und trägt und wiegt auf dem krystallnen Rücken
Den schönen Morgenhimmel —

Nicht auf der Oberfläche, auf dem Grunde des Wassers sieht man die Bilder der sich abspiegelnden Gegenstände.

— rund umkränzt
Von Hütten, Gärten und Gebüsch am Ufer.

Einen schönen Morgenhimmel, der auf dem Rücken eines sich stolz fortwälzenden Flusses getragen und gewiegt, und am Ufer von Hütten, Gärten und Gebüsch umkränzt wird! Wie soll man diese Gruppe malen!

Hoch über ihm thürmt sich, in schauderhaftem Ansehn,
Das eingefallne Bergschloß —

Zwey

Zwey Prädikate, von denen das eine geradezu die Wirkung des andern vernichtet. Auch hier wäre die Hälfte mehr als das Ganze gewesen.

S. 210. Ach! aber der Gedank! gerissen aus der Bahn,
Auf der Natur uns hin zum Lieblingsbilde führt,
Das unvertilgbar uns im Herzen lebt —

Dieser Gedank ist kein Gedanke. Was ist die Bahn zu einem Bilde, das unvertilgbar im Herzen lebt? und wie ist es möglich, von dieser Bahn gerissen zu werden?

S. 220. Wehe mir! was ist aus mir geworden?
Ich verbannt aus diesem edlen Orden,
Abgelößt, als ein unnützes Glied,
Von dem großen schönen Bruderkranze,
Welcher, angestralt von Phöbus mildem Glanze,
Segenduftend, rings um Griechenland sich zieht?

S. 174. Der Hügel dort, den meine Hand gegraben,
Winkt mir schon zu, und bald soll er ihn haben,
Des Lebens morschen Ueberrest,
Den mich mein Gott noch athmen läßt —

S. 175. Mein frommer Vater selber trug
Die sieben schlanken Erlen her,
Und pflanzte sie, obschon von Jahren schwer,
Sein Odem röchelte, um meine liebe Quelle...

Wie

Zu zweydeutig! Man weiß erst nicht, ob die Erlen, der Vater oder der Odem von Jahren schwer seyn soll: das letzte, aber gerade das seltsamste, ist die wahrscheinliche Idee des Dichters.

Bey aller Pracht und Pomp des Ausdrucks stößt man zuweilen auf matte, prosaische Stellen und Wendungen. Hier sind einige zur Probe.

S. 31. Zwar kenn' ich nicht das Was und Wie von ihr (der Seele)
Allein wovon weiß dieses wohl der Mensch?
Genug, ich weiß aus ihrer Wirkung, daß
Sie ist. Ich weiß, daß sie unendlicher
Anwendungen und Formen fähig ist.

S. 51. Denn leider! nie trift man in euern Schulen an,
Was eigentlich das Uebel kann verbessern —

S. 209. Still mitzuwirken in den großen Plan der Schöpfung,
Und, Gott gleich, um sich her die Wesen zu beglücken,
Nach seiner Kräfte Maaß, und so es ganz zu fühlen,
Von welchem Werth des Menschen Daseyn ist.

S. 221. Wie? ist Leichtsinn denn solch' ein Verbrechen?
Muß denn eben schandevoller Bann
Jeden Fehltritt des Geweihten rächen —

S. 91 schließt sich eine ganz artige Schilderung der Freude mit dem schlechten Verse:

Kurz, wie die himmlische Freude sich anlägt?

Hier und da sind wir auf Stellen gestoßen, die wir uns auf keine Weise entziffern konnten. Z. B.

S. 8. — Besorgtest du
O Zoroaster, ihrer (der Wahrheit) Sterne Glanz
Möcht' unser Dämmerung gewohntes Auge
Nur blenden —? Unser Geist —
— — —
Der möchte das verborgne hohe Wort,
In ernster Schöpfungsfeyer dir vertraut,
So rein und wahr nicht fassen —

S. 11. Hüll deinen Mantel denn, o Mitternacht.
Geheimnißreich, und graunvoll, wie das Grab,
Um meine Stirn! Hier will ich stillen Ernsts,
Von Unverstand und Vorwitz unbelauscht,
An Zoroasters Urne ruhn; umseufzt
Vom Flüstern der geweihten Palmen, die,
Im bleichen Mondglanz, dreyfach ihn beschatten,
Kühn meinen Blick auf die Verwesung heften —

Worauf soll sich dieses ihn beziehen? Auf Blick? Aber was heißt das, die Palmen beschatten dreyfach einen Blick? Doch es sind ja in dieser Tirade noch fünf Substantiva, unter denen man die Wahl hat. Es wird ziemlich auf eins hinauskommen; man mag wählen, welches man will.

Här-

Härten:

S. 229. Daß die Schande, mit grausamer Treue,
Graunvoll mir, und mahnend, starret ins
Gesicht.

Flickwörter:

S. 235. Daß ich überall, mit Ernst und Pflanzer-
treue,
Samen, der dereinst zur Aernte reift heran
u. s. w.

unangenehme Inversionen:

S. 66. Die Lichterzeugte, von deren keuschem Blick
Ins Menschenherz strömt Heiterkeit und Milde,
Und deren Umgang macht verklärter Geister
Glück u. s. w.

falsche Reime, wie Dämmerung, Labetrunk — Klang, Bank — springt, sinkt — rang, sank — finden sich auch mit unter.

Doch unsere Leser sind des ewigen Tadels müde, und wir mit ihnen. Gern schrieben wir, zum Ersatz, nun auch ein paar vortrefliche, tadelfreye Stellen ab, aber — ist es Schuld unsers Geschmacks, oder der Sache? — so wenig Stücke es in dieser Sammlung giebt, die ganz ohne Schönheiten sind, so wenig haben wir ein Gedicht oder Eine Seite finden können, die uns ganz tadellos geschienen hätte. Wenigstens wollen wir einige Stellen hersetzen, die uns am fehlerfreyesten zu seyn dünken, und wo mitunter einzelne vortrefliche Zeilen vorkommen.

S. 15. Der Bliz entfleugt dem vollen Busen der
Zerrißnen Wolk, und spaltet hier den Fels,
Der himmelan den trozgen Nacken streckt.
Dort kämpft das Wasser mit dem Feuer, und
Zerstiebt in Dunst. Der Erde Eingeweide
Zersprengt die Luft. Und den Vulkan verschlingt
Des Meeres Rachen. Dies wird von der Wuth
Des unterirrd'schen Feuers wild verzehrt,
Daß es bald kocht in fürchterlichen Strudeln,
Und bald, entweichend vom vertrauten Ufer,
Der Erde starke Ribben nackend zeigt.
Dort steigt ein neuer Erdtheil aus der Flut;
Indessen hier ein halbes Reich versinkt,
Und Millionen Menschen mit sich rafft.
Leicht über seinen Rücken tanzet nun
Ein schönbeflügelt Schif; oft ächzet auch
Die spiegelhelle Pflugschar über ihm.
Der Fruchtbaum dorrt: aus seinem Saamenkern
Sprießt nächsten Lenz ein neuer auf. Der Greis,
Der zitternd an dem Stabe schleicht, sinkt hin:
Indeß entwindet seiner Tochter Schoos
Sich ein erwünschter Enkel. Ueberall
Erblick' ich Kampf des Todes mit dem Leben!
Zerstörung, Schöpfung; Auflösung der Form,
Entwicklung neuer Lebenskeime seh'
Ich rings um mich. Doch gänzlich Nichtseyn nicht.

Wie

Wie hat nur Hr. Fr. diese schöne Stelle durch den letzten Vers so entstellen können!

S. 27. Sie (die Seele) die mit jedem Grade der Erkenntniß,
Nach höh'rer Einsicht geizt; unendlich sich
In ihrer Fülle fühlt; Empfänglichkeit
Für jede Art von Lust und Unlust hat;
Im Wirklichen die Möglichkeit erkennt;
Wahrscheinlichkeit von der Gewißheit sondert,
— — — — —
Die sehnsuchtsvoll der Wahrheit Spur verfolgt,
Und Gutes, Böses, Recht und Unrecht wägt;
Die dem Gefühl die Sprache gab, der Zeit
Die Zunge, und der Finsterniß ein Auge;
— — — —
Sich durch Verstandesüberlegenheit
Jedwedes Wesen unterwirft; den Stein
Belebt; bald in der Erde Schoos, bald hoch
Am sternbesä'ten Firmament, und bald
Im Meeresschlunde, die Geheimnisse
Der bildenden Natur entzückt belauscht,
Und gern ihr unabsehbar Heiligthum
Mit einem schnellen Blick' umfinge; die
Aus Wüsten hier sich Paradiese schaft;
Dort Felsen Fruchtbarkeit abzwinget; kühn
Gesetze giebt dem Meer', und wilden Strömen
Die Bahn vorzeichnet; die der Sonne Fern
Und Umkreis mißt — —
— — dem Blitze stolz befiehlt,

 Sich

Sich schadlos in das offne Grab zu senken?

— — — — bald,

Durch jene Allgewalt der Harmonie,
Die sie dem unbeseelten Holz entlockt,
Den Zorn entwafnet, der Verzweifelung
Ein sanftes Lächeln stiehlt — —
Die bey den Namen Tugend, Weisheit glüht;
Am Liebesbusen und im Freundesarm',
Empfänglich sich für ungemischte Wonne,
Und herrlicher durch edle Thaten fühlt;
Ach! und wie viel tausend große Wünsche nährt,
Die diese Erd' ihr nicht gewähren kann;
Die dann im Fluge der Begeistrung sich
Der Gegenwart entreißt, und Zukunft träumt;
Ja durch die Macht der regen Phantasie
Sich neue Welten schaffend, hinterm Vorhang
Des Erdenlebens ein noch bessres ahndet;
Getrost, mein Herz! solch eine hehre Kraft
Kann nicht vergehen, wie des Windes Hauch!
Fürwahr! ich bin unsterblich u. s. w.

75. Des Berges Stirn, vom Haar der hundertjährigen Fichten,
Das seines Anblicks Majestät verschönt,
Tiefdunkel umschattet, und von lichten
Gewölken zum Herrscher der Gegend gekrönt,
Ragt hoch empor im Kreis, den, wie zu seinen Füßen
Ihm huldigend, um ihn die treuen Nachbarn schließen.
Auf ihre Häupter, grau und kahl,

Schaut

Schaut ernsthaft er, und fest, mit königlichen
Blicken,
Herab durch das demüthige Thal.
Sein Scheitel sträubt, voll Trotz, sich himmel-
an, und höhnt
Der Donnerwetter, die, gleich Mücken
Bey schwühler Luft, im stillen Abendstrahl,
Ohnmächtig und voll eitler Wuth,
Um seine starken Hüften spielen —
Auf seinen breiten Schultern ruht,
Vom Sonnenflug, der Königsadler aus —
u. s. w.

Wir hoffen von billigen Lesern Verzeihung zu erhalten, daß wir uns so lange bey dem Werke eines Dichters verweilt haben, das noch in jeder Rücksicht weit von Vollkommenheit entfernt ist. Bey einem Dichter, der noch nicht ist, noch nicht geleistet hat, was er zu seyn und geleistet zu haben glaubt, der es aber werden und leisten kann, wenn er sein Ohr auch der strengsten Kritik nicht verschließen, noch suchen wird, ihren gerechten und bewiesenen Tadel durch den Beyfall eingenommener Freunde oder das unbestimmte und unbewiesene Lob bequemer Recensenten auf einer falschen Wage ins Gleichgewicht zu setzen. Durch diese ausführliche Beurtheilung glauben wir uns ein Recht auf seinen Dank erworben zu haben, da es unter der ungeheuern Menge unsrer kritischen Schriften doch kaum Eine giebt, die sich mit umständlichen Anzeigen dichterischer Produkte beschäftigt. Auch wir würden uns die Arbeit kürzer und leichter gemacht haben, wenn

 wir

wir nicht in Hrn. Friedrich einen vielversprechenden Dichter gefunden zu haben geglaubt hätten, der etwas Vortrefliches liefern könnte, und dann gewiß am ersten und besten, wenn man ihn, da er Gefühl und Wahrheitsliebe verräth, auf seine Fehler und Mängel aufmerksam machte. Hr. Fr. hat nicht gemeine Talente zum beschreibenden, schildernden und philosophischen Dichter: er hat einen Blick, der die Schönheiten der Natur zu finden weiß, eine Phantasie, die sehr reich an Bildern ist, und Belesenheit und Kenntnisse, die in unsern Tagen einem Dichter, dessen Ehrgeiz etwas mehr, als einen so genannten Volksdichter vorzustellen strebt, unentbehrlich sind — aber noch muß er strenger gegen sich selbst verfahren, und vielleicht einen andern Weg einschlagen. Er hat, wie gesagt, große Talente zum beschreibenden, aber, wie uns dünkt, wenig zum dramatischen Dichter. Wie viele Stellen würden vortrefflich in dem Munde des Dichters seyn, die im Munde seiner Personen unnatürlich sind und oft den widrigsten Effekt thun! Auch sind die besten Gedichte der ganzen Sammlung unstreitig diejenigen, in welchen er in seiner Person spricht. Vorzüglicher Fleiß ist Hrn. Fr. in dem Mechanischen der Poesie zu empfehlen. Seinen meisten Versen fehlt es noch sehr an Rundé, Wohlklang und Geschmeidigkeit, und wie schon ein anderer Kunstrichter richtig bemerkt hat, den reimlosen noch mehr, als den gereimten. Ein Urtheil, das die angeführten Stellen hinlänglich beweisen.

IV. Mi

Minona, oder die Angelsachsen. Ein tragisches Melodrama, in vier Akten. Die Musik von Herrn Kapellmeister J. A. P. Schulz. Hamburg, bey B. G. Hoffmann, 1785. 190 Seiten in 8. (Mit lateinischen Lettern.)

Das Amt und die Pflicht eines Kunstrichters ist keine andere als die des pragmatischen Geschichtschreibers. Kenntniß der Sachen, Unterscheidungskraft und Scharfsinn sind jenem so wenig entbehrlich, als diesem; aber dem ist noch mehr die strengste Unparteylichkeit und ein Geist, der, frey von Kabale und Sektirerey, für das Schöne und Schickliche unter jeder Einkleidung empfänglich ist, und durch das Medium aller Sprachen, Sitten und Zeiten zu entdecken weiß. Man kann einen feinen, zärtlichen Geschmack haben, aber wenn dieser feine Geschmack einseitig ist, so wird er diejenigen, die seinen Aussprüchen blindlings folgen, mehr irre führen, als richtig leiten, und auch zu den Hauptfehlern gerechnet werden, die jeden von dem Amte des Kunstrichters auf immer ausschließen sollten. Ein einseitiger Geschmack verdient überhaupt diesen Namen gar nicht, und

nur derjenige kann hoffen, seinem Geschmack die wahre Ausbildung zu geben, der, so viel als möglich, zu einer Zeit, die anerkannten Meisterstücke der vorzüglichsten alten und neuen Nationen, in allen Gattungen, von der Epopöe bis zum leichtesten Liede und Epigramm, und zwar aus allen Epoken der Kunst, nicht blos liest, sondern in Rücksicht auf das Wesen der Poesie überhaupt und jeder Gattung insbesondere studirt, und sich vorher von den Sitten und der Geschichte dieser Nationen eine genaue und vollständige Kenntniß erworben hat. So groß und schwer diese Foderungen sind, so sind sie doch durchaus nothwendig. Denn nur auf diese Art allein wird es dem Wahrheitsforscher, auch bei dem besten Willen, gelingen, sich über die Vorurtheile seiner Nation und seines Zeitalters zu erheben, ein jedes Kunstwerk aus dem wahren Gesichts- und Standpunkte zu betrachten, sich gegen voreilige und einseitige Urtheile zu schützen, und seinen Landsleuten und jedem einzelnen Individuum die Stelle anzuweisen, die ihm gebührt. Ist er ein Deutscher (und fast scheint es, daß heut zu Tage ein solches Ideal eines vollkommenen Kunstrichters, oder wenigstens das, was ihm am nächsten kömmt, nirgends als in Deutschland wirklich werden könnte) so wird er seinen Landsleuten mit Vergnügen die Vorzüge eingestehen, die sie wirklich besitzen, ohne deshalb die Verdienste der Ausländer zu verkleinern. Er wird nicht läugnen, daß die Deutschen in der epischen Poesie sich mit ihren Nachbarn wohl messen können, daß sie in

einigen Dichtungsarten, als z. B. in der lyrischen und Schäferpoesie sie offenbar übertreffen: allein von der andern Seite wird er mit derselben unbefangenen Freymüthigkeit sein Urtheil über unser Theater fällen, daß troz den Bemühungen einiger vortreflichen und mehrerer guten Köpfe, und troz seit so vielen Jahren weiter nichts, als ein [illegible] Kind ist, und es noch lange hin zu bleiben drohe.

Aber, der Wahrheit die Ehre zu geben, weder allein durch die Schuld der Dichter, noch allein durch die Schuld des Publikums. Mit den [illegible] [illegible], die davon je in unserm Charakter und unserer politischen Verfassung liegen, vereinigten sich von jeher eine Menge zum Theil zufälliger Umstände, die sich dem Fortschritte der dramatischen Kunst in Deutschland entgegensetzten, und durch deren Zusammenwirkung es ihr unmöglich fiel, festen Fuß zu fassen. Viele gute Köpfe, als Schlegel, Brawe, Cronegk, Krüger, Weiß, [illegible] u. a. m. die sich dem Theater widmeten, und entweder schon schätzbare Werke geliefert hatten, oder doch durch glückliche Versuche zu den schönsten Erwartungen berechtigten, wurden ihm durch einen frühen Tod entrissen; andere, wie Romanus, Leisewitz, Lessing, Göthe, Engel u. a. m. kamen in bürgerliche Verhältnisse, durch die sie dem Theater entweder ganz abstarben, oder doch verhindert wurden, ihm alle Kräfte ihres Geistes zu widmen. Die dramatische Poesie erfodert das ganze Leben eines Mannes, selbst eines Mannes von Genie, und wirklich befanden sich die größten Dichter dieser

Gattung

Gattung, unter den vorzüglichen alten und neuen Nationen in der glücklichen Lage, den größten Theil ihrer Zeit auf ihre Kunst wenden zu können, in welcher es weniger, als in einer andern Dichtungsart, mit Einbildungskraft und Begeisterung allein gethan ist; die mehr, als jede andere Werk des Verstandes ist, und gründliche Kenntniß und ein tiefes Studium der Herzen und Sitten der Menschen, der mannichfaltigen Nüancen, Aeußerungen und Spiele der Geister und Charaktere, und eine genaue Abschätzung dessen, was Wirkung thut oder nicht, voraussetzt. Wo aber sind nun die deutschen Gelehrten und Schriftsteller, die, als solche, leben können ohne ein bestimmtes Amt und Geschäfte, die zwar den Körper nähren, aber zu gleicher Zeit auch dem Geiste alle Lust und Laune zu dramatischen Arbeiten rauben? Wie wenige haben Zutritt in die große Welt, wo sie sich die Kenntnisse, die Politur, die Geläufigkeit der Sprache, den Reichthum an Wendungen und Ausdrücken erwerben könnten, die vorzüglich dem komischen Dichter unentbehrlich sind, und die sich aus Büchern und schon vorhandenen Stücken gar nicht, oder doch nur sehr unvollkommen erwerben lassen! Und wo sind endlich die guten stehenden Theater, die dem dramatischen Dichter nicht weniger unentbehrlich sind? Nach der Größe des Reichs giebt es ihrer nur sehr wenig, und unsere besten Dichter leben fast alle entfernt von ihnen. In Wien, Mannheim, Hamburg, also gerade in den Städten, die die besten Schauspieler besitzen, lebt kaum Ein Dichter, der in Be-

achtung gezogen zu werden verdiente. Ein Umstand, der schon allein uns um manches vortreffliche Stück gebracht haben mag! Einer unserer besten dramatischen Dichter hatte das Glück an einem Orte zu wohnen, der einige Jahre hindurch die beste deutsche Bühne in seinen Mauern aufweisen konnte, und in dieser Zeit verfertigte er jährlich drey, vier und mehr Stücke — bald aber traf dieses glückliche Häuschen das allgemeine Loos der deutschen Kunst. Die Liebhaberey ihres Unterstützers bekam eine andere Richtung; es wurde zerstreut, und der verwaiste Dichter kann es nun in mehreren Jahren kaum einmal über sich gewinnen, die Hand an ein neues Stück zu legen.

Das deutsche Publikum hat keinen Geschmack! sagen die Dichter und Schauspieler, indem sie hierdurch gern die ganze Last der Vorwürfe, die man unserm Theater macht auf dasselbe wälzen möchten — aber mit welchem Rechte? — Ein richtiger, feiner und sicherer Geschmack, wahres Hochgefühl an den Musenkünsten, eine innere, lebendige, auf eigene Empfindung sich gründende Ueberzeugung von dem Werthe oder Unwerthe eines Kunstwerks, ist vielleicht nicht häufiger, als das Talent selbst, sie hervorzubringen. Wenn also das Wort Geschmack nur in dieser, das heißt in der richtigen Bedeutung genommen werden soll, so ist er gewiß immer nur das Antheil weniger einzelnen Personen, und dann verdiente es wohl noch eine nähere Untersuchung, ob es in Deutschland nicht eben so viel, wo nicht noch mehr Freunde des wahren

ren

ma's und guten Geschmacks gebe, als außerhalb, in Frankreich, oder England? — So viel kann es also nicht heißen, und was heißt es denn?

Schwerlich etwas anders, als: der Geschmack der Deutschen ist nicht übereinstimmend genug: man kann nicht so leicht und nicht mit solcher Gewißheit die Wirkung und Aufnahme eines Stücks vorher ausrechnen, als in Paris, wo die Stimme des Publikums fast immer nur Eine ist, wo die Urtheile einzelner Personen nicht das Resultat eigener, individueller Empfindung, sondern das Resultat einer Schätzung und Abmessung des zu beurtheilenden Werks an dem Maasstab allgemeiner Conventionen, und einer gewissen weibischen Delikatesse sind, die man für feinen Geschmack hält, die aber nichts weniger, als das, und sehr oft gerade das Gegentheil ist.

Die Ursachen dieser Verschiedenheit liegen am Tage. Wenn man von Wissenschaften und Künsten, von Poesie und Geschmack der Franzosen spricht, so ist immer nur von dem kleinsten Theil der Nation die Rede, von den höhern Klassen der Bewohner jener sogenannten kleinen Welt (die in den Augen eines rechtgläubigen Franzosen wohl so viel und mehr Gewicht und Bedeutung hat, als der ganze übrige Erdenraum) so ist immer nur von Paris die Rede. Da die Großen dieser Hauptstadt wenigstens ihrer Sprache und ihren Schriftstellern Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so mußte das bey der allen Parisern angebornen Sucht, mit den höhern Klassen und dem Hofe einerley zu fühlen, zu

denken

wollen und zu glauben, und so viel als möglich es werde Unterhaltung, Zeitvertreib und Vergnügen zu haben, nothwendig viel Einfluß auf die niedern Klassen der Bewohner von Paris und endlich auch auf die Denkungsart der ganzen Nation haben. Wie ganz anders ist das alles in Deutschland! Hier sind die Sitten und die Lebensart der verschiedenen Stände durch viel weitere Klüfte getrennt. Unsere Großen kennen ihre Muttersprache nur sehr wenig, und noch weniger die Schriftsteller derselben: sie haben entweder gar keinen Geschmack, oder haben sich ihn in Frankreich oder England einpfropfen lassen. Der übrige Theil der Nation, der hier in Betrachtung kommen kann, besteht in Gelehrten, oder doch in Leuten, die lesen, und größtentheils eine oder mehrere ausländische Sprachen verstehen; welches nothwendig eine größere Verschiedenheit des Geschmacks erzeugen muß. Es ist also sehr übereilt geschlossen, wenn man den Deutschen deshalb überhaupt den Geschmack abspricht, weil sie nicht alle auf einerley Art fühlen und urtheilen. Aber freylich ist es eine ausgemachte Wahrheit, daß diese Verschiedenheit des deutschen Geschmacks dem Theater äusserst nachtheilig ist. Die wenigsten deutschen Städte sind groß und vermögend genug, ein Theater zu unterhalten, und doch müßten, wenn für das Vergnügen und die Unterhaltung des ganzen Publikums gesorgt werden sollte, in jeder wenigstens zwey oder drey verschiedene Theater seyn. Eins für den Hof, eins für die mittlern Klassen, eins für den niedern Bürgerstand und

das

das gemeine Volk, das nicht geringere Ansprüche auf das Vergnügen der theatralischen Vorstellung hat, als irgend einer der höheren Stände.

In welcher Verlegenheit befinden sich also die dramatischen Dichter, die für ein Publikum schreiben, das aus so mancherley Gliedern von eben so mannichfaltiger Bildung, Geschmack und Einsicht besteht. Und was sind die Folgen hievon? Einige kopiren fremde, englische, französische und dergleichen Sitten, und stellen Charaktere dar, wie sie sich unter uns gar nicht finden. Diese erhalten den Beyfall der Höfe und der höhern Klassen, aber der größte Theil der Zuschauer hat Langeweile und bekömmt Ekel vor einem Zeitvertreib, der für ihn kein Zeitvertreib ist, der für ihn nichts Anziehendes hat, und wobey er sich gleichsam in eine unbekannte Welt versetzt sieht. — Andere bequemen sich mehr nach der Vorstellungsart und dem Genie des großen Haufens, sie wollen deutsche Sitten und deutsche Charaktere schildern, ohne zu bedenken, daß es im Grunde gar keine deutschen, aber wohl preußische, sächsische, schwäbische, österreichische u. s. w. Sitten und Charaktere giebt. Sie schreiben also auch eigentlich nicht für Deutschland, sondern für eine Provinz, wohl gar nur für den Winkel einer Provinz, für die Hauptstadt einer Provinz, und jemehr diese Stücke in ihrer Heimath gefallen, je richtiger sie nach ihrem engen Horizont gestellt sind, desto weniger Beyfall können sie sich in dem übrigen Deutschland versprechen. Was hier ächter Witz und vortreflich ist, wird einige

nige Meilen weiter hin vielleicht kaum mehr verständlich seyn. — Noch andere versuchen einen Mittelweg zu treffen. Die Sitten und Charäktere sollen weder ausländisch noch provinziell seyn, und sie werden — flach und schielend.

Dieß ist die Entstehungsart unserer meisten dramatischen Produkte: dieß sind aber nur ein Theil der Schwierigkeiten, mit denen der deutsche dramatische Schriftsteller zu kämpfen hat, und unter welchen die Meisten erliegen. Ein großer Theil dieser Schwierigkeiten liegt freylich in der Natur der Sache, in dem Genie der Nation, in unserer politischen Verfassung u. s. w. aber desto tadelnswürdiger ist der Dichter, der zu diesen Schwierigkeiten selbst noch mehrere hinzufügt. So wenig Originalgenies wir Deutschen im dramatischen Fache aufzuweisen haben, so können wir uns doch mit allem Rechte eines Originaleinfalls rühmen, auf den vor uns keine andere Nation gerathen war. Und dieser besteht darinne, theatralische Stücke zu schreiben, deren Haupteigenschaft diese ist, daß sie mit allen auch den vernünftigsten Regeln und Conventionen des Theaters streiten und ganz unaufführbar sind. Man könnte diesen Einfall als eine unschuldige Grille hingehen lassen, wenn er zum Unglück nicht gerade das Werk einiger unserer besten Köpfe wäre, die, wenn sie die Regeln des Theaters entweder besser studirt oder weniger leichtsinnig verachtet hätten, uns in jeder Rücksicht meisterhafte Stücke hätten liefern können, wenn es nicht der Einfall

eines Klopstock, Göthe, v. Gerstenberg, eines Fr. und Ch. v. Stollberg wäre!

Die vor kurzen erschienenen *Schauspiele* dieser letztern wird ein anderer Recensent in dieser Bibliothek beurtheilen: jetzt haben wir es mit der Minona des Hrn. von Gerstenberg zu thun, die eben so, wie sein Ugolino in dieser regellosen Manier geschrieben ist. Doch, wir thun dem Ugolino Unrecht, wenn wir ihn mit der Minona in Eine Klasse setzen. Beide Stücke haben weiter keine Aehnlichkeit, als daß sie, wiewohl aus verschiedenen Ursachen, für die dramatische Vorstellung untauglich sind, an innerm Werth sind sie unendlich verschieden, und Minona steht tief unter dem Ugolino. So sehr sich dort auch der Dichter durch den Stoff selbst die Hände gebunden hatte, so bearbeitete er doch diesen unfruchtbaren Stoff mit aller möglichen Kunst, als ein Mann von Genie. Ugolino ist keine vortreffliche Tragödie, aber doch ein vortrefliches Gedicht. Minona hingegen ist weder das eine, noch das andere. So sehr dieses Urtheil von den Aussprüchen aller uns bekannten Recensionen dieses Stücks abweicht, so scheuen wir uns doch nicht, es mit aller Freymüthigkeit herauszusagen, da wir es hinlänglich zu beweisen uns im Stande glauben. Diejenigen von unsern Lesern, denen es nicht allein um ein Urtheil, sondern auch um die Gründe für dasselbe zu thun ist, werden es sich leicht gefallen lassen und die Zergliederung des Ganzen abwarten, und die übrigen können

pen das Buch hier, oder sobald sie wollen, zu schließen. — —

Die Scene der Handlung ist Brittannien, und der Zeitraum die erste Hälfte des fünften Jahrhunderts. Die sinkende Macht der Römer und die von mehrern Seiten auf das römische Reich eindringenden Barbaren, machten es ihnen nothwendig, manche Provinz eines grossen Theils ihrer Besatzung zu berauben, und sie anderwärts, wo die Noth grösser war, zu brauchen. Dieß war um diese Zeit auch der Fall mit Brittannien. Die Einwohner dieses Landes, die von den Römern keine hinreichende Hülfe gegen die Einfälle der Pikten und Schotten zu erwarten hatten, nahmen ihre Zuflucht zu den Angelsachsen, einer deutschen Nation. Diese leisteten den Britten zwar den verlangten Beystand, ließen sich aber auch im Lande nieder, und bemächtigten sich eines Theils der oberherrlichen Gewalt, so daß die Herrschaft der Insel nunmehr unter die Römer, die Angelsachsen und den einheimischen König getheilt war. In diese Zeit fällt die Handlung des Stücks.

Aezia Septimilla, eine römische Dame und Verlobte des Aurelius Ambrosius, eines römischen Befehlshabers in Brittannien, liebt den Edelstan, einen Jarl der Angeln (Jarl bezeichnete den Statthalter einer Provinz, einen Heerführer, auch wohl einen regierenden Fürsten, und in dieser letzten Bedeutung wird es hier genommen. Aus diesem Worte ist das Englische Earl entstanden,) einen jungen, schönen, tapfern Krieger. Dieser

Edelstan war in die Kriegsgefangenschaft der Pikten gerathen, und auf eine wunderbare Weise, durch eine unbekannte weibliche Hand aus seinen Fesseln befreyt und den Seinigen wieder gegeben worden. Er beschließt, die Beleidigung, die ihm Trenmor, König von Morven zugefügt hatte, durch einen blutigen Krieg zu rächen, und seine Bundesgenossen, Horst, Herzog der Sachsen, und Swaran Jarl der Juten versprechen ihm ihren Beystand. (Erster Akt.) Von einem Barden, dem Freunde seines Vaters, erfährt Edelstan, daß seine Erretterin aus der Gefangenschaft Minona, die Schwester eben dieses Trenmors sey, den er jetzt zu bekriegen gedenke, und deren Liebe er sich, wiewohl unwissend, erworben habe. Minona wäre als die Thäterin erkannt, und in ein schreckliches Gefängniß geworfen worden, worin sie dem gewissen Tod entgegen sehe. — Minona wird durch überirrdische Macht aus ihrem Gefängnisse befreyt. (Zweyter Akt.) Aezia ist verschwunden, den Edelstan auf seinem Zuge gegen die Pikten, auf einer gewissen wüsten Insel, von den Seinigen abzuschneiden, und nach Rom zu entführen. Auf dieser wüsten Insel ist Trenmor eben im Begriff, den Göttern seines Landes ein großes Menschenopfer zu bringen. (Dritter Akt.) Die Opferfeyer hebt an. Minona, die von einigen Soldaten wiederum gefangen worden, wird herbey gebracht. Edelstan kömmt mit seinen Angelsachsen an, und befreyt die Gefangenen, die zum Opfer bestimmt sind. Trenmor und sein Gefolge wird

in

in Fesseln gelegt. Zwey römische Gefangene werden dem Edelstan zugeführt, worunter sich die verkleidete Aezia befindet, die mit einem Dolche auf Minona eindringt, aber an der Ausführung ihres Vorhabens gehindert, und niedergehauen wird. Trenmor sucht den Edelstan zu dem Dienste seiner Götter zu bekehren, was ihm aber nicht gelingt. Eine unterirrdische Flamme verschlingt zum Schrecken der Abgötter die Opferstätte. Edelstan bekömmt Minona zur Gattin, und ein Chor von Geistern macht den Beschluß. — —

Dieß ist die Handlung, oder besser der Inhalt des Stücks. Die Fabel ist mit wenig Worten, die Befreyung Minonens durch Edelstan aus den Händen ihrer blutgierigen Verfolger. Dieses angenommen, als das Hauptthema, und was könnte es sonst seyn, wenn es das nicht ist? wie übel verbunden sind die Theile des Ganzen, wie lösen sich die meisten Personen und Vorfälle, als ganz außerwesentlich, von der eigentlichen Handlung ab! Selbst Aezia, die thätigste Person des Stücks, und diejenige, die wir am meisten vor Augen haben, auf deren Schilderung der Dichter die meiste Mühe verwandt zu haben scheint, ist nur eine Nebenperson, die um desto tadelnswürdiger ist, da sie nicht den geringsten Einfluß in den Lauf der Handlung hat. Was geschieht blos deswegen, weil sie die Hand im Spiele hat? und was wäre nicht geschehen, auch wenn sie ganz davon geblieben wäre? Die Befreyung Minonens gründet sich freylich auf den Zug des Edelstan, aber dieser Zug wird nicht um

Ihrentwillen unternommen, er war schon vorher, und aus ganz andern Gründen beschlossen, und die Nachricht, daß die gefangene Minona seine Retterin gewesen war, bestärkt ihn nur in seinem Entschlusse. Wie schlecht sind nicht ferner die Auflösung und der Ausgang zusammen verbunden! Wie? wenn Edelstan einige Augenblicke später auf der wüsten Insel landete, so fand er Minona in ihrem Blute, und alles drehte sich anders. — Eine ausführliche Zergliederung des Ganzen soll unsere Leser in den Stand setzen, mit eignen Augen zu sehen, und unser Urtheil immer mit den Gegenständen zu vergleichen, und seine Richtigkeit zu untersuchen.

Erster Akt.

Scene 1. (Villa Faustini.) Zwey Sklavinnen der Aezia unterreden sich von der Liebe ihrer Gebieterin zu Edelstan.

Erste Sklavin. Wüßt' ich die Wünsche meiner Gebieterin nur so leicht zu befriedigen, als ich „sie errathe. Aber da steckt der Knoten. Dieser „Edelstan Jarl, oder Jarl Edelstan Angelsachs, „(Aezia erwachend horcht.) dieß Bild der Anmuth, dieß Kind der Grazie, das die Liebe aus „dem Schaume selbst, aus dem sie geboren war, „und einem Fünftheil ihres Nektars, in den Hauch „eines Endymion oder eines Paris verblasen zu „haben scheint" (Was das Mädchen seltsam plaudert!) „dieser wunderbare Erdensohn be„sitzt in seiner schönen Hülse alles, was die ver„schwenderische Natur dem geben konnte, den sie

„Mann

„Mann stempelt: nur fehlts ihm an einem gewis-
„sen innerm Etwas, merke wohl auf, einem Et-
„was, sag' ich, dessen Mangel alle unsere Hofnun-
„gen, alle unsere Entwürfe zu Schanden macht,
„einem gewissen wesentlichen ganz unentbehrlichen
„Etwas —

Zweyte Sklavin. Himmel, was kann das seyn?

Erste Sklavin. Kurz, damit ich deine ge-
„rechte Neugierde nicht zu lang aufhalte, es fehlt
„ihm ein Herz, liebes Kind, ein Herz; — wo
„nicht für unser Geschlecht überhaupt, doch allem
„Anschein nach leider! für Aezien Septimillen....

Sc. 2. Aezia, (auffahrend. Sklavinnen
knieen.) „Oh mir! das ist zu arg! — Nicht
„genug, daß schwindsichte, trübsichtige Träume
„mit ihren Fledermausflügeln um das Bischen Licht
„herumflattern, das ein unruhiger Schlummer in
„unserer Seele noch fortglimmen läßt? muß gleich
„das erste Wort, das ich höre, der häßliche Laut
„einer Eule seyn, der meinem armen Herzen nichts
„als Unglück weißagt?

Ist das Sprache der Natur, der Empfindung? Der dramatische Dichter hat mehr, als ein anderer dahin zu sehen, daß er seine Phantasie bändige. Er muß sich vor Beschreibungen und Malereyen hüthen, wie sie zwar aus dem Munde eines kalten, blos beobachtenden Zuschauers kommen können, die aber bey den handelnden und leidenden Personen selbst nicht denkbar sind. Welch eine aufgeblasene, schwerfällige Periode ist nicht die letzte Rede der

Aezia? So spricht kein Mensch in der Welt, am allerwenigsten in dieser Situation. Ueberdieß sind die Bilder, in die der Gedanke verhüllt ist, so ausstudirt und so zahlreich, daß sie sich unmöglich so schnell in der Seele entwickeln konnten, als sie durch die Sprache ausgedrückt werden. So oft aber der Dichter sich Gemälde dieser Art erlaubt, stört er nothwendigerweise die Illusion. Die Person verschwindet, und man wird mit Widerwillen den Schauspieler gewahr, der seine auswendig gelernte Rolle herbetet.

Sc. 3. Aezia und Sappho, die erste Sklavin. Aezia dringt in die Sklavin ihr den Grund der Abneigung des Edelstan gegen sie zu entdecken. Sappho antwortet, diese Abneigung träfe nicht sie allein, sondern das ganze weibliche Geschlecht. „Ist Edelstan, fährt sie fort, mehr, als ein Barbar? Hat er nicht Kälte des Herzens, Stumpfheit des innern Sinns, oder, wenn du das lieber hörst, Beschränkung der lebhaften Gefühle, die nur ein wärmerer Himmel vollaus entwickelt, — hat ers nicht mit allen andern Barbaren gemein, die außer Rom und Griechenland ein ungewisses Daseyn leben? — Wir sind ihnen wirklich zu fein, sie begreifen uns nicht, haben keinen Sinn für uns, keinen Brennpunkt der Empfindung, auf dem ein lebendiger Stral aus dem schönsten Auge geschossen, aus dem deinigen selbst, meine Gebieterin, zum Feuerfunken der Liebe auflodern könnte.“

So ohngefähr würde sich ein pedantischer Professor der Mathematik hierüber ausdrücken: aber ein griechisches Mädchen des fünften Jahrhunderts? Und was soll sich der größte Theil der Zuschauer bey solcher Gelehrsamkeit denken?

Aezia. „Sieh nur, wie du dich in dein eigen „Gespinnst von ungleichartigen Fäden, von halb„wahren und halbfalschen Vernünfteleyen verwi„ckelst. Wenn ich dich nun überzeuge, daß ich „diesen kalten Barbaren auf einer Empfindung be„troffen habe, die nicht feiner, nicht liebevoller „seyn kann?.... So viel seh ich ein (fährt sie fort, nachdem Sappho ihr den Rath gegeben, ihre Verbindung mit dem Aurelius abzubrechen, und den Edelstan nach Rom zu führen und ihn dort auszubilden:) „nach Rom muß ich ihn hinhaben, in „den Pallast meiner Schwester Quintilla, wenn ich „ihn je festhalten soll. Und doch, Sappho, wie „wenig darf ich im Ernst hoffen, den starren Jüng„ling für eine völlige Umwandlung seiner Lebensart, „seiner Sitten, seiner angebornen Begriffe sogar, „zu stimmen. Und zugleich, wie viel fehlt noch, „daß ich ihn bis auf den Punkt, der doch vorher „gehen müßte, in meiner Gewalt hätte! Wie viel, „daß ich mir selbst gestehen dürfte, Edelstan hat ein „Herz für Aezien!

Sappho. „Wie Domina, kurz vorher erbo„test du dich mich davon zu überführen — —

Aezia. „Nicht davon, Sappho, nur von der „schnellen Empfänglichkeit, dem großen Gemein„sinn, (wer sich diesen Ausdruck nicht gleich

ins Lateinische übersetzen kann, der hat etwas gehört und nichts verstanden,) „seiner Seele, woran du „zweifeltest.“ Und nun erzählt sie ausführlich die Befreyung Edelstans aus der Gefangenschaft der Pikten. Er, an dessen Person dem ganzen Piktenstaat so viel gelegen seyn mußte, wird in der Dunkelheit der Nacht von unbekannter Hand aus seinem Kerker an das Gestade des Meers geleitet, sieht alle Anstalten zu seiner Flucht, ein Kahn mit einem Ruderer, der ihn bey Castre ans Land setzt, und sogleich zurück kehrt. „Eine Hand, blenden-„der als Schnee, auf die ein überhingleitender „Schimmer eines obern Lichtes fiel, rührte seine „Fesseln an — und was dir noch besser behagen „wird, eine Gestalt neigte sich in den Schimmer, „eine Gestalt! Weiber vom Weibe geboren sind „nur Gestalten gegen diese Gestalt! Hiezu eine „Stimme, süßer und silberner, als wir uns die „Stimmen der abgeschiedenen Geister denken — „lispelte in den Schimmer:

„Sey eingedenk deiner Väter! sie sandten in diese Tiefen aus ihrer Höhe mich!
„Diese Hand, die deine Ketten löst, jenseit des Grabes siehst du sie wieder!

„O du hättest die Heiterkeit, die Verklärung, „die überströmende Herrlichkeit des Blickes se-„hen sollen, mit dem er das aussprach, was er „da gefühlt hatte, was er itzt fühlte. Ich ver-„lor mich in dem entzückenden Stralenkranze des „dreymal Gesegneten! des Namenlosen! Er

„war

„war mir ein Gott! Ein Gott! ich hätte verge-
„hen mögen in der Herrlichkeit, die von dem be-
„zaubernden Jüngling ausging." (Womit haben
es die römischen Mädchen des fünften Jahrhun-
derts verdient, daß ihnen die Abgeschmacktheі-
ten der deutschen Romanenheldinnen des acht-
zehnten Jahrhunderts angedichtet werden?) „Er
„war mir ein Gott! — habe Mitleid mit mir,
„Sappho — ein Jupiter Olympius! Wie hätt'
„ich die Welt von mir ausstoßen wollen, wär' ich
„in diesem Augenblick Semele gewesen! Vernich-
„tung wäre mir Unsterblichkeit, hätt' ich mein Le-
„ben in dieser Flamme verzehren können. (Ver-
muthlich die Flamme des Strafenkranzes.)

Sappho. „Ha, nun versteh ich dich Aezia.
„Welch eine Erscheinung dieß Bild einer schwelge-
„rischen Phantasie, die zu lieben arbeitet, wüßte
„sie nur einen Gegenstand.....

Aezia. ... „Es ist mir hier weniger um die
„Wahrheit der Erscheinung zu thun, als um die
„Wahrheit der Empfindung, mit der er mich bey
„dieser Erzählung überraschte. Edelstan! Edel-
„stan! Du liebst also die weiblichen Erscheinungen?
„Sehr wohl! Nur erst nach Rom, und es soll an
„Erscheinungen nicht fehlen. Edelstan! Edelstan!
„Du kannst also lieben? liebst vielleicht schon in der
„Abschattung das Wesen der Sache, ohne es selbst
„zu wissen? Hast vielleicht schon gesehen — und
„warum nicht? warum beschrieb er gerade mir
„diese nächtliche Scene? mir, mit dem Ausdrucke
„seines edlen Antlitzes? mir mit der Morgenröthe

„einer

„einer allbelebenden Glut? — Mir schwinden „Himmel und Erde! Was gilt mir Aurel? was „Villa Faustini? Mein Glück blüht in Quintillens „Palaste!

Sappho. „Unter andern wirst du ihm wohl „abgemerkt haben, ob ihm deine Verbindung mit „Aurelen schon bekannt war?

Aezia. „Das läßt er sich gar nicht träumen. „Ohnehin weiß nur mein Oheim um die Sache, „und die Vollziehung ist bis zur Ankunft meines „Vaters verschoben —

Sappho. „Die vielleicht bald erfolgen kann, „vielleicht auch nicht. Lauter Frühlingsaspekten. „Wonnemond und Erndtemond in einer güldnen „Zahl!“ (Die Pedantin! Und was das schlimmste ist, ihre chronologische Gelehrsamkeit ist überdieß noch Pfuscherey. Was sie sich wohl unter einer güldnen Zahl denken muß? Wonnemond und Erndtemond in Einer güldnen Zahl! das kann nichts heißen, als Wonnemond und Erndtemond in Einem Jahre: aber auch das heißt hier nichts. Denn das ist ja der nothwendige, gewöhnliche Gang der Sache!) Sie erzählt nun weiter ihrer Gebieterin, daß Edelstan eben in der Villa Faustini angekommen — „Er kam zu Pferde; das Erhabne der „jungen Mannheit auf ein Roß hingelehnt, wie „der Adler Jupiters auf einem seiner Blitze. — „Doch du weinst, Domina, du weinst?

Aezia. „Kann man loben hören, was man „liebt, daß nicht gleich das Herz in beide Augen „übergeht? Wie? und alles das sagst du mir nun „erst?

„erst? Edelstan, hier? hier? Huttig, wo ist er,
„wo? . . . .“ (So widersinnig die Beschreibung der Sappho ist, so schön und ganz vorzüglich der weiblichen Natur abgelauscht ist die Antwort der Aezia.) Sie erzählt ferner, daß die Fürsten bey ihrem Oheim Cäpio zusammengekommen wären, und daß Edelstan einen neuen Anschlag gegen den König der Pikten im Schilde führe.

Aezia. „Das fällt mir auf! (Stutzig.) Warum „fällt mir das auf? — Sappho ich will nicht, daß „die Römer sich weiter mit diesem Piktenkönig „einlassen.

Sappho. „Kann ichs ihnen wehren?

Aezia. „Ueberhaupt was kümmert uns nun „noch der Piktenkönig? Wahrlich Edelstan sollte „sich schämen, daß er einen solchen Gedanken nur „einmal haben mochte. Wie? einen Anschlag ge„gen einen Mann, aus dessen Ketten ihn eine himm„lische Erscheinung — Wie mir das auffält! — „Eiskalt! Warum fällt mir das so gewaltig auf? (Gehn ab.)

Diese Exposition ist viel zu lang, aber nicht ohne Verdienst. Der Dichter weiß auf eine ziemlich ungezwungene Art, die Umstände, die zum Verständniß des folgenden dienen, einzustreuen.

Sc. 4. Cäpios Zimmer. Edelstan, Horst und Swaran, Anführer der Sachsen und Jüten. Cäpio, Popilius, Aurel, römische Befehlshaber. Wortiger, König der Britten. Diese Scene ist nichts, als eine Reihe politischer Deklamationen, die weder das geringste Interesse, noch

den

den geringsten Einfluß auf den Gang des Stücks haben, und doch über zwanzig tödtliche Seiten hinweglaufen, so daß man die beste Gelegenheit hat, einzuschlafen und aufzuwachen, und noch einmal einzuschlafen, ehe die Herren sich müde gesprochen haben. Den schwachen König Wortiger schildert der Dichter als einen gänzlich Blödsinnigen, der, wir errathen nicht, zu welchem Zwecke? Ekel erregt. Aurel fängt seine Rede mit einer prahlerischen Beschreibung der Thaten und Verdienste der Römer um England an, geht dann zu der Schilderung des kläglichen Zustands der Eingebornen des Lands über, und endigt mit dem lächerlichen Vorschlag an Edelstan, Horst und Swaran, Brittanien zu verlassen und in ihr Vaterland zurück zu kehren. Edelstan antwortet mit Feuer und Nachdruck, aber in einem Tone und mit einer modernen Beredtsamkeit, die eben nicht geschickt ist, die Illusion zu befördern. (Die Römer gehen entrüstet ab.)

Scene 5. Edelstan fodert die mit ihm verbündeten Fürsten zu einem Zuge gegen den König von Morven, zur Befreyung ihrer Kriegsgefangenen, auf, in den sie auch willigen.

(Die Fortsetzung im nächsten Stück.)

V. Ver-

V.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Augsburg. Von hieher haben wir die Achte Nachricht an das augspurgische Publikum von der öffentlichen Ausstellung verschiedener Kunstarbeiten und jährlichen Austheilung der Preise bey der alten Stadt Akademie, und der mit derselben, zu Ermunterung der Künste, verbundenen Privatgesellschaft. Mit einer bey dieser Feyerlichkeit gehaltenen Rede. 1787. (23 Seiten.) Der Redner klagt über das bisherige fruchtlose Bemühen der in Augsburg so sehr herabgesunkenen Industrie und Gewerksamkeit; sucht die Quellen davon auf und findet sie hauptsächlich in der übel angeordneten Kinderzucht und nicht wohl zu verantwortenden Behandlung der Lehrjungen unter Professionisten und Handwerkern: vielleicht hätte er auch das Vorurtheil vieler von dieser Art Leute berühren sollen, welche glauben, ein solches Justitut habe keine andere Absicht, als blos Maler, Bildhauer und Kupferstecher, oder im eigentlichen Verstande, Künstler zu bilden, da doch der wenigste Theil sich dazu bestimmen kann, und ihnen sollte gezeiget werden, daß jene zeichnende Künste für den größten Theil mehr Mittel als

End-

Endzweck seyn soll, in jeder Art des Gewerbes, tüchtige und geschmackvolle Arbeiter zu machen. Uebrigens freuet man sich in dem Verzeichnisse der ausgestellten Kunstwerke, sowohl von den Schülern, als der von Künstlern zur Ehre eingelieferten Arbeiten, Sachen von jeder Art zu finden. Ein daher kommender Reisender hat uns, außer den bekannten Meistern, unter den Malereyen vorzüglich die von Dänzel, und die Landschaften von Frey, mit Farben lasiret, als Anweisung für Kunstliebhaber sowohl zum Tuschen mit dreyfacher Tinte, als auch zum Lasiren, wovon 24 in acht Ausgaben heraus sind, empfohlen: unter den Kupferstichen das Porträt von Klauber, zwey von Schleich und eins von Joseph Huber, nach Gerh. Dow, das wir aber nicht im Verzeichnisse finden, verschiedene gute Proben von Punzenarbeit, wovon wir ein Blättchen Hope nursing Love von Schleich vor uns haben, getuschte Zeichnungen von Hauer, obgleich nicht ganz erfunden, doch fleißig bearbeitet. Außerdem haben sich auch Bildhauer, Architekte und Modellmacher, durch verschiedene gute Arbeiten ausgezeichnet.

England.

Auszug aus einem Briefe an den Herausgeber der N. B.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen von einem Werke Nachricht gebe, von welchem ich wohl wünschte, daß es unter den deutschen Gelehrten allgemein bekannt werden möchte: *ἔπεα πτερόεντα* or the Diver-

Diversions of Purley. By John Horne Tooke, Th. I. 500 Seiten. Lassen Sie sich weder durch den griechischen, noch durch den englischen Titel irre machen; der Inhalt des Werks ist ganz grammatisch. Purley war, wie Sie wissen, der Landsitz des bekannten Präsidenten Bradshaw, und Horne hat eine besondere Liebe für diesen Ort, entweder, weil er sich viel dort aufhält, oder weil er ein eben so gewaltsamer Partheygeist, und ein eben so geschworner Feind der königlichen Macht ist, als der Königsmörder Bradshaw. Der Hauptzweck des Werks ist, zu beweisen, daß die Grammatiker aller Sprachen und aller Zeiten auf ganz falsche Grundsätze gebaut haben, und daß aus dieser falschen Grammatik Irrthümer ohne Zahl in die Philosophie übergegangen sind. Er stößt also alle grammatische Systeme über den Haufen, und zeigt, daß fast alle Schriftsteller dieser Art nicht nur nichts Gutes gethan, sondern auch die Sprachen verwirrt, dunkel und schwer gemacht haben. Er theilt Schläge mit reichlicher Hand aus; niemanden aber mißhandelt er mehr, als Lord Monboddo, und Harris, besonders dessen berühmten Hermes. Niemand thut ihm einige Genüge, als Locke, on the human understanding, welches Horne für ein ganz grammatisches Werk erklärt, ob er schon zugiebt, daß Locke vielleicht selbst nicht wußte, daß er über nichts als Grammatik schrieb, während daß er über den menschlichen Verstand zu schreiben dachte. — Er fängt nun mit den partibus orationis an, zeigt, wie uneinig die Grammatiker dar-

über sind und zu allen Zeiten waren. Einer zählt so viele, der andere so viele: und alles das kommt daher, weil keiner die Ausdrücke oder Terminen verstund, die er brauchte, und keiner wußte, was eine Partikel, ein Adverb, eine Conjunktion, Präposition, Interjektion &c. sind. Da quälen sie sich mit Erklärungen und Definitionen; einer widerspricht dem andern, und alle lassen die Sache am Ende unerklärt, weil sie sie selbst nicht verstehen. Horne verwirft dieses ganze Heer von partibus orationis, als non entis, und zeigt, daß ungefähr alle Worte aller Sprachen nichts waren, als Substantiven und Verben, und daß alles, was wir Partikeln, Adverbien, Präpositionen &c. nennen, nichts ist, als entweder Abkürzungen, oder Corruptionen von Verben und Substantiven. So bald Menschen reden wollen, kömmt es ihnen auf zwey Dinge an, 1) Ausdrücke für ihre Gedanken zu finden, 2) Abkürzungen zu finden, um in wenig Worten zu reden. In diesen Abkürzungen gab man ein Hauptwort, und ließ andere Worte aus, die der, zu dem man sprach, in Gedanken hinzusetzte und also verstund: und diese Abkürzungen, wovon ein Theil in Corruptionen ausartete, wurden in der Folge jene indeclinabilia, deren Classen die Grammatiker unnöthig vermehren, und die sie Adverbien, Partikeln, Conjunktionen, Präpositionen, Interjektionen &c. genannt haben. — Ueber die Natur des Artikels, und was er daraus machen soll, ist er mit sich selbst noch nicht ganz einig; sollte ein zweiter Theil

dieses Werks erscheinen, so will er mehr darüber liefern.

Die Capitel seines Werkes sind also: vom Nomen, vom Artikel und der Interjektion, vom Worte that, von den Conjunktionen, Präpositionen und Adverbien. — Beym Worte that bemerkt er, daß es fast in allen Sprachen doppelt gebraucht werde, nämlich als eine Conjunktion und als eine Partikel. So brauchen die Lateiner ihr quód und quod, so die Franzosen ihr que und que, die Deutschen ihr das und daß ꝛc. Daß wir das eine mit dem ß, und das andere mit dem s schreiben, thut nichts zur Sache, denn dieß ist zuverläßig das Werk späterer Zeiten, da man die zweyfache Schreibart des Unterschiedes wegen annahm. Dieser doppelte Sinn des nämlichen Wortes in fast allen Sprachen zeigt offenbar, daß eine Verderbniß mit dem Worte vorgegangen ist, und daß es ursprünglich weder das eine, noch das andere, sondern der Artikel war. Hr. Horne macht verschiedene sehr interessante Anmerkungen darüber, giebt aber am Ende keine befriedigende Entscheidung, eben darum, weil er mit sich selbst noch nicht ganz über den Artikel entschieden ist. — Die drey Hauptcapitel über die Conjunktionen, Präpositionen und Adverbien haben mir am meisten Genüge gethan. Sein Werk ist nicht eine Grammatik der englischen Sprache, sondern aller Sprachen. Um aber seine Sätze zu beweisen und durch Beyspiele zu erläutern, mußte er ein medium wählen, und dieses ist denn die englische Sprache. Ich will Ihnen nun einige Beyspiele aus den

drey genannten Capiteln geben. Er geht fast alle englische Präpositionen durch, und zeigt, daß sie ursprünglich alle entweder Verben oder Nomens waren. Z. E. thourough, Thorough, thorow, through, thro- ist nichts anders, als das gothische Substantiv dauro, oder das teutonische Substantiv thuruh, und bedeutet ein Thor, eine Thüre, einen Paß. Daher ist denn auch das deutsche durch entstanden, welches nichts anders als Thor oder Thüre ist. Daß wir das eine mit dem d, und das andere mit dem Th schreiben, thut nichts zur Sache, denn d und th sind ein und das nämliche Ding, wie wir aus einer Menge deutscher und englischer Worte sehen, welche die nämliche Abstammung haben. So sagt der Engländer thistle, wenn der Deutsche Distel sagt, dear und theuer, deal und Theil, thorn und Dorn, door und Thüre rc. So hält er for (das deutsche für) für eine Corruption des gothischen Substantivs fairina, welches Ursache bedeutet. Das sonderbare französische chés, welches in keiner andern Sprache seines Gleichen hat, ist eine Corruption des italienischen Substantivs casa. Die Präpositionen up, over, bove, above, stammen alle von dem Angelsächsischen ufa, ufera, ufemaert, i. e. altus, altior, altissimus. Daher der Deutschen auf, über, oben, ober, oberste. — Diese Beyspiele mögen zureichen, um seine Art darzulegen. Viele englische Worte erklärt er aus dem Englischen selbst, indem er aus alten Schriftstellern zeigt, wie sie nach und nach verderbt worden sind. So zeigt er z. E.

aus

aus Chaucer und andern sehr einleuchtend, daß das Wort if nichts anders ist, als der Imperativ give, i. e. nimm an, supposés. — Ihnen ein entscheidendes Urtheil über das ganze Werk zu geben, ist unmöglich; denn man müßte, um dem Verfasser durchaus zu folgen, ein Dutzend Sprachen verstehen, indem er nicht nur aus den alten so wohl als bekannten neuern Sprachen, sondern auch aus dem Dänischen, Schwedischen, Holländischen, Angelsächsischen, Möso-Gothischen &c. seine Beyspiele und Beweise zieht. Wie weit er in allen diesen Sprachen genau ist, kann ich nicht sagen; im Deutschen ist er oft unrichtig, häufig aber scheint es blos der Fehler des Drucksetzers zu seyn. So viel kann ich sagen, daß der Verfasser durch das ganze seiner Natur nach trockene Werk hindurch meine Aufmerksamkeit rege erhalten, und mich häufig Dinge gelehrt hat, denen ich meine Beystimmung schlechterdings nicht versagen kann. Viele seiner Meynungen sehen allerdings sehr wild aus; indessen enthält das Buch einen Schatz, aus dem sich viel ziehen ließe und über den man Jahre lang studieren könnte. Hier und zu Windsor, wo es eine große Menge vortreflicher classischer Gelehrten giebt, haben es viele gelesen; keiner getrauet sich ein Urtheil zu fällen, und alle sagen, daß ihnen Vieles so sehr einleuchte, daß sie schlechterdings nichts dagegen zu sagen wüßten. — Der Verf. ist ein Geistlicher, der schon längst wegen seiner Gelehrsamkeit und grossen Gaben eben so sehr bekannt ist, als durch die vielen und unangenehmen Hän-

, die er gehabt hat. Er wurde einst in Kings
nch wegen eines politischen Pasquills hart ge-
aft, und selbst in dieses grammatische Werk mischt
ohne Unterlaß seine heftigen politischen Grundsätze
. Er war einst Wilkes Freund, nachher aber
hrten sie einen Federkrieg. Mit dem Verf. von
inius letters wechselte er auch einige Briefe, in
lchen er aber diesem nicht gewachsen war. — —
eine Belesenheit ist ungeheuer, und indem er die
eihe englischer Schriftsteller von mehreren Jahr-
nderten durchgeht, lehrt er seine Leser, wie diese
prache sich nach und nach abgeändert, und wie
nst manches dem Deutschen viel ähnlicher war, als
itzt ist. —

Vor einiger Zeit trug Jemand Garriks zerstreute
und kleine Gedichte zusammen, in zwey Octav-
inden. Wenn Sie sie gelegentlich zu sehen be-
mmen, so werden Sie manches darinne finden,
is Ihres Lesens werth ist und das Ihnen Vergnü-
n machen wird. — Das Beste, was seit lan-
r Zeit auf das englische Theater gekommen, ist:
ich things are, ein Lustspiel der Mrs. Inch-
ild.

Mrs. Inchbald soll aus den drey Vorstellungen,
e ihr gehörten, nach Abzug aller Kosten, über
›o Pf. Sterl. gezogen haben. Ueberdieß hat ihr
n Buchhändler 200 Pf. St. für ihr Manuscript an-
boten. Hier ist es doch der Mühe werth, sein
lück mit einem Schauspiele zu versuchen. Hat
n Schriftsteller viele Freunde, so nimmt eine Fa-
ilie, wenn der Abend ihm gehört, oft 30, 40, 50

Bil-

Billets und wirft sie ins Feuer. Auch schickt man bisweilen für ein einziges Billet eine Rolle Guineen. Ist aber ein Stück schlecht, so fällt es entweder den ersten Abend; und wenn es ja den dritten erreicht, welcher der erste ist, der dem Verfasser gehört, so ist das Haus so leer, daß dem Verfasser, nach Abzug der Kosten, wenig oder nichts bleibt. Die Entrepreneurs legen es dann auf die Seite, und der Verfasser hat nie einen sechsten, oder neunten Abend zu erwarten. Noch giebt es eine andere Art, auf die ein dramatischer Schriftsteller Geld machen kann. Er läßt nämlich sein Stück nie drucken, sondern verkauft Copien an die Provinzialhäuser für 50, 60 und mehrere Pfunde, und so wird bisweilen ein Stück an zehn und mehr Truppen verkauft und bleibt noch immer Privateigenthum des Verfassers. Sheridans berühmte School for Scandal, ist diese Stunde noch nicht gedruckt. Bewundern Sie hierbey die Ehrlichkeit, die in Handel und Wandel in England herrscht. In Deutschland würden die Buchhändler gar bald das Manuscript erhaschen, und der Verfasser würde es wider seinen Willen erscheinen sehen.

***

Daß der bekannte Kunsthändler Hr. Boydell vor einiger Zeit ein Denkmal dem Shakspear zu Ehren angekündigt hat, welches in 72 Blatt bestehen soll, welche die vorzüglichsten Auftritte aus den theatralischen Stücken dieses Dichters vorstellen sollen, habe ich Ihnen, denke ich, bereits geschrieben. Jedem Maler war für ein Gemälde 200 Pf. Sterling

 be-

bestimmte, und die Arbeit der Kupferstecher dazu gerechnet, betrug einen Verlag von 50000 Pfund. Um sich wegen dieser Summe zu decken verlangte er wenigstens 550 Subscribenten, ein Unternehmen, an dessen Erfolg man zweifeln mußte. Allein der National Enthusiasmus für diesen Dichter geht so weit, daß sich 600 Subscribenten, jeder zu 90 Guineen gefunden haben, so daß nun statt 72 die Anzahl auf 78 Blätter gesetzt worden ist, und die englischen Künstler ein Feld haben werden, mit einander zu wetteifern.

Der Buchhändler Bell, der die saubere Ausgabe von 50 englischen Dichtern, die sich auf 109 Bände belaufen, liefert, kündiget auch eine Reihe von Porträten der vornehmsten Schauspieler und Schauspielerinnen des hiesigen Theaters, jedes in einem ihrer vorzüglichsten Charaktere an, hauptsächlich von Cosway und Stuart gemalt, und Bartolozzi auf Röthelart, in Octavo, gestochen. Die Subscribenten zahlen für eines 2 Schilling 6 Pence und mit jedem Monate wird eines abgeliefert. Fünfe, als Proben, sind davon bereits erschienen, 1) Mstrs. Bellamy, nach einer Originalzeichnung von Ramberg, von einem Gemälde von Coates. 2) Miß Brunton in dem Charakter der Horatia in dem Roman Fathers. 3) Mr. Lunardi, so wie das vorhergehende, nach einer Zeichnung von Cosway. 4) Mrs. Siddons, von Burke gestochen, nach Schelly, und 5) Mr. Henderson, nach Stuart, von Bartolozzi. —

Witzige

Witzige Schriften.

The Observer; being a Collection of Moral, Literary, and Familiary Essays. In three Volumes. 8vo. *Dilly.* Die ersten vierzig Blätter dieser Sammlung sind bereits bekannt gewesen, und wir haben sie auch, däucht uns, angezeigt. Jetzt erscheinen sie sorgfältig überarbeitet und vermehrt und machen dem Verfasser so wohl wegen der feinen kritischen und geschmackvollen Bemerkungen über mancherley Gegenstände, wegen des guten Tons der in seinen Erzählungen und der Ausbildung seiner Charaktere herrschet, als auch der moralischen Gesinnungen Ehre. Besonders zeichnet sich eine Geschichte der griechischen Litteratur, Anmerkungen über die Romane, vornämlich über die Clarisse, Kritiken über verschiedene Schauspiele und einige satyrische sehr treffende Aufsätze, voller Laune, aus. Ob sich gleich der Verfasser nicht genannt hat, so ist es doch bekannt, daß es Hr. Cumberland ist.

The Grave; by *Robert Blair:* to which is added Gray's Elegy in a Country Church-Yard. A new Edition, with Notes. 8vo. *Fielding.* Das erste dieser Gedichte besitzt in Absicht der neuen kraftvollen Manier, in dem er seinen Gegenstand darstellt, großes Verdienst, so bekannt auch die Gedanken sind. Die Anmerkungen hätten können wegbleiben.

Poems for Young Ladies. Selected by Dr. *Goldsmith.* 12mo. *Johnson.* Eine ganz gute

gute Wahl von Auszügen aus den besten englischen Dichtern, zum Nutzen und Unterhaltung junger Personen: denn sie sind für beide Geschlechter.

The Tatler, with Illustrations, and Notes, historical, biographical, and critical. 8mo. 6 Vols. *Buckland.* 1786. Daß der Schwäßer des R. Steele das erste moralische Wochenblatt in England war, das so viele Nachfolger in und außer seinem Vaterlande gefunden hat, wodurch so manche nüzliche Kenntnisse unter dem Volke auf so vielfältige Art verbreitet worden, ist bekannt. Die vielen Anspielungen, die sich darinnen auf die damalige Zeit, Umstände, Sitten und Verhältnisse finden, mußten nothwendig für die heutigen Leser manche Stellen unverständlich machen. Es ist also ein großer Dienst, den der ungenannte Herausgeber ihnen geleistet, daß er diese Erläuterungen, welche man dem Dr. Percy, Bischoff von Dromore verdankt, herausgegeben hat. Sie enthalten eine Menge artiger Anekdoten, die zur Aufklärung der Litterargeschichte der damaligen Zeit dienen: doch ist nicht zu läugnen, daß sehr viele triviale und beynahe kindische mit unter laufen.

Poems on Various Subjects. By H. I. *Pye*, Esq. 2 Vols. 8vo. *Stockdale.* Die Hauptgedichte, als Tarington Hill, the Progress of Refinement, das Gedicht on Shooting, die Uebersetzung von des Königs von Preussen Art of War, und noch einige andere waren schon vorher einzeln abgedruckt. Hier erscheinen sie zusammen, noch durch mehrere kleinere vermehrt, nämlich sechs

Oden

Odin, über die göttliche Allgegenwart, die Geburt des Prinzen Wallis, Freyheit, Schönheit und Harmonie, und eine Elegie, die alle viel poetisches Verdienst, einen so korrekten als feinen Ausdruck und viel Wohlklang haben.

Poems and Essays, by a Lady lately deceased. 2 Vols. *Dilly.* Diese Gedichte und Versuche wurden, wie die Vorrede sagt, zur Erleichterung trauriger und siecher Stunden niedergeschrieben, und zeichnen sich auch mehr durch die sanfte Wärme eines wohlwollenden Herzens, als durch eine glühende Einbildungskraft aus. Die Versuche, über Empfindsamkeit, den Charakter der Lätitia; über Politesse, Aufrichtigkeit, Tapferkeit, die Vortheile des Leidens, über die Freuden der Religion, u. s. w., wenn sie auch keine tiefe philosophische Beobachtungen enthalten, sind voll richtiger, guter Gedanken und in einer leichten angenehmen Schreibart vorgetragen.

Blenheim, a Poem. To which is added, a Blenheim Guide. Inscrib[illegible] their Graces the Duke and Dutchess of Marlborough. By the Rev. *Williams Mavor.* 4to. *Cadell.* Dieß edle Denkmal einer Nationaldankbarkeit, und die umliegende Gegend, Oerter, wo ein Chaucer schrieb, ein Alfred und Eduard studirte, ein Heinrich der zweite liebte, und Elisabeth gefangen gehalten ward, öffnen der Einbildungskraft des Dichters ein weites Feld und geben ihm zu einer Menge glücklicher Schilderungen Anlaß.

Pe-

Petrarch to Laura, a Poetical Epistle. By Mr. C. James. 4to. *Baldwin.* Diese Epistel enthält eine reizende Beschreibung eines, unter kämpfenden Leidenschaften fühlenden Herzens, voll lebhafter Farben und mit einer wahren Wärme des Ausdrucks.

Poems by *James Fordyce*, D. D. Small 8vo. *Cadell.* So sehr sich D. Fordyce, als einen vortrefflichen Moralist und Redner in seinen Frauenzimmer-Predigten gezeigt hat, so möchte er doch nicht als Dichter auf große poetische Verdienste Ansprüche machen können. Indessen wird man diese kleinen Gedichte, die von seiner frommen Seele zeugen, doch wegen ihrer guten Versification und Correctheit mit Vergnügen lesen.

Englische Kunstnachrichten.

Hr. Webber, ein Deutscher, der den Capitain Cook auf seinen Reisen um die Welt begleitet, und die Zeichnung zu den Kupferstichen geliefert hat, womit sie verziert sind, hatte noch eine ansehnliche Zahl übrig, die eben so interessant als jene waren, aber wegen zu grosser Kostbarkeit des Werks zurück bleiben mußten; diese hat er jetzt, auf erhaltene Erlaubniß des Admiralitätscollegiums, in 15 Heften, zwey Blatt in jedem, heraus zu geben angefangen. Webber zeichnet sie auf die Platte und von Prestel werden sie geätzt, in derselben Größe, wie die vorigen in der Reisebeschreibung, wo auch die Unterschriften auf Buch und Kapitel hindeuten. Jede Nummer kostet 12 Schilling und

zu Anfange des Aprils ist die erste Nummer erschienen.

Hr. Hodges, der sich lange in Ostindien aufgehalten, und mancherley Zeichnungen von merkwürdigen Orten dieses entfernten Landes mitgebracht hat, wird eine Reihe derselbigen mit Beschreibung französisch und englisch, von den besten englischen Künstlern gestochen, auf Subscription unter dem Titel Antiquities of India herausgeben. Es werden ihrer 12 Platten in 6 Nummern, in jeder 2, erscheinen, jede Nummer zu 2 Guineen, die bey der Ablieferung bezahlt werden. Die 1ste Nummer, die als eine Probe gilt, hat den Titel: 1) A View of the Gate of the Tomb of the Emperor Akbar, at Secundrii. 2) A View of the Tomb of the Emperor Shere Shah, at Sassaram, in Bahar.

Ebenderselbe giebt Views in India, in Aquatinta, der ostindischen Compagnie zugeeignet, heraus, wovon bereits die 5te Nummer erschienen ist, welche vier Aussichten enthält: jede Nummer zu 1 Pf. 10 Schill.

Italien.

Padua. Von dem berühmten Cesarotti dem Uebersetzer des Ossian ist hier erschienen: l'Iliade de Omero, recata poeticamente in verso sciolto Italiano dall' Abbate Melchior Cesarotti, insieme col volgarizzamento letterale de testo in prosa, ampiamente illustrato da una scelta dell' osservazioni originali

ginali de' più celebri Critici antichi, e moderni, e da quelle del Traduttore: Padova. 1786. nella Stamperia Penada. Vol. 2 in 8. di pp. circa 410. l'uno. Zur Einleitung seiner Uebersetzung und bessern Verständnisse hat er folgende Werkchen vorgesetzt: 1) la Spiegazione d'un Basso relievo antico relativo al sudetto Poeta. 2) l'Orazione di *Dione Grisostomo*, detta l'*Iliaca*, tradotto dall' Abbate *Angelo Zendrini*; 3) l'Epidalamio d'*Elena*, di *Teocrito*, tradotto dallo stesso Sig. *Cesarotti*. 4) le Opinioni sulla durata dell'assedio di *Troja*; 5) *Angeli Politiani Ambra, sive Homerus*. 6) *Omero ed Esopo*, Dialogo del Sig. di *Fontanelle*. 7) Idea dell' *Iliade* del Sig. *Bitaubé*; l'*Umbre d'Homere*, Ode de M. de la Motte. Dann folgen zwey Bücher in der poetischen und prosaischen Uebersetzung, wo er bey der ersten des Pope und Rochefort seine zum Muster angenommen, und bey der letzten des Sam. Clarke lateinische zum Grunde gelegt hat. Zur Probe der ersten mag folgender Anfang dienen:

Del figliuol di Peléo, d'Achille, o Diva,
Cantami l'ira, ira fatal che tanto
Recò a'Greci d'angoscie, e tante eccelse
Alme d'Eroi precipitò nell' atre
Fauci dell' Orco, i corpi lor lasciando
Ai can voraci ed egli augelli in preda;
Che tal di Giove era il volér, dal punto
Che disgiunser fra loro ira ed orgoglio
Achille il divo e'l Re de' Regi Atride

Chi

Chi degli Dei chi fu che in essi il fuoco
Di discordia attizzò? &c.

Am Ende ist eine Menge von fremden sowohl als eignen Anmerkungen, wie man es von den heutigen Italienern gewohnt ist, mit deren Auswahl aber die gelehrte Strenge der unsrigen schwerlich zufrieden seyn möchte.

Turin. Von hier aus hat der Buchhändler Briolo ebenfalls eine neue metrische Uebersetzung der Iliade in 2 Quartbänden in einem Prospectus, von Hrn. Abbate Ceruti, einem Piemonteser, Professor der Mathematik zu Carthagena, der sich durch eine Uebersetzung des Hiob und andere sowohl poetische als prosaische Aufsätze bekannt gemacht, auf Pränumeration angekündiget. Hier ist eine Probe aus der Rede des Priamus zu dem Achilles im 24. Buche.

A Piedi tuoi
Eccomi, o divo Achille! In questo istante,
Del Padre tuo, deh! ti sovenga, e pensa
Che di vecchiezza in sulla trista soglia,
Qual io, langue egli ancor, e oltraggio e danno
Da' popoli vicini ei forse soffre,
Nè alcun gli è presso, che 'l diffenda e'l vieti.
Egli però, te vivo udendo e salvo,
Nell' alma godesi, consola, e tiero
Spera ogni dì, che alla paterne braccia,
Da teucri lidi il caro figlio rieda.
Jo sì, che son lo sventurato e privo,
D'ogni speme e sollievo, io che di tanti

Incliti figli fra le iliache mura
Padre mi vidi, e niun di loro in vita
Posso dir che mi resta &c.

Beide Bände werden jeder 400 Seiten einnehmen und der Preis des Werks 9 Piemontische Lire betragen.

Livorno. Hier sind bey Carolo Giorgi herausgekommen: Idilli del Sig. *Salomon Gesner* &c. tradotti di Sgra. Elisabeth Caminer *Turra*. Livorno. 1787. 2 Vol. in 12. Schon sind diese Idyllen unsers Landsmanns von Abbate Bertola in Versen erschienen. Mademoiselle Caminer aber glaubt, daß es ihnen an der, ihnen eigenen Anmuth und Simplicität fehlet, die sie durch diese neue Uebersetzung zu erreichen gesucht hat.

Frankreich.

Neue witzige Schriften.

Essai sur la Nature champêtre, Poëme en cinq Chants. A Paris, chez *Prault*. Wann der Verfasser versichert, daß er bey diesem Versuche die Natur zum Vorbilde nahm, so wird man ihm gern glauben, indem die sanften Eindrücke, die der Anblick ländlicher Gegenden macht, in seine Seele übergegangen zu seyn scheinen; doch ist er glücklicher in Schilderung zärtlicher und wehmüthiger Auftritte als in erhabenen, mehr süß als kräftig, mehr simpel als glänzend, und erweckt

weckt mehr Liebe für seine Gegenstände, als Enthusiasmus. In den ersten beiden Gesängen schildert er die Schönheiten und Fehler der Gärten bey verschiedenen Völkern: in den drey letzten giebt er Lehren, die sich auf Natur und Geschmack gründen. Die Beschreibungen verschiedener berühmter Gärten machen angenehme Episoden aus. Die Einleitung und Anmerkungen zeigen einen feinen Kenner der Natur.

Chansons Madecasses, traduites en François, suivies de poésies fugitives. Par M. le Chevalier de P***. Petit in 16. de la belle Imprimerie de Didot. 1787. Der witzige Verfasser unterrichtet seine Leser, daß die Insel Madagascar, welche die Eingebornen Madecasse, die Portugiesen Isle de St. Laurent, die Franzosen Isle Dauphine nennen, in viele kleine Ländereyen, die eben soviel kleinen Herren gehören, vertheilet ist, welche einander stets bekriegen, um Gefangene zu machen, die sie den Europäern verkaufen können; daß sie also ohne diese vergnügt und glücklich seyn würden, da sie von Natur gut und gastfreundlich sind, und Musik und Tanz lieben. Der Verfasser, um eine Idee von ihren Sitten zu geben, liefert hier ein Dutzend ihrer Gesänge, die blos in einer harmonischen Prosa bestehen und kein Sylbenmaaß haben, in der Uebersetzung. Sie haben eine reizend süße Einfalt, und stechen gegen die kleinen Poesien, die der Verfasser von sich selbst angehängt hat, so sehr ab, wie eine mit allem neumodischen Putz beladene Französin gegen ein

schönes ungeschmücktes Landmädchen, Natur gegen Kunst.

Oeuvres de M. Leonard. Quatrième Edition. 2 petites Vols. in 12. d'environ 300 pag. chacun, avec des gravures. A Paris, chez *Prault*. Die Gedichte des Herrn Leonards, der unter den französischen Pastoraldichtern eine vorzügliche Stelle einnimmt, sind auch unter uns bekannt genug, und wir zeigen diese neue Ausgabe blos wegen der Vermehrung an, die sie durch Poesies fugitives, un Poëme des Saisons, eine Nachahmung der Thomsonischen Jahrszeiten, durch un petit Roman pastoral, und un Voyage aux Antilles erhalten hat.

La Réforme des Théâtres, ou Vues d'un Amateur sur le moyen d'avoir toûjours des Acteurs à talens sur les Théâtres de Paris & de grandes Villes du Royaume & de prévenir les abus des troupes ambulantes sans priver les petites Villes de l'agrément de Spectacles: Ouvrage dedié au Théâtre François par M. M*** de *St. Aubin*. A Paris, chéz *Guillot*. In 8vo. Aus diesem Werke, wovon der erste Theil, die Mißbräuche, die von den Komödianten in den Provinzen veranlaßt werden, und der zweyte, die Mittel ihnen abzuhelfen, angiebt, lernt man den Zustand des französischen Theaters in den Provinzen kennen und der Verf. scheint seiner Materie ziemlich gewachsen zu seyn.

Voyage Pittoresque de Naples & de Sicile, 4 Vol. grand in Fol. formant cinq Tomes

mes &c. A Paris chez de la Fosse, Graveur. Eines der prächtigsten Werke, die seit einiger Zeit in Frankreich erschienen, und dem man allenfalls nur die Voyage pittoresque de la Grece des Grafen von Choiseul-Gouffier an die Seite setzen kann. Die beiden ersten Bände begreifen Neapel und die umliegenden Gegenden; der dritte den ganzen mittäglichen Theil von Italien, vormals unter dem Namen Großgriechenlandes bekannt, und der 4te, in zwey Bände vertheilet, Sicilien. Alles mit den vortreflichsten Kupferstichen von Städten, Gegenden, Denkmälern der Kunst, Alterthümern u. s. w. verziert. Obgleich der Verf. Abbe St. N*** Sitten, Regierung, Handlung u. s. w. nicht ganz verabsäumet, so hat er doch die Reichthümer der Natur und die Meisterstücke der Kunst zum Hauptgegenstande seiner Aufmerksamkeit gemacht, und sich selbst aufgeklärte Freunde zugesellt, die ihn bey seinen Schilderungen mit ihrem Geschmack und ihrer Feder unterstützen. Dergleichen sind von Gelehrten die Hrn. Champfort, Delomieu, Remi de l'Isle, Faujas, de Non, der sich vorzüglich des Werks angenommen hat; unter den Zeichnern, Hr. Fragonard und Robert, ein geschmackvoller Architekt, Hr. Paris, u. a. m. Man findet hier über 20 Blatt berühmter Gemälde der Solimene, Lanfranc, Luca Giordano, Calabrese, Espagnolet, Dominichino und anderer neapolitanischen Maler; den Vesuv unter mancherley Ansichten; vierzehn Blatt der kostbarsten Alterthümer des Herkulanum, und Darstellungen der merkwürdigsten

Ruinen. Eine Abbildung von etruscischen oder campanischen Gefäßen machen die Vignetten aus.

Eloge historique de Pigal, avec un Mémoire sur l'état actuel de la Peinture & de Sculpture de France. A Paris, chez *Hardouin* & *Gattey* de 32. pages. Diese Lobschrift enthält eine Sammlung merkwürdiger Anecdoten über diesen verdienten Künstler und giebt außer seinem Leben eine interessante Nachricht von dessen Meisterstücken, und den Oertern, wo sie sich gegenwärtig befinden. Auch die beygefügten Anmerkungen über den gegenwärtigen Zustand der Malerey und Bildhauerkunst sind der Aufmerksamkeit der Liebhaber würdig. Ein sehr ähnliches Bildniß von Cochin gezeichnet und St. Aubain gestochen, steht vor.

Neue Kupferstiche und Kunstnachrichten.

1 März. Von der Galerie du Palais Royal, gravée d'aprés les Tableaux des différences Ecoles; mit der Lebensgeschichte des Malers und der historischen Beschreibung des Gemäldes ist nun der 5te Heft erschienen, zum Preis, so wie die vorigen, zu 12 Livres.

Trois objets nouveaux de la Suite des Oeuvres de M. *Julien*, Peintre du Roi. Drey Köpfe, zwey davon Ovale; eines unter dem Titel la Vanité, das zweyte l'Effronterie als Gegenbilder der Modestie und Timidité, das dritte une Tête de femme, von den, bey der Ankündigung angezeigten Meistern.

Von

Von den Illustres François, enthaltend Ludwig XIV. Moliere, Bossüet, Des Houlieres, Montesquieu und le Sueur, ist vierte und fünfte Lieferung erschienen.

Abrégé de l'Histoire Universelle en figures, dessinées & gravées par les premiers Artistes de la Capitale, ou Recueil d'Estampes représentant les sujets les plus frappans de l'Histoire, tant sacrée que profane, avec les Explications qui s'y rapportent, par M. *Vauvilliers*. Ein Werk zum Unterrichte der Jugend. Jede Lage enthält 14 Blätter in 8. Viere dergleichen sind abgeliefert, und der Preis jeder Lage ist 4. Livr.

Le Panthéon, ou les Figures de Fable, von Barbier, gezeichnet, 2te Lieferung, die, wie gewöhnlich, vier Vorstellungen enthält. Hier erscheinen Iris, Mercure, Erigone & Bacchus, mit erläuternden Nachrichten.

Le Nid d'Amour, nach einem Gemälde von dem ältern Le Barbier, von Mlle Papavonie gestochen.

1re & 2de Vues de l'Isle Barbe, au milieu de la Saône, au dessus de Lyon; das eine stellt le matin d'une Fête, & l'autre l'après midi vor, zwey große Blätter, von Martini geäzt, und von J. P. Lebas, mit dem Grabstichel geendigt, nach D'Olivie', jedes zu 6 Liv.

Dix Vues des monumens principaux de la Capitale, nämlich: celles de l'interieur du Palais Royal, de l'intérieur de la Salle de la halle au bled, de l'extérieur & de l'inté-

rieur de l'école de chirurgie, du Palais de Luxembourg, du Palais Royal, du théatre italien, de celui des François, de l'hospice de St. Jacques du Haut-Pas & de l'hôtel de monnoye, buntfarbig nach Zeichnungen von Lessart, 12 S. jedes Blatt.

Von den Portraits des Grands Hommes, Femmes illustres & sujets mémorables de France, gestochen und buntfarbig abgedruckt, ist die 4te und 5te Lieferung erschienen, wovon jede wieder 4 Blatt enthält; nämlich die 4te, das Bildniß des Marschall von Sachsen und die Schlacht bey Fontenoy, das Bildniß des Marschall von Löwenthal, und die Belagerung von Berg-op-Zoom. Die 5te, des Herzogs von Vendome und der Sieg bey Villa Viciosa, des Herzog von Berwick und die Schlacht bey Almanza, jede Lage zu 8 Liv.

Vue Perspective de la Place de Louis XV & du Pont de Louis XVI, commencé à construire en Mars 1787, d'après le projet de M. Perronet, kostet 4 Liv.

Tableau général de l'Empire Othoman, divisé en deux Parties, dont l'une comprend la Legislation Mahométane; l'autre l'Histoire de l'Empire Othoman. Par M. de Mouradgea *d'Ohsson*, Secrétaire de M. le Roi de Suède &c. Avec Figures. A Paris. 1787. Wir zeigen dieß, in andern Absichten wichtige Werk, wovon die Einleitung in Paris, als ein Prospectus ausgegeben wird, hier haupt-

sächlich

sächlich als ein Kunstwerk, wegen der großen Menge von Kupferstichen an, womit es soll verzieret werden, wovon folgende Nachricht geliefert wird:

Die Othomanen kennen keine Malerey, weil ihnen das Gesetz alle Bilder verbeut; doch bedienen sich die Perser derselbigen und werden daher von den Muselmännern zu den Heterodoxen gezählt. Man sieht in einigen ihrer Geschichtsbücher, hauptsächlich in Schahname', Nikeārißtann, Djihan'assat, u. s. w. die Bildnisse fast aller Patriarchen, Khaliphen, ersten Imans und der größten Männer des Orients, mit Gemälden, die die merkwürdigsten Schlachten und berühmtesten Begebenheiten der morgenländischen Völker darstellen. Auch finden sich dergleichen nur bey Privatpersonen und nicht leicht in öffentlichen Bibliotheken. Ungeachtet dieses gesetzlichen Verbots lassen die othomanischen Sultane ihre Bildnisse zeichnen: sie sind in Oel auf sehr feine Pappe in Bücherform in 4. gemalt und kostbar gebunden. Jeder Monarch, läßt zur Nachahmung Osman des Ersten und der übrigen Fürsten einige Zeit nach der Thronbesteigung, das Bildniß seines Vorfahren hinzuthun. Dieß Buch wird im Serail, im Kabinete der Sultane, treulich aufbewahrt, die man aber den Augen des Publikums sorgfältig zu entziehen sucht. Durch einen unerwarteten Zufall und die Gunst eines der ersten Bedienten des Palasts, habe ich, (sagt der Verf.) diese Sammlung in meinen Händen. Ich habe es selbst den 16ten December 1776. dem Grafen von Saint-Priest und Hr. Ulrich de Celsing, jenem französischen

 und

und diesem schwedischen außerordentlichen Bothschafter zu Konstantinopel gezeiget. Diese getreuen Kopien jener Bildnisse, nebst den damit begleiteten Beschreibungen sind es, die man der Welt vorzulegen gedenkt. Die übrigen Blätter, die das Werk zieren werden, machen einen Theil einer großen Sammlung von Gemälden aus, die in dem Lande von griechischen und europäischen Malern verfertiget sind, und bürgerliche und religiöse Feyerlichkeiten, Hofceremonien und sittliche Gebräuche des Serails vorstellen. Es ist die Arbeit vieler Jahre und eine gewissenhafte Genauigkeit ihr erstes Verdienst. Alle diese Platten werden itzt in Paris von den geschicktesten Künstlern unter der Aufsicht der Herren Cochin, Moreau des Jüngern, und des ältern Barbier gestochen.

Vor der Hand nimmt man nur auf die ersten zwey Bände Pränumeration an, die den Religionscodex enthalten, in Folio, mit Lettern von Didot gedruckt, und 180 Livres kosten werden.

April. Les deux Epoux Canadiens pleurant sur le tombeau d'un de leurs enfans; ein sehr gutes Blatt von Ingouf dem Jüngern, nach Le Barbier, dem Aeltern.

La Sainte Famille, von J. Barbier, nach einem Originalgemälde des Correggio, 13 und einen halben Zoll hoch und 10 Z. breit, kostet 3 Liv. schwarz, und 6 Liv. bunt abgedruckt.

Télémaque au Temple de Iupiter entend avec surprise prédire ses belles actions, & Telemaque apporte à Phalante les cendres

dres de son frere Hippias: zwey Blätter von Borel gezeichnet und de Mouchy gestochen, jedes zu 1 Liv. 10 S.

La Reine Artémise tenant le Cendre de Mausole son Epoux, 14 Zoll hoch, 11 breit, nach Tourniere, von C. F. Le Tellier gestochen, kostet 3 Livres.

Vue perspective de la Ville de Rouen, von J. Godefroy, nach J. J. Hüe gestochen.

Von den Figures des Fables de la Fontaine, von Simon und Coini, nach Viviers Zeichnungen gestochen, sind 21 Lieferungen und ein Band von dem Texte heraus. Der zweyte Band mit der 22sten Lieferung wird bald folgen und das Ganze 7 Bände enthalten.

Le Museum de Florence, ou Collection des Pierres gravées, Médailles, Statues & Peintures du Cabinet du Grand Duc de Toscane; avec leurs explications françoises; gravé par F. A. *David* Graveur de la chambre & du Cabinet de Monsieur. Von diesem Werke ist von dem ersten Bande Num. 1. und 2. erschienen: Preis jede zu 6 Liv. und in englischer punktirter rother Manier 9 Liv.

Es werden, nach dem Prospektus, 6 Bände, wie im Original, erscheinen: jeder Band 100 Platten und jede Num. 8 Platten mit den Erklärungen enthalten, wovon monatlich eine erscheinen soll. Der Redacteur ist Hr. Melot, chanoine régulier de l'Abbaye royale de St. Victor, der bald das Original abkürzen, bald neue Anmerkungen hinzuthun wird.

Nachricht. Da wir aus der Verlassenschaft des Herrn Professor Schlegel in Coppenhagen, die noch vorräthigen Exemplare von dessen vortreflicher

Geschichte der Könige von Dännemark, aus dem Oldenburgischen Stamme. Zwey Bände. Fol. Mit 8 Bildnissen, gestochen von J. M. Preißler.

käuflich an uns gebracht haben; so machen wir hierdurch bekannt, daß wir den Preis, der bisher 11 Thlr. 8 Gr. war, bis zur Ostermeße 1788 auf 6 Thlr. herabsetzen wollen. Nachher tritt der vorige, auch sehr billige Preis wieder ein.

Bis dahin verkaufen wir auch

Herrn D. Münters geistliche Lieder, mit Melodien von den Herren Bach, Benda, Hiller, Rolle und Wolf. Zwey Theile. Fol. anstatt des bisherigen Preises von 2 Thlr. für 1 Thlr. 8 Gr. Und

Herrn Hillers Sammlung vierstimmiger Motetten und Arien, in Partitur, zum Gebrauche der Schulen und anderer Liebhaber des Gesangs. 5 Theile. Fol. anstatt des bisherigen Preises von 3 Thlr. 18 Gr. für 2 Thlr. 12 Gr. und jeden Theil einzeln anstatt 18 Gr. für 14 Gr.

Zugleich kann man auf die 6te und lezte Sammlung mit 12 Gr. pränumeriren, welche zu Ostern 1788 herauskommt; so daß man alle 6 Theile für 3 Thlr. anstatt 4 Thlr. 12 Gr. erhält.

Dykische Buchhandlung.

Neue Bibliothek
der schönen
Wissenschaften
und
der freyen Künste.

Vier und dreyßigsten Bandes Zweytes Stück

Leipzig,
in der Dyckischen Buchhandlung.
1787.

Inhalt.

England.

Litterarische Nachrichten.

Englische Kunstnachrichten.

Frankreich.

Litterarische Nachrichten.

Oeuvres

Französische Kunstnachrichten.

I.

Ueber die Baukunst der Egypter. *)

Unter den Völkern des Alterthums, die zuerst die Kunst zu bauen ausbildeten, haben die Egypter vorzüglich über diese Kunst nachgedacht und keine geringen Fortschritte darinnen gemacht. Ob man gleich den andern Völkern dieser Zeit nicht alle Verdienste um die Baukunst absprechen kann, da ohne Zweifel die Phönizier, einige Nationen in Kleinasien und andere, nicht geringe Kenntnisse in der Baukunst besessen haben; so thaten es doch die Egypter vielen gleichzeitigen Völkern darinne zuvor. Die alten Schriftsteller rühmen die Gebäude der Egypter mehr als die Gebäude anderer Nationen, und geben ihnen das meistemal einen Vorzug vor diesen, auch bestätigen die Bautrümmer, die von diesen Gebäuden noch übrig sind, die Aussprüche derselben. Man kann wenigstens muthmaßen,

*) Aus einer Geschichte der Baukunst, mit deren Ausarbeitung Herr D. C. L. Stieglitz allhier beschäftigt ist. Kritische Bemerkungen über diesen Aufsatz würden dem Verf. sehr willkommen seyn: schriftliche kann man unmittelbar an ihn selbst, oder auch an die Dykische Buchhandlung senden.

maßen, daß kein Volk dieser Zeit die Egypter an Größe übertroffen habe, besonders da man bey ihnen solche Werke der Baukunst antrift, als die Obelisken, die Pyramiden, welche keine andere Nation aufzeigen kann.

Die Beschaffenheit Egyptens und das gute Klima trugen sehr viel zu der frühen Aufklärung der Egypter bey. Ihr Land war sehr fruchtbar, sie hatten alles im Ueberfluß, waren dabey fleißige Leute, welche die gute Anlage und die Vorzüge ihres Landes auf alle Weise benutzten, verkauften das, was ihnen die Natur und ihr Fleiß im Ueberfluß gab, und was sie selbst nicht brauchten, als Pferde, Getraide, Leinwand, Papier an die Ausländer, und bereicherten durch diesen Handel ihr Land. Sie suchten daher auch in allem mehr Bequemlichkeit und waren besonders darauf bedacht, sich bequemere Wohnungen, als sie bisher gehabt hatten, zu verschaffen. Sie waren aber auch sehr ernsthafte Leute, nicht zur Freude geneigt, achteten selbst die Musik nicht, und suchten und liebten nur das Große und das Geheimnißvolle. Dieser Ernst artete sogar in Eigensinn und Hochmuth aus, so daß sie sich einbildeten, die Erfinder aller Künste und Wissenschaften zu seyn, und andere Nationen verachteten.

Dieser moralische Charakter der Egypter hatte einen großen Einfluß auf ihre Werke der Baukunst: so wie ihre unangenehme Bildung, nach Winkelmanns Bemerkung, auf die bildenden Künste würkte, daß sie keine schönen Formen hervorbrin-

gen

zu schmücken, indem sie die menschlichen Körper so bildeten, wie sie dieselben in ihrem Lande vor Augen hatten. Ihr ernsthaftes Wesen gab ihren Gebäuden eine gewisse Größe und Einfalt; allein sie artete oft in Steifheit und Rohigkeit aus, weil ihren Formen Zierlichkeit, Feinheit, Geschmeidigkeit und das Gefällige mangelte. Es fehlte ihren Gebäuden das Malerische und Abwechselnde, so wie ihren Bildsäulen Handlung und Leben. Und da sie immer bey den alten, einmal eingeführten Formen blieben, und stolz auf ihre Kenntnisse in der Kunst waren, niemals aber das Gute von den Kunstwerken anderer Nationen entlehnten, auch nie dasselbe nachzuahmen sich bemühten, so war es unmöglich, daß sie in der Baukunst weiter kommen konnten.

Die Urbewohner Egyptens wohnten längsthin an dem arabischen Meerbusen in Höhlen und wurden Troglodyten genannt. Es mag nun dieses Land entweder erst zu der Zeit der Mosaischen Fluth bevölkert, und von diesen Ankömmlingen die Kunst Wohnungen in Felsen zu graben, aus Asien dahin mit gebracht worden seyn, oder es mögen schon vor dieser Zeit, Nationen daselbst sich aufgehalten haben, so zeigte doch in jedem Falle den Bewohnern desselben die Anlage des Landes, wo sie sich Wohnungen wählen sollten, da die Natur dieser Gegend Egyptens Felsen und Berge gegeben, das Bauholz ihr hingegen versagt hatte. Als Egypten mehr bevölkert wurde und seine Einwohner sich weiter ausbreiteten, und bis an den Nilfluß kamen, so mußten diese auf eine andere Art Wohnungen denken,

ken, da in dieser Gegend wenige Gebirge sind und eben auch keine Waldungen angetroffen werden. Sie errichteten sich daher Hütten aus Rohr und bedeckten dieselben mit Lehm. Bald lernten sie den Lehm und vielleicht auch den Schlamm, den der Nil nach seiner Ueberschwemmung zurück gelassen hatte, besser gebrauchen, sie fingen an Ziegel aus denselben zu machen, die sie an der Sonne trockneten und Häuser daraus erbauten. Hierinne brachten sie es in kurzer Zeit durch Fleiß und Arbeitsamkeit so weit, daß sie grosse Gebäude errichten konnten. Schon Abraham, als er nach Egypten kam, sah den König in einem Palaste wohnen. Seine Nachkommen, die Israeliten, mußten daselbst Ziegelsteine zubereiten, und bey der Aufbauung vieler Kornhäuser und der Anlegung neuer Städte behülflich seyn. Ob zu dieser Zeit schon steinerne Gebäude in Egypten vorhanden gewesen sind, und ob die Bewohner dieses Landes schon dazumal die Steine bearbeiten konnten, ist zweifelhaft, doch wird das Gegentheil eher glaublich, weil eine so grosse Menge von Ziegeln verfertiget wurde, die nicht nöthig gewesen wär, wenn man schon häufig mit Steinen gebaut hätte. Daß aber von diesen Gebäuden aus Ziegeln keine Ueberreste bis auf unsere Zeiten sich erhalten haben, ist nicht zu verwundern, da diese Materialien leicht verwittern, oder da sie vielleicht in den nachfolgenden Zeiten zu andern Gebäuden verbraucht wurden.

Um diese Zeit gruben die Egypter, so wie die Indier thaten, grosse Gebäude und Tempel in die Felsen

Felsen ein, deren sie sich unstreitig auch schon be-
dienten, ehe sie Häuser aus Ziegeln bauten und
als sie noch in Strohhütten und Höhlen wohnten.
Wahrscheinlich sind einige der unterirdischen Ge-
bäude, die jetzt noch in Ober-Egypten gefunden
werden aus dieser Zeit, ehe die Egypter die Kunst
lernten mit Steinen zu bauen, indem diese Bauart,
in die Felsen einzugraben mit wenig Schwierigkeit
verknüpft ist, weniger Kenntnisse in andern Wissen-
schaften und Künsten voraussetzt, als jene, und da-
her unstreitig älter ist.

Durch das Aushölen der Felsen gewannen die
Einwohner Egyptens mit unter große Steine, wel-
che bey ihnen nach und nach die Gedanken erzeug-
ten, sie statt der Ziegel zu Gebäuden anzuwen-
den. † Man nahm diese Steine roh, wie sie aus
dem Felsen gebrochen waren, und verband sie durch
Lehm mit einander zu einer Mauer. Da aber die-
se Gebäude ohne Zweifel ein sehr unförmliches An-
sehen und vielleicht auch nicht Festigkeit genug hat-
ten, so mußte man bemüht seyn, diesen beyden Feh-
lern abzuhelfen. Man fing an, die Seiten der
Steine eben und glatt zu machen, damit sie fester und
sicherer auf einander liegen konnten, man dachte
nun auf die äußere Anordnung der Gebäude,
um ihnen ein gutes Ansehn zu geben. Es ist daher
die Kunst mit Steinen zu bauen nicht durch Nach-
ahmung der Kunst mit Holz zu bauen entstanden,
so wenig, als die steinernen Säulen eine Nachah-
mung der hölzernen sind; sondern die Nothwendig-
keit, der Mangel an andern Materialien und die

Natur dieses Landes, hat hierzu Gelegenheit gegeben: so wie bey andern Völkern, deren Land einen Ueberfluß von Bauholz hatte, die Säulen und die Gebäude aus Holz errichtet, und die Steine nur sehr selten oder gar nicht zu Gebäuden gebräuchlich wurden. Die erste Art steinerner Gebäude in Egypten, eben so wie in Indien, nämlich die in Felsen gehauenen, verlangte nothwendig Säulen zu der Unterstützung der Felsen, die das Dach ausmachten, und leitete auf die Erfindung derselben. Diese Kunst aber hat unstreitig im Anfange keinen schnellen Fortgang gehabt, da man die zu der Bearbeitung der Steine gehörigen Werkzeuge noch nicht erfunden hatte, sondern nur mit harten Steinen die Werkstücken beschlug, bis sie die gehörige Gestalt bekamen, und sie hernach durch das Aneinanderreiben glatt machte; da man auch viele Künste noch nicht kannte, die der Kunst zu bauen Hülfe leisten und ihr vieles erleichtern.

Sobald man aber die Metalle mehr brauchen und besser bearbeiten lernte, so fing man auch an, Werkzeuge daraus zu verfertigen, um die Steine aus den Felsen zu sprengen und sie zu behauen. Es scheint, daß dieses vorzüglich zu der Zeit des Königs Sesostris unternommen worden ist, und daß man dazumal geschwinde Fortschritte in der Kunst gethan und in wenig Jahren sehr große Werke der Baukunst zu Ende gebracht habe; da dieser Monarch sehr viel bauen ließ, und dadurch die Künstler aufmunterte, so wohl über die Kunst selbst nachzudenken, als auch das Mechanische derselben zu verbessern. Auf seinen

seinem Befehl wurde, um sein Reich vor allen feind-
lichen Anfällen zu schützen, an der Nordseite dessel-
ben eine funfzehnhundert Stadien lange Mauer aufge-
führet, es wurden viele Kanäle gegraben und
Dämme aufgeworfen, um den Ablauf des Wassers
nach der Ueberschwemmung des Nils zu befördern,
und es wurden in vielen Städten, besonders in The-
ben, verschiedene Tempel erbaut, unter denen ein
Tempel des Vulkans sich vorzüglich auszeichnete.

Zu dieser Zeit wurden auch die ersten Obelis-
ken gearbeitet, und Sesostris ließ auch er-
richten. Ob man aber auf die Erfindung derselben
von ungefähr gekommen ist, indem bey der Spren-
gung der Felsen sehr große Steinstücken genommen
wurden, welche die Form eines solchen Kegels hat-
ten, oder ob der erste Gedanke davon in der Einbil-
dung eines Künstlers entstund, läßt sich nicht be-
stimmen; doch wird das letzte wahrscheinlich, da
ohne Zweifel diese Steine zu Ehren der Sonne oder
des Osiris errichtet wurden, und ihre Benennung
einen Sonnenstrahl bedeutet, ihre Gestalt auch
einem Strahl ähnlich ist. Eben so wenig ist das
Alter dieser Steine und die Zeit genau bekannt,
wenn sie zuerst gefertiget worden. Es scheint, als
ob erst nach dem Auszug der Hebräer aus Egypten,
die Kunst die Obelisken zu bearbeiten erfunden wor-
den sey, da Mose in seiner Geschichte unstreitig
dieser Steine erwähnet haben würde, wenn derglei-
chen zu seiner Zeit schon errichtet worden wären, da
er doch sonst der Pracht und der großen Gebäude
der egyptischen Könige gedenket. Denn unter den

Steinen mit Bildern, die Mose den Israeliten an den Grenzen ihrer Länder aufzurichten verbietet, können keine Obelisken verstanden werden, weil es Gränzsteine waren, mit ausgehauenen und gemahlten Figuren, vielleicht eine Art von Hieroglyphen, worinnen die Hebräer den Egyptern nachahmen wollten; die Obelisken hingegen eine ganz andere Bestimmung hatten und zur Verzierung vor die Tempel und Paläste gesetzt wurden. Herodot, der so viele Nachrichten von Egypten giebt, und dies Land selbst besucht hat, erwähnt zwar einiger Obelisken, und nennet sie Obelen, er erzählt aber nichts von dem Ursprunge derselben. Diodor und Plinius reden ausführlicher davon, und der letztere giebt einen Beherrscher von Diospolis, Mestres oder Mitres als den an, der zuerst einen Obelisk errichtet habe, welcher Nachricht aber wenig Glauben beyzumessen ist.

Nachdem die Egypter die Kunst die Steine zu bearbeiten gelernet hatten und geübte Künstler geworden waren; so bedienten sie sich zu ihren Tempeln und andern großen Gebäuden beständig der Steine und nicht mehr der Ziegel, wie sie vorher gethan hatten. Sie legten und paßten sie genau an und über einander, und wußten ihren Steinen eine so glatte Fläche zu geben, daß sie keines Mörtels dabey bedurften. Auf diese Art bauten sie ihre Tempel und auch die Pyramiden, bey welchen, wie hernach ausführlicher angezeigt werden wird, die äußern großen Steine ohne irgend eine Verbindung auf einander liegen, der inwendige Raum

aber

aber mit Grabsteinen und mit Mörtel ausgefüllt war.

Diese Pyramiden werden gemeiniglich zu den ältesten Denkmälern Egyptens gerechnet, weil die Zeit ihrer Entstehung ungewiß ist; sie haben aber unstreitig kein so hohes Alter, als man ihnen zuschreibt, sondern sind viel jünger als die Obelisken und die ältesten Tempel zu Theben, und werden ungefähr zu der Zeit der Zerstörung der Stadt Troja, oder gleich nach derselben erfunden worden seyn. Sesostris, der so viel zu der Verschönerung der Stadt Theben beytrug, viel Tempel erbauen und Obelisken aufrichten ließ, würde ohne Zweifel auch eine Pyramide angelegt haben, wenn man zu seiner Zeit schon etwas davon gewußt hätte. Auch Homer schweigt von diesen Gebäuden, der doch von so vielen Schönheiten Egyptens erzählt. Ueberdieses wurde die ganze Gegend, wo die Pyramiden stehen und wo Memphis lag, später angebauet, als die um Theben. Die Art ihrer Entstehung ist eben so zweifelhaft als die Zeit ihrer Entstehung, doch ist es höchst wahrscheinlich, daß die Beschaffenheit und die Anlage der Gegend, in welcher sie stehen, die erste Ursache zu ihrer Erfindung gegeben hat. Sie werden nur in Mittel-Egypten angetroffen, zwischen Dschise bis südwärts nach Meidun zu, in welcher Gegend eine Menge Hügel von Kalkstein sich befinden, die von der Natur fast die Gestalt einer Pyramide bekommen hatten, und die ohne Zweifel Gelegenheit haben, den Ort, wo die Begräbnißgrotten angelegt wurden,

 auf

als die erste sinnliche Art zu verzeichnen. [illegible] Mei-
nung wird durch die Bemerkung bestätigt, welche
die Reisenden und besonders Niebuhr bey der Be-
trachtung der Pyramiden machten, daß nämlich die
meisten Pyramiden auf dergleichen Kalksteinhügeln
gebaut sind, und daß oft ein ziemlich hoher Theil
des Hügels einen Theil der Pyramide selbst aus-
macht, welches man nur an den vier Seiten her-
unter und hernach mit andern Kalksteinen oder mit
Granit bekleidet hat, woraus erhellet, daß, was
noch an der bestimmten Höhe der Pyramide fehlte,
aufgebaut wurde.

Die Steine, welche die Aegypter zu ihren
Bauten brauchten, waren gemeiniglich von einer
ungeheuern Größe. Obgleich ihre Herbeyschaffung
und Aufrichtung mit vieler Schwierigkeit verbun-
den war; die aber durch eine große Anzahl von Men-
schen und durch anhaltenden Fleiß und Arbeit er-
leichtert wurde; so war es doch leichter, Gebäude
aus solchen Steinen zu errichten, als aus kleinern,
deren Zusammensetzung und feste Verbindung mehr Ue-
bung erfordert, als die Egyptier in der Bau-
kunst mit Steinen zu bauen gehabt [illegible]. [illegible]
findet Steine von zehn Fuß Länge, die fünf Fuß
hoch und eben so breit sind; die Steine von der
großen Pyramide bey Dschisa sind dreißig Fuß lang;
bey den zu einigen Pyramiden gehörigen Tempeln sind
die meisten Steine sechzehn bis zwey und zwanzig Fuß
lang und sechs Fuß breit und hoch. Diese Bau-
art entdeckt man bey jedem Volke, das bald
als anfing große Gebäude zu errichten, nachdem es

[illegible]

Griechen und den Römern; daß aber die Egypter in der Folge nicht davon abgingen, davon war ihre Anhänglichkeit an das Alte die Ursache.

Dieser grossen und schweren Steine wegen mußten bey einem Gebäude, das eine weite Spannung hatte und doch bedeckt werden sollte, viele Säulen angebracht seyn, um die Decke, die aus eben so großen Steinen bestand zu unterstützen und zu tragen; denn die Egypter kannten die Kunst zu wölben noch nicht, sondern mußten ihren Gebäuden gerade Dächer geben. Man war daher bedacht den Säulen, die jetzt so häufig angebracht wurden, und die noch ohne alle Zierde waren, ein schickliches Ansehn zu geben. Die ersten Säulen waren vierseitig und man sieht dergleichen an einem Tempel zu Theben, die sechzehn Seiten haben. Nach und nach wurden die Ecken der Seiten abgenommen und die Säulen wurden rund gemacht. Hierauf gab man den Schäften verschiedene Verzierungen, man ließ ihren Umriß, anstatt ihn in einer Rundung fortzuführen, in einer Reihe kleiner an einander gesetzter Bogen fortgehn, so daß eine solche Säule das Ansehn hat, als ob sie aus einzelnen runden Scheiben zusammen gesetzt wär; bisweilen wurden um den Schaft herum in gewissen Entfernungen erhabne Ringe über einander angebracht; bisweilen wurden die Schäfte glatt gelassen und mit Hieroglyphen besetzt, die oft mit lebhaften Farben überstrichen sind. Gemeiniglich haben die Schäfte der egyptischen Säulen eine Ausbauchung, sie sind oben unter ihrem Knaufe verjüngt, und unten, bey

dem

dem Schaftgesimse etwas mehr zusammen gezogen, als in der Mitte.

Diese Säulen hatten im Anfange gar kein Kapitäl; sie waren nur mit einer viereckigen Platte bedeckt, aus welcher in den folgenden Zeiten unstreitig der Abakus entstanden ist. Man findet dergleichen Kapitäle noch jetzt an den Säulen eines in dem Felsen gehauenen Gebäudes zu Hajar Silsilis, und an einigen Säulen in den Ruinen von Theben. Der erste Knauf, womit man die Säulen verzierte, war eine Ausbauchung, die unter der viereckigen Platte sich anfing und etliche Fuß herunter ging, ungefähr also die Gestalt eines Fasses hatte. Diese Art von Knäufen wurde im Anfange ganz glatt gemacht und bisweilen mit Hieroglyphen besetzt, hernach aber fing man an, sie zu verzieren. Man gab ihnen acht herausstehende Aushöhlungen, so daß ihr Umriß, wie bey den schon angezeigten Schäften, nicht in einer geraden Linie fortging, sondern aus kleinen Bogen zusammengesetzt war; bisweilen theilte man diesen Knauf in zwey Theile und verzierte den obern mit dergleichen Aushöhlungen, den untern Theil aber mit Blättern, die sich an den Knauf hinan schlugen, oder mit kleinen Schilden. Eine spätere Erfindung scheint die andere und zierlichere Gestalt zu seyn, die man den Knäufen gab, da man sie nach Art eines auf die Säule gesetzten Gefäßes, oder einer umgekehrten Glocke formte. Auch diese Kapitäle wurden erst ganz glatt gemacht, hernach verzierte man sie, so, daß die Verzierungen nur durch Linien vorge-

zeich-

[illegible] und angedeutet, aber noch nicht erhaben ausgearbeitet worden. Hierauf fing man an, Laubwerk darauf zu setzen und dasselbe bald flach heraus zu arbeiten, bald mehr erhoben zu machen. Hierzu bediente man sich verschiedener Kräuter und Pflanzen. Einige Kapitäler scheinen eine Nachahmung eines Palmenbaums zu seyn, mit dem sie Aehnlichkeit haben, wenn, wie es jährlich geschieht, seine untern Zweige abgehauen sind, und er alsdenn die obern in die Höhe richtet. Es wurden die Blätter in den Knäufen bald in einer Reihe neben einander gesetzt, so daß sie auf dem untersten Theil des Kapitäls standen, bis oben hinanreichten und von da herab hingen, nach Art der Palmenblätter; bald wurden zwischen diese Blätter andere, einer andern Pflanze gleich, gesetzt; bald stellte man einige Reihen kleine Blätter über einander; bald wurden auch andere Verzierungen, deren Bedeutung nicht zu errathen ist, mit an den Knäufen angebracht. Endlich wich man von dieser Art von Verzierung ganz ab und gab den Knäufen bisweilen die Gestalt des Hauptes der Isis.

Da der Boden in Egypten bey allen noch vorhandenen Bautrümmern durch den vielen Schutt und Flugsand, der durch den Wind herbey geführt wird, sehr erhöht worden ist, und keinem Beobachter dieser Gebäude nachzugraben erlaubt ist, so kann man weder die Schaftgesimse der egyptischen Säulen entdecken, noch die eigentliche Höhe der Säulen und das Verhältniß ihres Durchmessers

ser zur Höhe übrig angeben: dergleichen Norden und Pocock, an den im Felsen gehauenen Gebäude zu Hajar Silsilis, ganze Säulen, die denjenigen in Egypten, an denen man das Schaftgesimse sieht, woraus man urtheilen kann, daß sie in den ältesten Zeiten auch bey andern Säulen auf eine gleiche Art gewesen sind; in der Folge aber, so wie man anfing die Kapitäler zu verschönern, wurden die Schaftgesimse unstreitig auch verziert. Es sind ganz einfache runde Steine, die rings um die Säule herum elf Zoll heraussiehen und zehn Zoll hoch sind. Sie haben in der Mitte ein rundes Loch, in welches der Säulenschaft genau paßt und worinnen er steht.

Für die gemeine Höhe der Säulen nimmt Pocock ungefähr drey oder höchstens viertehalb bis fünftehalb Durchmesser an, sehr wenige aber haben sechs Durchmesser zur Höhe. Diese findet man von drey bis auf elf Fuß stark. Da die Säulen sehr stark seyn mußten, um die schweren Decken tragen zu können, so ist diese angegebene Höhe und Stärke sehr wahrscheinlich. Die Schäfte sind nicht aus einem einzigen Steine, sondern aus einzelnen Schichten zusammengesetzt, wovon ein jedes die Höhe von einem Fuß sechs Zoll, bis drey Fuß sechs Zoll hat. Die Säulenweite beträgt anderthalb, meistens zwey Fuß, selten aber drittehalb und drey Fuß, und nur in der Mitte eines Gebäudes stehen bisweilen die Säulen weiter von einander entfernt. Die Stellung der Säulen ist einfach; sie stehen in einer gleichen Entfernung von einander, in zwey

oder

oder drey Reihen, bisweilen aber sind die Säulen der mittelsten Reihe etwas höher, als die der umherstehenden Reihen.

Das Gebälke der egyptischen Säulen war im Anfange sehr einfach. Es wurde ein einziger Stein, nach der Länge des Gebäudes, auf die Säulen gelegt, und auf diesem ruheten die grossen Tafelsteine, womit das Gebäude gedeckt war. Hernach wurde, um die Decke des Gebäudes zu erheben und demselben mehr Licht zu geben, auf eine jede Säule ein kleiner viereckiger Stein gesetzt, auf die man den langen Stein legte. Bisweilen wurden auch anstatt dieser kleinen Steine, andere von einer Säule zu der andern, nach der Breite oder Spannung des Gebäudes gelegt, und auf diese nach der Länge des Gebäudes auf einer jeden Seite desselben der grosse, lange Stein. Die Tafelsteine, womit man das Gebäude deckte, wurden bey manchen Gebäuden einfach, bey andern aber in zwey oder drey Reihen über einander gelegt, so daß die untersten über das Gebäude hervorragten, die obern aber stuffenweise sich einzogen. Man kann den langen Stein, der nach der Länge des Gebäudes auf den Säulen ruhet, mit dem Unterbalken vergleichen, und das hervorstossende Ende der Tafelsteine, mit dem Kranz: einen Frieß aber entdeckt man bey der egyptischen Bauart nicht; denn die kleinen Steine, deren auf jeder Säule einer lag, oder die von einer Säule bis zu der andern nach der Breite und Spannung des Gebäudes reichten, können nicht mit dem Frieß verglichen werden, weil sie nicht die Stelle der Balken ver-

[illegible], sondern nur, um inwendig mehr Raum und mehr Licht zu gewinnen, angebracht waren. Und wollte man sie ja mit dem Friese vergleichen, so hat derselbe an den egyptischen Gebäuden eine ganz andere Stelle eingenommen als an den griechischen, da er bey diesen über den Unterbalken, bey den egyptischen aber unter ihm sich befindet. In den ersten Zeiten waren diese Gebälke ohne alle Zierrath, der unterste große Stein und die hervorragenden Tafelsteine waren ganz einfach viereckig behauen, ohne alle Glieder und nur mit Hieroglyphen besetzt, nach und nach aber wurden sie mit einigen Gliedern verziert, die theils glatt, theils mit Zierrathen versehen waren. Die Thüren und Thorwege wurden gemeiniglich mit einem Kranze bedeckt, der aus einem Riemen besteht, unter dem eine Hohlkehle ist, die von dem Riemen bis zu der glatten Mauer herabläuft, und durch einen Stab von dieser Mauer unterschieden wird. Gemeiniglich ist in der Hohlkehle in der Mitte über der Thüre eine Verzierung angebracht, die vermuthlich einen Habicht, unter welchem Bilde der Gott Osiris verehrt wurde, vorstellen soll. Bey einigen Tempeln und andern Gebäuden waren die Thore von einer besondern Bauart. Es gehen nämlich ihre Seitenmauern nicht in einer geraden lothrechten Linie in die Höhe, sondern sie stehen unten weiter aus einander als oben, wo sie sich gegen einander neigen, und daher pyramidenförmige Thore genennet werden. Diese Bauart kommt derjenigen gleich, nach welcher bey uns die Futtermauern an-

gelegt

gelegt werden, und unstreitig war die Festigkeit und die Dauer eines Gebäudes zu bewirken, die Ursache derselben. In den Ruinen von Theben findet man die Thore der Tempel, des Grabmahls des Osymandias auf diese Art gebaut, doch werden auch an Tempeln zu Esnay, zu Etfou, und an einigen andern Orten dergleichen angetroffen. In dem ersten Theile von Pococks Reisebeschreibung steht eine gute Abbildung der egyptischen Säulen, ihrer verschiedenen Knäufe und ihrer Gebälke, so wie man auch in Nordens Reisebeschreibung etliche Säulen Knäufe abgebildet antrift.

Nach dieser Beschreibung von der Bauart der Egypter ist noch übrig von dem Geschmacke der Egypter in der Baukunst zu reden. Sie gaben ihren Gebäuden alle mögliche Dauerhaftigkeit und Festigkeit, indem sie dieselben aus lauter Steinen erbauten und hierzu gemeiniglich sehr große Stücken wählten, die ohne einige Verbindung mit Mörtel, durch ihre eigene Schwere, fest auf einander lagen und ruhten. Daß sie kein Holz dazu brauchten, daran war die natürliche Beschaffenheit ihres Landes Schuld, das ihnen kein Bauholz gab. Durch diese Art zu bauen wurden die egyptischen Gebäude große Massen, sie gab den Gebäuden eine gewisse Größe und Einfalt, die bey dem ersten Anblick mit Erstaunen erfüllt. Wenn man sie aber genauer betrachtet und nach den Regeln der schönen Baukunst untersucht, so sieht man, daß diesen Gebäuden noch sehr viel fehlt, um sie zu schönen und geschmackvollen Werken der Kunst zu erheben. Ihre Einfalt und

Grösse artet in Rohheit und Plumpheit aus, überall vermißt man Zierlichkeit, Schönheit, gute wohlgewählte Verhältnisse, kurz alles was wir guten Geschmack nennen. Die Säulenstellungen der Egypter sind zwar einfach, sie stehen, ungekünstelt, in zwey oder in drey Reihen und in gleichen Entfernungen neben einander, in dem Ganzen der Gebäude aber ist keine schöne Anordnung. Auch haben die Formen der Säulenschäfte, der Kapitäle, des Gebälkes, wenig angenehmes, da keine guten Verhältnisse dabey angewendet, und die Verzierungen oft unschicklich und überhäuft angebracht wurden. Im Anfange wurden die Säulen, die Gebälke, die Knäufe, und die Mauern mit Hieroglyphen besetzt, hernach fing man an mehrere Verzierungen hinzuzuthun, und zierte nicht allein die Gebälke und die Knäufe, sondern sogar auch die Säulenschäfte. Alle diese Verzierungen sind in einem schlechten und trocknen Geschmack gearbeitet. Die Zusammensetzung der Glieder bey den Gebälken ist nach einer übeln Wahl gemacht, die Abwechslung der geraden und der runden Glieder ist schlecht beobachtet, der Vorsprung des einen vor dem andern ist sehr unbeträchtlich; hierdurch bekommen sie ein ungeschicktes Ansehn. Die Blätter und die andern Verzierungen der Kapitäle sind unbestimmt und meistentheils so wenig erhoben gearbeitet, daß es nur Linien und gleichsam Vorzeichnungen der Verzierungen zu seyn scheinen. Die Schäfte sind sehr oft mit vielen herauswärtsstehenden Aushöhlungen oder Stäben geziert, bisweilen aber auch mit etlichen über-

über einander liegenden Ringen, die um die Säule herum gehen.

Ueberdieses hatten die egyptischen Baukünstler noch wenig feste Grundsätze und Regeln in ihrer Kunst. In der allgemeinen Anordnung der Gebäude fehlten ihnen diese zwar nicht, da, zum Beyspiel bey den Tempeln, im Ganzen einerley Einrichtung und Eintheilung gebräuchlich war, in einzelnen Stücken aber, als bey den Säulen, arbeiteten sie sehr willkührlich. Bisweilen machten sie bey drey Reihen Säulen, die Säulen sogar nicht alle von gleicher Höhe, sondern gaben der mittelsten Reihe mehr Höhe, als den nebenstehenden. Wie viel verschiedene Kapitäle und Gebälke trift man an den egyptischen Gebäuden nicht an. Ein jeder, der ein Gebäude angab, erfand ohne Zweifel auch ein neues Kapitäl und Gebälke zu seinen Säulen, oder setzte eins aus einigen schon vorhandenen zusammen; es war eines jeden Willkühr überlassen, die Verhältnisse des Kapitäls zu dem Schafte und seine Verzierungen zu wählen, und die Glieder des Gebälkes nach eigenem Gutdünken zusammen zu setzen; auch ist es ungewiß, ob wegen der Stärke der Säulen gewisse Regeln beobachtet wurden, ob man sich dabey allezeit nach der Schwere des Daches richtete, welches sie tragen mußten, oder ob es jedem Baukünstler überlassen war, sie so stark zu machen als er wollte; obgleich die Höhe der Säulen auf ein gewisses Maaß eingeschränkt gewesen zu seyn scheint. Man findet auch einige Tempel, wo bey einer Säulenstellung verschiedene Kapitäle gebraucht wor-

den sind; und wenn sie auch für diese Tempel eigentlich nicht gemacht waren, sondern vielleicht von verschiedenen alten Gebäuden genommen und hier angewendet wurden, so zeigt doch diese Anwendung einen sehr schlechten Geschmack und einen großen Mangel an Kenntniß des Schönen an. Die Anhängigkeit der Egypter an dem Alten, indem sie von den alten Formen nicht abwichen und daher auch niemals bessere Verzierungen anbrachten, die hohe Einbildung, welche sie von ihren Kenntnissen hatten und ihnen nicht erlaubte, das Gute und Schöne, worinnen andere gleichzeitige Völker sie übertrafen, anzunehmen und nachzuahmen, war die Ursache, daß sie, so wie in andern Künsten, es auch in der Baukunst nicht höher bringen und zu keiner Vollkommenheit darinne gelangen konnten, sondern immer in ihrer Mittelmäßigkeit blieben.

Nach dieser Erzählung, wie die Egypter erst in Höhlen und Hütten wohnten, dann zu ihren Gebäuden sich der Ziegel bedienten, hernach aber die Kunst, Steine zu bearbeiten, lernten, darinne bald vollkommener wurden und sehr große Gebäude errichteten; und nach der Betrachtung über die Bauart und den Geschmack der Egypter in der Baukunst, will ich nun die vorzüglichsten Gebäude in Egypten anführen, von denen theils die alten Schriftsteller Beschreibungen gegeben haben, theils aber auch jetzt noch Trümmer übrig geblieben sind, woraus man einen Begriff von ihrer Einrichtung, Anordnung, Bauart und Geschmack bekommen kann. Ich werde zuerst die in Felsen gehauenen Gebäude,

als:

alsdenn die Obelisken erwähnen, hernach die Pyramiden beschreiben und endlich einiger andern Gebäude der Egypter gedenken.

Es werden in verschiedenen Orten Ober-Egyptens unterirrdische, in die Felsen gehauene Gebäude gefunden, die man gemeiniglich für Gräber hält, ob es gleich wahrscheinlicher ist, daß sie Tempel gewesen sind, da man in ihrem Innern Säle und weitläuftige Zimmer findet. Sie wurden unstreitig zu der Zeit zur Verehrung der Götter gebraucht, als die Bewohner Egyptens selbst noch in Höhlen oder Hütten wohnten, weil allezeit die alten Völker ihren Göttern eben solche Wohnungen gaben, als sie selbst hatten, nur besser ausgeschmückt und grösser angelegt. Nicht weit von der Stadt Siuut findet man ein solches unterirrdisches Denkmal, das in einem Felsen eingehauen ist. Man geht durch eine Thüre in einen grossen Saal, dessen Dach, welches der obere Theil des Berges selbst ist, auf sechseckigen, aus dem Felsen gehauenen Pfeilern ruht. Die Decke und die Wände dieses Saales sind mit Gemälden gezieret, die man noch sehr deutlich erkennet, und das viele dabey gebrauchte Gold hervorschimmern sieht, der Fußboden aber liegt voll Sand und Steine. Auf den Seiten sind einige Thüren, die zu andern Zimmern führen, die aber so mit Schutt angefüllet sind, daß man unmöglich hindurch dringen kann. Ueber diesem Saale ist noch ein Zimmer, zu welchem man von aussen hinauf klettern muß, das nicht so groß als das untere ist, und daher auch keine

 Pfei-

Pfeiler zu der Unterstützung seines Daches brauchte; es ist aber auf eben die Art ausgemalt. Zu Hajar Silcily befinden sich einige unterirrdische Gebäude, wovon besonders eins sich auszeichnet, dessen Alter durch die daran ausgehauenen Säulen bestätiget wird, die noch gar kein Kapitäl haben, sondern an dessen Statt mit einem viereckigen Steine bedeckt sind. Auch bey den Ruinen von Theben und in andern Theilen Ober-Egyptens werden dergleichen Gebäude angetroffen. Es sind auch einige um Alexandrien entdeckt worden, die aber keinesweges aus diesen alten Zeiten seyn können, da die ganze Gegend, wo die Griechen diese Stadt anlegten, erst in den nachfolgenden Zeiten angebaut wurde; es waren entweder prächtige Grabmäler oder Tempel, zu welchen man die alte Bauart wählte, um ihnen mehr Heiligkeit, mehr feyerliches Ansehn und mehr Geheimnißvolles zu geben. In einer kleinen Entfernung von dem Hafen zu Alexandrien wird ein solches Gebäude gefunden, welches insgemein ein Tempel genennt wird, dessen Eingang so verschüttet ist, daß man gebückt durch denselben gehen muß. Dieser Eingang führt zu einem großen viereckigen Saale, aus welchem man durch eine lange Gallerie in ein rundes Gebäude kommt, welches oben in der Gestalt einer Kuppel aus dem Felsen gehauen ist. Es hat vier Thüren, zwey und zwey gegen einander über, davon eine zum Eingange dient, die andern aber eine Art von Nischen sind. In der Nachbarschaft dieses Gebäudes sollen mehr dergleichen seyn, deren Eingänge aber

oder ganz verschüttet sind. Alle diese Gebäude haben eine ganz andere Einrichtung, als die Begräbnißgrotten, von denen ich hernach reden werde.

Die Obelisken gehören mit unter die einfachsten und vorzüglichsten Werke der egyptischen Baukunst. Es sind hohe viereckige Steine, deren vier Seiten sich, nach der Art eines Strahles, oben gegen einander zu neigen und in einer kleinen Pyramide zusammen vereinigt werden. Sie haben eine Höhe von funfzig bis zu ein hundert und funfzig und zuweilen noch mehr Fuß, und nehmen unten einen Raum von vier bis zwölf und oft mehr Fuß ins Gevierte ein. Sie bestehen aus einem einzigen Steine, der meistentheils ein röthlicher Granit ist, einige wenige ausgenommen, die aus weissem Marmor gehauen sind. Sie sind gemeiniglich mit eingehauenen Hieroglyphen geziert, die entweder die natürliche Farbe des Steines haben, oder mit Farben angestrichen sind, deren es nur wenige giebt, oder sie sind ohne alle Hieroglyphen, die eben so selten angetroffen werden. Diese Steine wurden in den Granitgebürgen in Ober-Egypten gebrochen. Pocock und einige andere Reisende haben in diesen Gebirgen halb ausgebrochene Steine angetroffen, die unstreitig zu Obelisken bestimmt waren. Die Steinbrüche giengen nicht in die Tiefe hinunter, sondern die Steine wurden an den Seiten der Felsen ausgehauen. Sobald ein solcher Stein gebrochen und aus dem Felsen gesprengt war, wurde er mit Steinen so lange beschlagen, bis er seine bestimmte Gestalt erhielt, als-

denn glatt geschliffen und zuletzt grub man die Hieroglyphen in ihn ein. Hierauf wurde er von dem Gebirge auf Flößen, entweder auf dem Nil, oder auf Kanälen, bis an den Ort, wo er aufgerichtet werden sollte, geschaft: wenn man aber der Flößen sich nicht bedienen konnte, sondern ihn zu Lande fortschaffen mußte, so wurde er unstreitig auf Wagen von Menschen und Pferden fortgezogen. Es erfoderte viel Fleiß und Arbeit, ehe er an den Ort seiner Bestimmung kam, noch mehr Schwierigkeiten aber mußte die Aufrichtung und Feststellung verursachen; doch findet man keine Nachrichten, ob mechanische Hülfsmittel und was für welche dabey angewendet wurden, oder ob nur eine große Menge Menschen die Aufrichtung bewerkstelligten. Die Fußgestelle, worauf die Obelisken errichtet wurden, sind ein Viereck, das gemeiniglich zwey oder drey Fuß breiter ist, als der Obelisk selbst; man findet sie aber immer mit Erde bedeckt, daher man weder ihre Höhe sehen, noch ihre Bauart genau betrachten kann.

Diese Obelisken trift man in vielen Gegenden Egyptens an. Gemeiniglich stunden sie vor dem Eingange der Tempel, bey dem Anfange der Säulengänge und machten eine vorzügliche Zierde dieser Plätze aus, einige kleine aber, von eilf bis zwölf Fuß Höhe, waren unstreitig Fußgestelle der Götzenbilder. Herodot erwähnt zwey Obelisken des Sesostris, die vor dem des Tempel Vulkan stunden, und nennt sie Steine von einer unermeßlichen Länge; einige, die vor dem Tempel der Minerva

zu Sais errichtet waren, und zwey, die ein Nachfolger des Sesostris vor dem Sonnentempel aufstellen ließ; welches auch Diodor bestätigt. Plinius ist in der Nachricht von den Obelisken ausführlicher und erzählt von mehrern, als die beiden ersten Schriftsteller. Die neuern Reisenden nach Egypten, haben sowohl in dem obern als in dem untern Theile dieses Landes noch jetzt sehr viele Obelisken gefunden. Als die schönsten unter allen, bemerken Norden und Pocock einige in den Bauträmmern des alten Thebens, zwey Obelisken, die bey Luxor, vor einem Eingange stehen, und zwey vor einem Saale bey Carnack. Einige Obelisken stehen noch auf eben dem Platze, wo sie zuerst aufgerichtet wurden. Dergleichen fand Norden in den Ruinen von Theben, und in den Ruinen der alten Stadt Syene; andere aber sind von dem Orte, wo man sie errichtete in eine andere Gegend gebracht worden, dergleichen man in den Bauträmmern von Alexandrien antrift, davon einer jetzt noch steht und der Obelisk der Cleopatra genennt wird; denn zu der Zeit da Alexandrien erbaut wurde, war die Kenntniß der Hieroglyphen und ihr Gebrauch schon verloren gegangen, und diese Obelisken sind ohne Zweifel aus Ober-Egypten geholt worden. Noch andere sind ganz aus Egypten weggeführt worden. Die Römer, die keine solchen Steine selbst verfertigen konnten, und doch sie so schön fanden, daß sie die öffentlichen Plätze ihrer Stadt damit zu verzieren wünschten, ließen sie mit vieler Mühe und Unkosten aus Egypten holen. Auf

Befehl des Kaisers August wurden drey Obelisken nach Rom gebracht, von denen einer im Marsfelde aufgerichtet und als Sonnenzeiger gebraucht wurde; Kaiser Caligula ließ einen Obelisken aus Egypten nach Rom schaffen; auch Constantin der zweyte; Theodosius ließ einen nach Constantinopel führen, der noch jetzt steht. Die römischen Obelisken wurden zu den Zeiten der Völkerwanderungen, da die Stadt Rom vielen Verheerungen ausgesetzt war, umgeworfen, und in den Schutt vergraben. Papst Sixtus der fünfte ließ einige wieder ausgraben, und viere davon durch seinen Baumeister Fontana wieder aufrichten. Es würde zu weitläufig und überflüßig seyn, alle Obelisken, die von den alten Königen Egyptens errichtet wurden, und die, welche jetzt noch in diesem Lande gefunden werden, einzeln zu beschreiben, da man von jenen in den alten Schriftstellern, dem Herodot, dem Diodor und dem Plinius, von diesen aber in den Reisebeschreibungen der neuern Reisenden, vornämlich beym Norden und Pacock ausführliche Nachrichten davon findet, überdieses in Gatterers Weltgeschichte in ihrem ganzen Umfange, alles aus diesen Schriftstellern zusammen gesammelt antrift. Andere Völker ahmten den Egyptern in der Ausarbeitung der Obelisken nicht nach. Kein alter Schriftsteller erwähnt dergleichen Kunstwerke bey andern Nationen, nur allein Diodor erzählt, daß die Königin Semiramis in den armenischen Gebirgen einen Obelisk habe aushauen und bey Babylon auf der Landstraße aufstellen lassen. Da aber kein

anderer alter Schriftsteller dessen gedenkt, und jetzt, da doch einige Ruinen von Babylon angetroffen werden, kein Ueberbleibsel von diesem Stein in der dortigen Gegend gefunden wird, so scheint diese Nachricht ungewiß und zweifelhaft zu seyn.

Nach diesen merkwürdigen Werken der egyptischen Baukunst, ziehen Gebäude unsere Aufmerksamkeit auf sich, wozu noch größerer und mehr anhaltender Fleiß erfodert wurde, als zu den Obelisken. Dieses sind die Pyramiden. Von ihrem Alter, von der Zeit und von der Art ihrer Entstehung ist schon geredet worden, hier aber will ich die Beschaffenheit ihres Baues und ihre Bestimmung betrachten und untersuchen.

Die äußere Gestalt der Pyramiden ist theils auf diese Art, daß ihre vier Seiten in einer geraden Linie von unten an, bis hinauf an ihren Gipfel fortgehen, wo sie gemeiniglich in einer Spitze sich vereinigen, theils sind sie stufenweise gebaut, eine einzige aber hat in der Mitte eine Ausbauchung. Die Bauart der Pyramiden war außerordentlich mühsam und erfoderte viel Zeit und Fleiß. Erst mußte der Hügel, worauf die Pyramide zu stehen kam, zubereitet werden. Die vier Seiten desselben, die genau auf die vier Weltgegenden passen, wurden gerade behauen, und wo sich Löcher oder Lücken zeigten, füllte man sie mit Steinen aus; hernach wurden die unterirrdischen Gänge und Gemächer der Pyramide angelegt, auch überdieses nach dem Ammianus Marcellinus verschiedene Pyramiden durch unterirrdische Gänge zusammen

ver-

verbunden, und bey einigen führte man, nach Herodots Erzählung, durch eine unter der Erde gegrabene Wasserleitung, das Wasser aus dem Nil in einem Kanal um die Pyramide herum. Um bequem auf den Hügel hinauf zu kommen, legte man einen Damm an, der an den Seiten mit einer Futtermauer eingefaßt war, die aus glatt gearbeiteten mit Hieroglyphen verzierten Steinen bestand. Norden und Pocock haben die Trümmer von zwey solchen Dämmen jetzt noch gefunden. Schon ein solcher Damm erfoderte eine beynah eben so mühsame Arbeit als die Pyramide selbst, da Herodot von einem Nachricht giebt, der fünf Stadien lang (ein egyptisches Stadium macht drey hundert und drey pariser Fuß, ein olympisches, fünf hundert und sieben und sechszig pariser Fuß,) und vierzig griechische Ellen breit war. Und wenn übrigens die Erzählungen der alten Schriftsteller von den unterirdischen Werken der Pyramiden nicht übertrieben sind, so waren die Zubereitungen zu einem solchen Gebäude fast eben so beträchtlich als die Aufbauung des Gebäudes selbst. Herodot giebt die Zeit an, in welcher die gröste Pyramide der Gruppe bey Dschise erbauet wurde. Zehn Jahre brachte man mit Erbauung des Dammes zu; zehn Jahre brauchte man, theils um den Hügel, worauf die Pyramide zu stehen kam, zuzubereiten, theils die unterirdischen Gänge zu machen und in zwanzig Jahren wurde endlich die Pyramide selbst vollendet. Hierauf fing man von unten an die Pyramide zu bauen: Man nahm die Kalksteine dazu, die von dem Hügel,

gel, worauf die Pyramide stand, und aus den na-
he herum liegenden Kalkgebirgen gebrochen wurden,
diese wurden stuffenweise über einander gelegt, und
durch Hülfe hölzerner Maschinen von einer Stuffe
zu der andern gehoben. Diese Steine sind Quadersteine
von einer ungleichen und oft ungeheuern Länge, in-
dem man die meisten dreißig Fuß lang findet, die
an den äußern Seiten behauen, an den innern
aber unbehauen sind, und die, ohne Mörtel, nur
durch ihre eigene Schwere zusammen gehalten wer-
den. Das Innere der Pyramide ist mit rohen
Bruchsteinen ausgefüllt, die mit Mörtel verbunden
sind. Man konnte auf diesen stuffenweise gelegten
Steinen bequem bis zu dem Gipfel der Pyramide
kommen. Hier wurde allezeit angefangen die Py-
ramide mit Marmor oder mit Granitsteinen zu be-
kleiden, und man ging mit dieser Arbeit von da
herunter bis an den Fuß der Pyramide. Es wur-
den aber nicht alle bekleidet, man findet jetzt
wenig dergleichen Pyramiden, denn die meisten ste-
hen unbekleidet da und zeigen auch keine Spur von
irgend einer Bekleidung. Es ist zu verwundern,
daß an diesen Gebäuden keine Hieroglyphen ange-
troffen werden, da doch sowohl ältere als auch neue-
re Gebäude in Egypten, die Obelisken, die Mauern
der Tempel, und oft auch die Säulenschäfte mit
Hieroglyphen verziert wurden, auch über dieses an
den Dämmen, die man bey der Aufbauung der Py-
ramiden brauchte, dergleichen stehen. Herodot
erwähnt nur zwey, nämlich die allernördlichste,
und die allersüdlichste aller Pyramiden, die mit

In-

Inschriften versehen waren, von den jetzt aber nichts mehr übrig ist.

Die innere Einrichtung der Pyramiden hat viel Geheimnißvolles, und an diesen Gebäuden sieht man ganz den Charakter der Egypter ausgedrückt, den Ernst, einfache Größe, Liebe zum Geheimnißvollen. Eine von den Pyramiden bey Dschise ist geöffnet und von ihrer innern Einrichtung kann man auf die Einrichtung der andern schließen, da man sie unstreitig auch hierinnen einander ähnlich gemacht haben wird; überdieses fand Pocock auch unter den Pyramiden bey Sakarra eine geöffnet, und entdeckte in derselben eben solche Gänge und ähnliche Zimmer, wie in jener zu Dschise. Wer den Eingang in diese Pyramide, der sich an der Nordseite befindet, zuerst entdeckt hat, ist ungewiß und unbekannt, doch zeigt sich deutlich, daß man bey ihrer Eröffnung Gewalt gebraucht hat. Gemeiniglich wird behauptet, daß durch die Mahometaner, nachdem sie Egypten eingenommen hatten, die Pyramide geöffnet worden sey, eine Meynung, die ganz ungegründet und ohne alle Wahrscheinlichkeit ist, da schon Strabo berichtet, daß in der Mitte der Nordseite der Pyramide ein Stein befindlich sey, den man habe herausnehmen können, um den Weg zu den Gängen zu finden. Strabo erwähnt auch des Sarges, oder des steinernen Kastens in dem einen Zimmer der Pyramide; Plutarch erzählt von dem Echo in dem Innern der Pyramide, welches die neuern Reisenden auch bemerkt haben; Plinius gedenkt des Brunnens

nens oder des Schachtes, den man auch jetzt noch in der Pyramide antrift, obgleich keiner von diesen Schriftstellern eine ausführliche Beschreibung von den Gängen und den Zimmern derselben giebt. Von den neuern Reisenden hat Maillet die ausführlichste, aber auch weitschweifigste Beschreibung von der innern Einrichtung dieser Pyramide gegeben, Norden aber die beste, Pocock hingegen und Savary bedienen sich der Beschreibung des Maillet.

Der Eingang der Pyramide führt zu fünf verschiedenen Gängen, welche aufwärts und niederwärts, in einer Richtung nach Süden zu, fortgehen, und zu zwey Zimmern, davon das eine in der Mitte der Pyramide, das andere aber unter diesem ist. Die drey ersten und der fünfte dieser Gänge haben drey und einen halben Fuß ins Gevierte, der vierte aber ist viel höher. Auf allen vier Seiten sind sie mit großen Steinen von weißen Marmor gefüttert, welche so glatt sind, daß man darauf nicht würde gehen können, wenn nicht von Schritt zu Schritt kleine Löcher eingehauen wären, um beym Fortgehen die Füße hineinsetzen zu können. Durch den Eingang kommt man in den ersten Gang, und wenn man diesen und den andern hindurch gegangen ist, so trift man einen Ruheplatz an, zu dessen rechter Seite ein Schacht oder ein Brunnen befindlich ist, der in das unterste der Pyramide hinabführt. Von diesem Platze kommt man wieder auf einen andern Ruheplatz, wo aber kein Ausgang weiter zu finden ist, weil alles mit Schutt und Sand verstopft ist. Kehrt man von

hier

hier auf den ersten Ruheplatz zurück, so findet man den dritten Gang, der zu dem untern Zimmer leitet. Dieses Zimmer hat eine mittlere Größe und ist auf seinen Seitenwänden mit Granit verkleidet; seine Decke ist nicht gerade, sondern geht spitz zu, nach Art eines deutschen Daches, so, daß verschiedene Reihen Steine über einander gelegt sind, bis sie oben unter einem Winkel zusammen stoßen. Es liegt halb voll Steine, die man ohne Zweifel ausgebrochen hat, um einen Gang zu der rechten Hand zu eröffnen, an dessen nicht weit entfernten Ende eine Aushölung in der Wand, wie eine Blinde, angetroffen wird. Um zu dem vierten Gange zu kommen, muß man denselben Weg zurück gehen. Dieser Gang steigt aufwärts, er ist auf beiden Seiten mit Stiegen eingefaßt, auf welchen man hinauf geht. Er ist zwanzig Fuß hoch, und auf die Art des erwähnten untern Zimmers gedeckt. Aus diesem Gange kommt man in den fünften Gang, der zu dem obern Zimmer führet. Ehe man dahin gelangt, entdeckt man mitten in dem Gange ein kleines Behältniß, das etwas höher als der Gang und auf dessen beiden Seiten eine Oeffnung ausgehauen ist, welche vermuthlich für die Steine bestimmt war, womit der Eingang in das Zimmer verschlossen werden konnte, und die man, so lange das Zimmer geöfnet war, dahinein gezogen hatte. Dieses Zimmer ist auch mit Granit ausgelegt, hat aber eine gerade Decke. Hier steht an der linken Seite desselben ein Kasten von Granit, der wie ein Parallelepipedum gestaltet ist, und gemeiniglich

meiglich für einen Sarcophag angesehen wird. Er ist ausgehöhlt, einfach, ohne alle Verzierungen gearbeitet und klingt wie eine Glocke, wenn mit einem Schlüßel daran geschlagen wird. In eben diesem Zimmer entdeckt man einen tiefen Schacht, durch den man herabsteigen kann, der ohne Zweifel dazu bestimmt war, um in die unterirrdischen Gänge herab, oder aus diesen heran zu kommen. Noch sieht man hier zwey kleine herabwärts gehende Gänge, einen gegen Norden, einen gegen Süden, von denen man aber nicht weiß, wo sie hinführen, weil man nicht weit hineingehen kann, indem sie voll Steine liegen, welche neugierige Reisende hineingeschmissen haben, um die Tiefe derselben zu entdecken. Niebuhr erwähnt noch eines Zimmers, das dreißig Fuß hoch, über dem Gange zu dem großen Zimmer seyn soll; er hat aber diese Nachricht mit einer Erzählung zu danken, und weder er hat es selbst gesehen, noch Maillet, der doch sehr oft in dieser Pyramide gewesen ist, hat dessen gedacht.

Ueber die Bestimmung dieser Pyramiden sind die Meynungen sehr verschieden, bald wurden sie für Sternwarten, bald für Kornhäuser, bald für die Studierzimmer der egyptischen Priester, bald für Schatzkammern, bald für Denkmäler auf den Gräbern der Könige bald für die Gräber selbst angesehen. Die letzte Meynung ist bey den alten und bey den neuern Schriftstellern die allgemein angenommene, von denen einige sogar den Sphinx, der vor den Pyramiden zu Dschise stehet, für ein Begräbniß eines Königes halten und ausgeben. Allein

auch Grabmäler konnten die Pyramiden nicht seyn. Wenn man den Platz, wo sie errichtet waren, wenn man ihre inwendige Einrichtung betrachtet, so wird es sehr wahrscheinlich, daß sie eine bildliche Vorstellung des Schattenreichs und des Zustandes nach dem Tode vorstellen sollten, welche Meynung Gatterer in seiner Weltgeschichte mit vielen Gründen unterstützt. Der Platz, wo sie standen, war der öffentliche Kirchhof der Egypter, oder der Ort, wo ihre Todten beygesetzt wurden. Sie gruben in die Berge und Felsen breite und tiefe Gänge, die bisweilen noch Seitengänge und Zimmer hatten, worein die einbalsamirten Todten gesetzt wurden. Es waren die Gräber der Privatpersonen und die Gräber der Könige eingerichtet, nur daß diese prächtiger und größer waren, als jene. Wie konnten also die Pyramiden Grabmäler oder Gräber seyn, da den Königen ganz eigene und besondere Gräber bestimmt, da sie weder auf den Gräbern, noch nahe bey denselben errichtet waren? Die innere Einrichtung der Pyramiden, die ich schon beschrieben habe, macht diese Meynung noch einleuchtender. Wozu sollten bey einem Begräbnisse, die vielen auf und niedergehenden schlüpfrigen Gänge, wozu die Schachte seyn, die in das unterirrdische Gebäude der Pyramide herunter führten? wozu die unterirrdischen Gänge, die von einer Pyramide zu der andern gingen? wozu die verschiedenen Zimmer? Mit wie vielen Schwierigkeiten war es nicht verbunden, durch diese Gänge den todten Körper in das Zimmer zu bringen, wo der Sarcophag steht; übrigens ist der

Kasten,

Kasten, der gemeiniglich für einen Sarcophag angesehen wird, ganz rein und leer und nie hat man die geringste Spur von einem beygesetzten Körper in diesem Zimmer gefunden. Ohne Zweifel konnten sie also nichts anders seyn, als eine bildliche Vorstellung des Lebens und des Zustandes nach dem Tode, besonders da die egyptischen Priester die Lehren der Religion und andere Kenntnisse geheimnißvoll in ihrer Bildersprache einhüllten. Sie können hier, ringsherum von Gräbern umgeben, zu gottesdienstlichen Handlungen bey den Begräbnissen der Könige oder anderer Großen gebraucht worden seyn, um dadurch die Lebenden an den Tod und an ihren künftigen Zustand zu erinnern. Vielleicht sollten die verschiedenen Gänge in den Pyramiden und die unterirrdischen Gänge, eine bildliche Vorstellung des menschlichen Lebens seyn: das Zimmer mit dem Sarkophag sollte vielleicht das Ende des Lebens bedeuten. Oder sie waren zu Einweihungen und zu geheimen gottesdienstlichen Handlungen bestimmt, welches die an einige Pyramiden bey Dschise angebauten Tempel, der große Sphinx, der noch daselbst gefunden wird, und wozu ohne Zweifel noch mehr Sphinxe gehörten, vermuthen lassen, um dem Volk allerhand Gaukelspiele vorzumachen, dasselbe dadurch zu schrecken, ihnen die Gottheit furchtbar vorzustellen, und um es in ihrer Gewalt zu haben.

Alle Pyramiden, die jetzt noch anzutreffen sind, große und kleine zusammen genommen, machen eine Anzahl von vierzig aus, die in fünf verschiedene

Gruppen eingetheilt werden, nämlich die Gruppe bey Dschise, die bey Manjelmusa, die bey Sakarra, die bey Dagschur, die bey Feijum. Die Pyramiden bey Dschise oder Gize sind die vorzüglichsten. Sie liegen auf einer weiten hohen Ebene, welche für die Ueberschwemmung des Nils sicher ist, und die zu den Begräbnissen der Einwohner der Stadt Memphis, die unstreitig nicht weit von dieser Gegend lag, bestimmt war. Zwey große Pyramiden ragen über die andern kleinen, die sie umgeben, weit hervor. Bey einigen waren an der Ostseite Tempel angebaut, von welchen man jetzt nichts als wenige Trümmer und einzelne sehr große Steine sieht. Weiter gegen Osten befindet sich der ungeheure große Sphinx, der ohne Zweifel mit dem Ganzen verbunden war, und der vielleicht zu der Reihe von Sphinxen gehörte, von denen Strabo sagt, daß sie vor dem Serapis-Tempel befindlich gewesen wären, der ungefähr in dieser Gegend stund. Er ist aus einem einzigen Felsenstücke gehauen, seine Länge nach dem Plinius einhundert und dreyzehn, und seine Höhe sechs und dreißig Fuß. Jetzt ist er großentheils im Sand und Erde vergraben, nur sein Kopf und Hals ragen noch hervor. Die größte von diesen Pyramiden ist nach Herodots Erzählung unten auf einer jeden Seite achthundert griechische Fuß breit und die Höhe ihrer schrägen Flächen beträgt eben soviel. Wenn diese Maaße mit denen, welche die neueren Reisenden angeben, nicht übereinkommen, so muß man bedenken, daß seit jener

Zeit,

Zeit, da Herodot die Pyramide maaß; der Boden durch Schutt und Flugsand sehr erhöht worden ist. Es steht hier noch eine Pyramide, die eben so groß als die beschriebene ist, auch sind noch zwey große Pyramiden hier errichtet, welche die beiden ersten aber an Größe nicht erreichen, und acht oder vielleicht noch mehr kleine, die meistentheils ganz zerstört sind.

Von den Pyramiden zu Manjelmusa erwähnen die Alten nichts. Es werden sechs daselbst angetroffen, keine aber ist so groß, als die großen bey Dschise. Eine zeichnet sich dadurch aus, daß sie stufenweise gebaut ist, und sechs Absätze hat, daher sie von den Arabern die Stufenpyramide genannt wird.

Auch von den Pyramiden bey Sakarra schweigen die alten Schriftsteller. Unter diesen ist ebenfalls eine Pyramide mit vier Stufen oder Absätzen befindlich. Dieser Platz ist vorzüglich deswegen berühmt, weil hier sehr viel Mumien gefunden werden, daher er das Mumienfeld genannt wird, und weil nicht allein Begräbnißgrotten für Menschen hier angetroffen werden, sondern auch Grotten, wo man die geheiligten Vögel beysetzte.

Unter den Pyramiden bey Dagschur ist eine, deren schräge Seiten eine Ausbauchung haben, welche Figur nach Pococks Meynung daher kommt, weil sie sehr beschädigt, und nur in der Mitte noch gut erhalten ist, an ihren obern und untern Theilen aber die Bekleidung verloren hat. Norden hingegen glaubt, daß sie so gebaut sey. Eine andere

dieser Pyramiden, die von den heutigen Bewohnern Egyptens die falsche Pyramide genennt wird, ist deswegen merkwürdig, weil sie nicht aus Steinen, sondern aus Ziegeln gebaut ist.

Von den Pyramiden bey Feijum findet man nur bey den alten Schriftstellern eine Beschreibung. Zwey davon sollen in dem See Möris gestanden haben; es ist aber wahrscheinlich, daß dieses keine Pyramiden, sondern nur pyramidenförmige Postamente gewesen sind, da auf einer jeden eine sitzende kolossalische Bildsäule sich befunden haben soll. Eine ausführliche Beschreibung von allen Pyramiden hat Gatterer in seiner Weltgeschichte gegeben, der die Nachrichten alter und neuer Schriftsteller davon zusammen getragen hat.

Kein anderes Volk hat in diesen Werken der Baukunst, so wenig wie in den Obelisken, den Egyptern nachgeahmt. Die Römer ließen zwar Obelisken errichten, allein sie konnten sie nicht selbst verfertigen, sondern mußten sie aus Egypten holen. Die Römer bauten zwar eine Pyramide, die aber mit den egyptischen nicht verglichen werden kann, da sie nicht dieselbe inwendige Einrichtung hat und auch nicht aus gleichen Absichten errichtet wurde, sondern ein Denkmal auf dem Grabe des Cestius ist. So sehr nun aber auch bey den Obelisken und bey den Pyramiden der anhaltende Fleiß und die Kunst der Egypter Bewunderung verdient; so sind doch die übrigen Werke der Baukunst dieser Nation nicht weniger merkwürdig. Die Nilkanäle und der See Möris waren eine sehr große Anlage. Jene durch-

durchschnitten das Land, um das Wasser, wenn die jährliche Ueberschwemmung des Nils sich zurückzog, aufzufassen und von den Feldern abzuleiten, oder um das Nilwasser aufzubewahren und es zu der Wässerung der Felder zu gebrauchen, da gewisse Gegenden in Egypten keinen Regen haben. Um genau zu wissen, wie das Nilwasser nach und nach stieg, damit die nöthigen Vorkehrungen wegen der Ueberschwemmung getroffen werden konnten, richtete man steinerne Pfeiler in dem Fluße auf, die gewisse Abtheilungen hatten, nach welchen das Steigen und Fallen des Nilwassers bemerkt wurde. Ein solcher Stein wird Mikias oder Nilmesser genannt und ist heut zu Tage noch gebräuchlich. Der See Möris, der oberhalb Memphis liegt und weit in die lybische Wüste hineingeht, wurde deshalb gegraben, um den Ueberfluß des Wassers, nach der Ueberschwemmung des Nils, welches durch die Kanäle in diesen See geleitet wurde, aufzunehmen, und so, wie die Kanäle, bey einem einbrechenden Mangel des Wassers, denselben zu ersetzen. Diese wichtigen Werke, die zu der Verbesserung und zu der Fruchtbarkeit des Landes so viel beytrugen, sind indeß für die Geschichte der Kunst nicht so merkwürdig, als jene Tempel, Paläste und Grabmäler der Egypter, deren Trümmer bis auf unsere Zeiten erhalten worden sind, welche die schöne Baukunst näher angehen, und die für die Geschichte derselben unterrichtender sind.

Es wurde bey den Egyptern, so wie bey andern alten Völkern, auf den Bau der Tempel unter

allen Gebäuden das Meiste gewandt, und sie gaben denselben eine größere Anlage und eine prächtigere Ausführung, als allen andern Gebäuden. Die Bauart der egyptischen Tempel lernet man aus dem Strabo kennen. Vor dem Eingange des Tempels war ein gepflasterter Weg, ungefähr hundert Fuß breit und drey bis vierhundert Fuß lang, auf dessen Seiten nach der Länge hin eine Reihe von Sphinxen stunden, davon ein jeder gegen dreißig Fuß von dem andern entfernt war. Auf diesen Wegen folgten etliche Vorhöfe, deren Anzahl, so wie die Anzahl der Sphinxe, nicht bestimmt war, durch welche man in das Tempelhaus kam. Dieses wurde in zwey Zimmer getheilt, davon das eine der Vortempel, das andere, das eigentliche Tempelhaus ist, in welchem keine Bildsäule eines Gottes in Menschengestalt, sondern das Bild eines heiligen Thieres aufgerichtet war. Vielleicht waren die Tempel, die vor einigen Pyramiden standen, auf diese Art eingerichtet, weil daselbst noch ein Sphinx befindlich ist. Man findet aber auch in den Ruinen von Theben bey dem großen Tempel dieselbe Einrichtung, desgleichen bey einem Tempel zu Heliopolis, und bey einem Tempel auf der Insel Philae. Diese Anordnung hatten aber nur die großen Tempel; die kleineren hingegen hatten keine Vorhöfe, sondern nur eine Halle und das Tempelhaus.

Die berühmtesten Tempel in Egypten waren in Theben oder Diospolis, eine Stadt, die von den alten Schriftstellern, wegen ihrer Größe und

ihrer

ihrer weitläuftigen und prächtigen Gebäude, vorzüglich gerühmt wird. Sie lag in der Gegend, wo jetzt die Dörfer Carnack und Luxor oder Lukoreen sind. Diodor giebt vier merkwürdige Tempel zu Theben an, wovon besonders einer wegen seiner Größe sich auszeichnet, der dreyzehn Stadien im Umfange, und vier und zwanzig Fuß breite Mauern gehabt haben soll. Und diese Nachricht ist nicht unglaublich, da jetzt noch die Bautrümmer und die Steinhaufen dieses Gebäudes sich fast eine halbe Meile in die Länge erstrecken. Bey Amara, wo das alte Tentyra lag, sind auch einige Tempel, worunter besonders einer merkwürdig ist, der unstreitig der Isis geweiht war. Er ist zweyhundert Fuß lang, einhundert und fünf und vierzig Fuß breit, und noch sehr gut erhalten. Der Knauf seiner Säulen ist besonders groß und hat die Gestalt des Hauptes der Isis. Ueber einen jeden Knauf liegt ein viereckiger Stein, der auf allen vier Seiten ein Feld, mit erhobener Arbeit geziert, hat, die in dem besten egyptischen Styl gearbeitet ist. Der Tempel auf der Insel Philae, die jetzt unter dem Namen Dschesiret Ell Heiff bekannt ist, zeichnet sich durch seine Größe und unter allen egyptischen Gebäuden durch seine schöne Bauart aus, so wie ein kleiner dabey stehender, durch die schönen Säulen-Kapitäler. Die Tempel zu Esne, dem alten Latapolis, scheinen ein sehr hohes Alter zu haben. Der eine ist auf drey Seiten mit einer Mauer umgeben, die ganz mit Hieroglyphen besetzt ist, an der vordersten Seite aber und inwendig hat er Säulen. Der andere ist

auf eben dieselbe Art angelegt, hat aber noch auf jeder Seite, zwischen den Mauern, einen engen Gang, der ohne Zweifel dazu bestimmt war, um das Volk bey dem Gottesdienst und bey Wahrsagungen auf irgend eine Art zu hintergehen. Bey beiden Tempeln sind die Knäufe von sehr verschiedener Art, und fast kein einziges ist dem andern gleich an Verzierungen, obwohl in der Größe und in dem Verhältniße zu den Säulen das eine wie das andere ist. Von diesen und andern Tempeln in verschiedenen Gegenden Egyptens, als dem Tempel der Isis zu Baalbeit, dem alten Busiris, dem Tempel bey Matarea, wo Heliopolis lag, dem Tempel zu Archemounaim, das vor Zeiten Hermopolis hieß, dem Tempel zu Gava Kiebre, dem Tempel zu Ermenr, dem alten Hermonthis, dem Tempel zu Ombus, ertheilen Pocock und Norden in ihren Reisebeschreibungen die besten und ausführlichsten Nachrichten und Abbildungen, daher es überflüßig seyn würde, ihre Beschreibungen davon hier zu wiederholen.

Unter den andern merkwürdigen Gebäuden in Egypten sind vorzüglich der Labyrinth, das Grabmal des Osymandias und einige in Felsen gehauene Gräber zu bemerken. Der Labyrinth war eines der prächtigsten und größten Werke der Baukunst, und unstreitig das berühmteste Gebäude dieser alten Zeiten. Alle alten Schriftsteller reden von ihm als von dem bewundernswürdigsten Gebäude. Herodot versichert, daß er sehr viel rühmliches davon gehört, aber bey der eigenen Betrachtung

es noch viel prächtiger gefunden habe; denn es übertreffe an Grösse, Arbeit und Kostbarkeit alle Gebäude der Griechen und selbst die Tempel zu Ephesus und Samos, sogar auch die Pyramiden. Die Zeit, zu welcher dieses Gebäude soll errichtet worden seyn, setzen einige den ältesten Pyramiden gleich, andere geben ihm ein noch höheres Alter; doch muß es nach Homers Zeiten geschehen seyn, weil sonst dieser Dichter ohne Zweifel etwas davon würde erwähnt haben. Es stund oberhalb dem See Möris gegen Krocodilopolis, jetzt Feijum, zu, und seine Länge betrug nach Strabo's Bericht ein Stadium.

Herodot beschreibt, als Augenzeuge, dieses Gebäude folgendermaßen. Es befanden sich zwölf verschiedene Paläste darinnen, die unter Einem Dache waren. Sechs von diesen Palästen stunden neben einander gegen Norden, sechs gegen Süden, und hatten einander entgegengesetzte Thore. Eine einzige Mauer umgab diese Paläste. Das ganze Gebäude hatte zwey Stockwerke, davon das erste unter, das andere über der Erde war, die zusammen eine Anzahl von dreytausend Zimmern in sich faßten, so daß die eine Hälfte derselben in dem ersten, die andere in dem zweyten Geschosse waren. In den eintausend fünfhundert Zimmern über der Erde, befanden sich verschiedene Gänge, die aus Sälen in Gemächer, aus Gemächern in Nebenzimmer führten, aus welchen man wieder in andere geräumige Gänge, Gemächer, große Säle und endlich auf das platte Dach des Gebäudes kam, das, so

wie

wie die Mauern, ganz von Stein war. Alle Mauern waren mit eingegrabenen hieroglyphischen Figuren angefüllt. Die eintausend fünfhundert Zimmer in dem Geschoß unter der Erde zu besehen, wurde dem Herodot nicht erlaubt, weil nach der Aussage derer, die ihn herumführten, in diesen Zimmern, die Gräber der egyptischen Könige, der Erbäuer des Labyrinths, und die Gräber der heiligen Krokodille waren. Dieses ist die einzige Beschreibung, die wir von diesem so merkwürdigen Gebäude haben. Denn von den neuern Reisenden ist Norden gar nicht in diese Gegend gekommen; Pocock ist zwar die Landschaft Feijum durchreist, hat aber, nach Gatterers Bemerkung, seinen Weg zu nördlich genommen und konnte daher die Ueberreste des Labyrinthes nicht sehen, da dieses weit in Süd-Ost des See Möris liegt und nicht in dieser Gegend. Die Bautrümmer, die er hier entdeckte, müssen also von einem andern Gebäude seyn; überdieses trift auch die Beschreibung, die er von diesem Gebäude giebt, gar nicht mit Herodots Beschreibung von dem Labyrinthe überein. Noch einer der neuern Reisenden, Paul Lukas, giebt vor, das Labyrinth gesehen zu haben, und beschreibt es; da er aber in seiner ganzen Reisebeschreibung von Egypten vielen Verdacht wider sich erweckt, so wird man auch hier ungewiß, ob er in diese Gegend gekommen, und ob seiner Beschreibung Glauben beyzumessen sey.

Ueber die Bestimmung dieses weitläuftigen und besondern Gebäudes sind bey den Alten die Meynun-

gen

gen immer getheilt gewesen, indem es einige für einen Palast des Petesuccus oder Thitoes halten, andere für einen Palast des Motherus ansehen, andere es als das Grabmal des Möris betrachten, andere es das Grab des Mendes nennen. Herodot giebt dieses Gebäude für ein Denkmal und für die Paläste der zwölf Könige aus, die Egypten gemeinschaftlich beherrschten, und die es errichtet haben sollen. Die mehresten, sagt Plinius, sind der Meynung, daß es ein der Sonne geheiligtes Gebäude gewesen sey. Diese Meynung wird sehr wahrscheinlich, da die Egypter die Sonne vorzüglich verehrten, und es kann daher der Labyrinth mit seinen dreytausend Zimmern, mit den so vielen auf und abführenden Gängen eine bildliche Vorstellung des Thierkreises und des Laufs der Sonne in demselben gewesen seyn. Vielleicht bedienten sich auch die Priester dieses Gebäudes zu astrologischen Wahrsagungen und zu Prophezeihungen.

Das sogenannte Grabmal des Königs Osymandias stund zu Theben und wird von den alten Schriftstellern wegen seines großen Umfanges und wegen seiner Pracht gerühmt. Dem Diodor haben wir eine ausführliche Beschreibung desselben zu verdanken. Den Eingang zierte ein, zweyhundert griechische Fuß langer und fünf und vierzig Ellen hoher Thorweg von schönen Steinen. Dieser Thorweg führte in einen Säulengang, wovon jede Seite vierhundert Fuß lang war; anstatt der Säulen aber trugen Figuren von Thieren die Decke, welche aus acht Ellen langen Steinen bestund, deren inwendige Seite mit goldenen Sternen auf einem

blauen

blauen Grunde ausgemalt war. Ein jeder dieser Pfeiler war sechzehn Ellen hoch und aus einem einzigen Steine gehauen. Auf diese Colonnade folgte ein anderer Thorweg, dem vorigen ganz gleich, nur mit mehr Bildhauerey geziert. Vor demselben stunden drey gut gearbeitete Bildsäulen, jede aus einem einzigen Steine, von der Hand Memnons, des Sieniters. Die eine, die größte kolossalische Bildsäule in Egypten, indem ein Fuß davon sieben Ellen enthielt, war sitzend vorgestellt, und bildete den Osymandias selbst ab. Sie war mit der Inschrift versehen: „Ich bin Osymandias, der König der Könige, wer meine Größe kennen lernen will, wer wissen will, wo ich liege, der thue es mir in einem meiner Werke zuvor.“ Die beiden andern Bildsäulen stellten des Königs Mutter und Tochter vor, und stunden neben der ersten, eins an jeder Seite; sie waren aber nicht so groß als die erste. Durch dieses zweyte Thor kam man in einen Hof, wo wieder eine Bildsäule der Mutter des Königs aufgestellt war. Sie war zwanzig Ellen hoch, aus einem einzigen Steine gehauen, und trug drey Kronen auf dem Haupte, um anzuzeigen, daß sie eines Königs Tochter, Gemahlin und Mutter sey. Auf diesen Hof folgte wieder ein Säulengang, größer und merkwürdiger als der erste und rund umher mit Mauern umgeben. An diesen Mauern waren die Thaten des Königs in dem Kriege, den er mit den Backtrianern führte, abgebildet. An der ersten Mauer war der König, wie er eine mit Wasser umgebene Festung belagert

und

und an der Spitze seines Heeres mit den Feinden streitet: an der zweyten sah man Gefangene, die der König führte: an der dritten brachte der König den Göttern nach dem Siege ein Opfer: an der vierten befanden sich zwey kolossalische Bildsäulen, eine jede sieben und zwanzig Ellen hoch aus einem einzigen Steine. In dieser Mauer waren drey Eingänge, die in ein Zimmer führten, das wie eine musikalische Bühne gebaut war. An der einen Wand dieses Zimmers sah man Richter abgebildet, die einen Oberrichter in der Mitte hatten, um den viele Bücher herum lagen. Vor diesen Figuren stunden viele hölzerne Bildsäulen, die gerichtliche Partheyen vorstellen sollten und die ihre Gesichter nach den Richtern hinkehrten. Von hier ging man in verschiedene Zimmer, wo allerley gute Speisen aufgesetzt waren. Hier traf man wieder eine Abbildung des Königs an, mit Farben ausgemalt und in der Stellung, wie er den Göttern das Gold und Silber opferte, das er jährlich aus den egyptischen Bergwerken erhielt. Hier war auch eine Bibliothek angelegt, mit der Ueberschrift: Arzeneykammer für die Seele. Neben der Bibliothek waren schön eingerichtete Zimmer, worinnen zwanzig Sopha's stunden, wie man sie bey den Gastmalen brauchte, nebst den Bildnissen einiger Götter und des Königs selbst, dessen Körper, aller Vermuthung nach, hier beygesetzt worden war. Rund um dieses Zimmer liefen auch noch einige Nebenzimmer, mit der Abbildung der heiligen Thiere

der

der Egypter ausgeziert. Von hier konnte man auf Treppen auf das Dach des Gebäudes kommen, wo man den goldenen Ring sah, der dasselbe umgab, auf welchem der tägliche Lauf der Sonne vorgestellt war. So weit geht die Beschreibung Diodors, wodurch man die Größe und die Pracht dieses Gebäudes hinlänglich kennen lernt. Und ob sie gleich in einigen Stücken übertrieben zu seyn scheint, so stimmt sie doch mit den Beschreibungen, die Norden und Pocock davon geben, in sehr vielen ähnlich. Diese beiden Reisenden haben die Bautrümmer dieses Gebäudes unter den Ruinen von Theben, zu Luxor, entdeckt und sie noch sehr gut erhalten gefunden. Die Maaße, die Diodor angiebt, treffen meistentheils zu, und es haben sich sogar einige von den abgebildeten Heldenthaten des Königs erhalten; der Ring aber um das ganze Gebäude, der ohne Zweifel in dem Kranz, welcher um das Gebäude herum geht, angebracht war, ist ganz verloren gegangen; so wie man auch von der großen Bildsäule, an welcher die erwähnte Inschrift gestanden hat, kein Ueberbleibsel findet.

Noch ist übrig, etwas von den Gräbern der Egypter zu erwähnen, die sie gemeiniglich in die Felsen eingruben, um die todten und einbalsamirten Körper daselbst beyzusetzen. In vielen Gegenden Egyptens entdeckt man dergleichen Begräbnißgrotten; die vorzüglichsten aber werden um die Pyramiden bey Dschise, um die bey Sakarra, und bey den Ruinen des alten Thebens gefunden. Zu diesen Grotten kommt man entweder durch einen

her-

herabgehenden Schacht, oder sie sind, nach der Art eines Stollen, gerade in den Felsen hinein gehauen. Sie haben schmale und lange Gänge, die zu kleinen Kammern und Behältnissen führen, welche gemeiniglich so groß sind, daß ein Sarg hinein gesetzt oder gestellt werden kann. Diese Einrichtung ist daher sehr von den oben beschriebenen unterirrdischen Gebäuden unterschieden, welche Säle und weitläuftige Zimmer in sich fassen und folglich eher Tempel als Grabmäler zu seyn scheinen. In den Grotten bey Sakarra liegen jetzt noch sehr viel Mumien von Menschen und Thieren, auch Tücher, Palmenzweige und Schilfrohr, worinne sie eingewickelt gewesen sind. Hier sieht man auch die Katakomben für die heiligen Vögel und andere heiligen Thiere, die viel schöner sind als diejenigen, wo menschliche Körper beygesetzt wurden. Die schönsten Denkmäler dieser Art sind die Gräber der Könige bey Theben, bey welchen schon die natürliche Anlage der Felsen etwas Großes und Feyerliches hat. Man kömmt durch einen, zwischen Felsen hinweggehenden schmalen Weg an einen Ort, der rund von Felsen umgeben ist, und der die Gestalt eines Amphitheaters hat. An der einen Seite desselben, gerade dem Eingange gegen über, ist ein enger Fußsteig, der zu einem großen Platze führt, welcher der Hof der Könige genannt wird, und wo die Begräbnisse der Könige von Theben in die, den Platz umschließenden hohen und jähen Felsen eingegraben sind. Diese Grüfte sind lange Gemächer, die mehrentheils zehn Fuß breit und eben so hoch, und dreißig bis funfzig Fuß lang sind, und

die zu den Zimmern führen, worinnen das Grab der Könige ist. Die Seitenwände und die Decken dieser Zimmer sind mit hieroglyphischen Figuren verziert und mit den lebhaftesten Farben ausgemalt. Schon die alten Schriftsteller Diodor und Strabo rühmen diese Gräber und erwähnen ihrer, als sehr merkwürdig. Pococks ausführliche Beschreibung bestätiget dieses, wohin ich auch diejenigen verweise, die mehr davon wissen wollen.

Man wird sich nun einen richtigen und vollständigen Begriff von der Baukunst der Egypter machen können, um zu urtheilen, wie weit sie es in dieser Kunst gebracht haben. Festigkeit, Einfalt und Grösse, die bey dem ersten Anblick Erstaunen erweckt, ist der Charakter der egyptischen Gebäude. Allein, gute Verhältnisse, Ordnung, Zierlichkeit, wohlgewählte Verzierungen, kurz, alles was zum guten Geschmack gehört, alles, was die Baukunst zu einer schönen Kunst erhebt, wird man vergebens suchen. Die Egypter übten die Baukunst bis zu den Zeiten aus, da Cambyses, der König der Perser, Egypten eroberte, und die berühmten Städte dieses Landes zerstörte. Noch in den ersten Zeiten der persischen Regierung arbeiteten egyptische Künstler; nachher aber, als die Griechen Herren von Egypten wurden, führten sie die griechische Bauart und den griechischen Geschmack in diesem Lande ein.

II.

Schauspiele mit Chören von den Brüdern Christian und Friedrich Leopold Grafen zu Stollberg. Erster Theil. Leipzig, bey G. J. Göschen, 1787. 460 Seiten in 8.

Unter diesem Titel kündigen wir unsern Lesern vier, in dem gewöhnlichen theatralischen, oder fünffüßigen Jamben geschriebene, und mit Chören im choriambischen, alcäischen, sapphischen und elegischen Sylbenmaaße möglichst erweiterte Dramen an, die vielleicht, von Seiten der Erfindung und Composition, ein Weilchen, als ein ungewöhnliches Phänomen, auf dem deutschen Parnaß angegafft, aber von Seiten ihres innern Werths, wohl schwerlich lange, als ein Wunder unsrer Zeit angestaunt werden dürften. Noch bey keinem poetischen Produkte wünschten wir eine Erklärung über die Absicht desselben so sehr als bey diesem. In unsern Tagen, wo durch die Vermischung und Zusammensetzung mehrerer Gattungen, wo durch Pfropfen und Impfen eines Zweigs auf den andern unaufhörlich neue Zwittergeschöpfe, deren Gestalt und Verhältnisse nach eigenen Schönheitsgesetzen beurtheilt werden müssen, in der Dichterwelt aufkeimen — in unsern Tagen kann es einem gewissenhaften Recensenten unmöglich gleichgültig seyn, den Gesichts-

punkt zu kennen, aus dem der jedesmalige Schöpfer sein Werk betrachtet wissen will. Den Herren Grafen hat es indeß nicht gefallen, hierüber Auskunft zu geben, und so werden sie es uns nicht verdenken, wenn wir uns streng an den Titel halten, mit dem Worte Schauspiel, den einmal angenommenen Begriff verbinden, das Eigenthümliche ihrer Arbeit und den etwanigen Zweck derselben aus der Behandlung ihres Stoffes zu entdecken suchen und darnach unser Urtheil bestimmen.

Schon die Aufschrift: Schauspiele mit Chören, läßt vermuthen, daß die Dichter sich mehr das alte, als das neue Drama zum Muster wählten, mehr jenes nachzubilden, als dieß zu vervollkommnen, oder zu erweitern sich bestrebten. Diese Vermuthung wird um ein großes bestätigt, weil die bearbeiteten Gegenstände sämtlich aus der alten Geschichte entlehnt und die handelnden Personen größtentheils Helden, oft Götter sind. Sie erhält endlich dadurch Gewißheit, weil die Bemühung, die, an den Alten mit Recht gerühmte, hohe Simplicität sich eigen zu machen, überall sichtbar hervor leuchtet. In der That ein lobenswürdiges Unternehmen! Zwar zweifeln wir sehr, daß ein gefesselter Prometheus, in Aeschylus Manier, auf unsern Theatern sein Glück machen würde: allein davon sind wir dem ungeachtet fest überzeugt, daß die griechischen Helden in ihrer großen, oft übermenschlichen Darstellung, in ihren götterähnlichen Handlungen und in ihrer starken, erschütternden Sprache, kurz, daß das feyerliche Drama der

Grie-

Griechen, den stolzen Chorgesang nicht ausgeschlossen, selbst noch auf den Beyfall unsers Publikums rechnen könnte, sobald der Dichter, der sich daran wagte, unsre Delikatesse, wo es nöthig wäre, zu schonen wüßte, und die Alten nicht blos in der Form nachahmte, sondern sichs zum Gesetze machte, ihnen auch in der einfachen Anordnung des Plans, wie in der regelmäßigen Ausführung desselben, zu folgen, weniger durch Lebhaftigkeit und Ueberraschung, als durch Natur und Wahrheit zu rühren, und die ungekünstelte aber kräftige Sprache der Leidenschaft sich mehr empfohlen seyn zu lassen, als den bilderreichen, blendenden Ausdruck der Phantasie. Unsre Dichter scheinen diese Foderungen, wenigstens dem größten Theil nach, gekannt und auf ihre Erfüllung gedacht zu haben; allein ob sie selbige in ihrem ganzen Umfange kannten und die Mittel, ihnen ein Genüge zu leisten, anwendeten, mit einem Worte, ob ihre Schauspiele eine Veränderung auf unsern Bühnen hervor zu bringen geschickt sind, dieß ist eine Frage, die wir aus guten Gründen verneinen müssen. Doch wir wollen unsre Leser in den Stand setzen, selber zu urtheilen. Hier ist der Plan des ersten Schauspiels, das den jüngern Hrn. Grafen zum Verfasser hat. Der Held ist Theseus, die Scene, ebenfalls nach Art der Alten, ein offener Platz zu Athen. Daß die berüchtigte Orthographie sich auch hier erhalten und Thäseus, Hada's, Hümän und Läto über die gewöhnliche Schreibart obgesiegt hat, alles dessen sind wir zu unserm nicht geringen Vergnügen ansichtig

tig geworden. Liebschaften, die sich durch Treue und Beständigkeit so musterhaft auszeichnen, flößen selbst dem kältesten Kunstrichter Bewunderung ein. Doch zur Sache!

Die Scene eröfnet Aegeus. Er erzählt in 130 Versen den versammelten Atheniensern, was sie samt und sonders schon wußten, daß er den Sohn des Minos erschlagen, und diesem Könige jetzt zum drittenmale den bekannten Tribut entrichtet habe. Theseus selbst befinde sich unter den sieben, zum Schlachtopfer bestimmten, Jünglingen. Doch versichert ihn Sophron, der Priester Apolls, daß er heute noch nebst den übrigen wohlbehalten zurückkehren werde. Der anwesende Sophron bekräftiget seine Aussage und ein Chor von Männern sucht einem Chor zagender Weiblein, die sich bey der Antwort des Priesters nicht beruhigen wollen, Muth einzusprechen. Indem kömmt ein Bothe, erzählt, das Schiff segele von Sunium her und fällt entseelt nieder. Man streitet, ob er, wie Sophron behauptet, aus Freude, oder nach der Weiber Meynung, vor Schrecken gestorben sey, bis zuletzt ein Weiserer die tiefversteckte Bemerkung macht, sein Tod könne wohl auch die Folge eines zu starken Echauffements seyn. Mitlerweile geht Aegeus ab, um sich nach dem Schiffe umzusehn und das Chor der Männer und Weiber beginnt von neuen einen Gesang, der ein völliges Da capo des erstern ist. Ein zweyter Bothe verkündiget: das Schiff eile eben mit schwarzen Segeln dem Hafen zu. Das Klaggeschrey wird allgemein. Sophron nur behauptet

die

die Richtigkeit seiner Offenbarung. Aber der Gesang beider Chöre bezweifelt sie. Indem meldet ein dritter Bothe, Aegeus habe sich von der Warte ins Meer gestürzt. Sophron bejammert ihn — herzlich kalt.

> Dem Hafen schon so nahe scheiterst du!
> Es thut mir weh um meinen alten Freund!

Drauf ein langer unbedeutender Chorgesang. Als er endet, erscheint Theseus, erkundiget sich nach seinem Vater und erstattet, auf Sophrons wiederholtes Bitten, in einer ununterbrochenen Rede von 173 Versen Bericht, wie er sich durch Ariadnens Hülfe aus dem Labyrinthe gerettet, und diese (der Dichter folgt hier einer andern mythischen Sage,) durch den Räuber Bacchus in Naxos verloren habe.

> Mit diesen Freunden (so schließt er,) ging ich dann ins Schiff,
> Und ließ, das Trauerzeichen meines Grams,
> Das schwarze Segel wehn.

Sophron sucht ihn auf die Nachricht von dem Tode seines Vaters vorzubereiten, und die Geretteten bezeugen in einem wirklich schönen Chorgesange ihre Freude über die glückliche Befreyung und Theseus Ruhm. Itzt erinnert sich endlich Theseus seines Vaters wieder. Sophron entdeckt ihm das unglückliche Schicksal des Greisen, und ermuntert ihn zur Standhaftigkeit. Die Trostgründe, die er bey dieser Gelegenheit anbringt,

 sind

sind ganz eigen. Wir wollen sie hersetzen.

Im Rath der Götter war des Königs Tod
Beschloßen; sieh, du weißt's, er war mein Freund,
Und meiner Wehmuth Thräne fließt um ihn;
Doch fühl' ich, daß die Götter seinen Tod
Verlangten, für den Mord von Minos Sohn.
Nach solchen Opfern mußte Aegeus selbst
Das letzte Sühnungsopfer seyn. Es war
Der Tod des Königs keine saure Frucht
Des jähen Muths, sie reifte lange schon
Am heißen Stral der Reu' und fiel zuletzt,
Gleich reifem Obst, vom tiefgebeugten Zweig.

Wenn so etwas nicht beruhigen kann, so beruhigt nichts. Vier Männer bringen auf einer Bahre die Leiche des Königs. Jünglinge und Alte bejammern ihn. Hierauf erinnert Sophron das Volk, daß die Stadt ohne Oberhaupt sey, und ermahnt sie zu einer neuen Wahl zu schreiten, die, wie natürlich, den Sohn des Verstorbenen trift. Theseus aber schlägt die Krone aus und erklärt die Athenienser für unabhängig. Alles vereiniget sich, Theseus Großmuth und der Freyheit Glück zu verherrlichen.

Dieß ist, nicht der Plan, (ohne der Bedeutung des Wortes Gewalt anzuthun, läßt sichs hier nicht anwenden,) sondern die Folge von Begebenheiten und Zufällen, die sich in diesem Stücke ereignen. Und nun frage sich jeder selbst, was der eigentliche Gegenstand dieses Schauspiels ist, ob Aegeus Tod, oder

oder Athens Befreyung vom jährlichen Tribute, oder die Herstellung der republikanischen Regierungsform. Zu dem einen, wie zu dem andern, werden gerade gleich viele Anstalten gemacht, gleich viele Triebräder in Bewegung gesetzt, das heißt — gar keine. Die Personen treten auf, nicht um einen gemeinsamen Zweck durch ihre Thätigkeit zu befördern, kurz, nicht um zu handeln, sondern um über geschehene oder zukünftige Dinge zu plaudern, und kalte Sentenzen zu deklamiren. In Wahrheit, nun begreifen wir, wie die Herren Grafen uns auf einmal mit vier Schauspielen beschenken, und sogar auf einen zweyten Band, den wir doch wenigstens auf diese Art nicht mit großer Ungeduld erwarten werden, denken können. Wenn eine Handlung weder Anfang noch Ende haben darf, wenn es zu einem Drama genug ist, aus dem Leben eines großen Mannes einige wichtige Umstände auszuheben und sie dialogisch zu erzählen, oder, was hier das richtigere ist, sie in zehnsylbigen Jamben aus einander zu ziehen, was läßt sich da nicht für die Bühne bearbeiten? Oder wähnte der Verf. vielleicht, um sich der alten Simplicität zu nähern, dürfe in einem Stücke keine Anlage, keine Verwickelung, kein Aufschluß sichtbar seyn? Leider ist das Seinige hiedurch nur allzu simpel geworden! Aber ein Blick in den Sophokles, oder Aristoteles, den Codex der dramatischen Dichtkunst, hätte ihn doch eines bessern belehren können. Wie sein Schauspiel jetzt ist, sollte man glauben, er habe die Schilderung der Großmuth zur Absicht gehabt. Al-

lein wir sind nicht so boshaft, ihm dieß im Ernste Schuld zu geben. Hierzu brauchte es wenigstens so vieler dramatischen Anstalten und einer solchen Menge von Versen nicht.

Nicht besser stehts um die Charaktere. Seit langer Zeit haben wir kein Schauspiel gelesen, das auch von der Seite weniger empfehlungswürdig wäre. Die meisten Personen sind blos des Singens wegen vorhanden, und Aegeus und Sophron — jener versammelt sich frühzeitig zu seinen Vätern, um nicht in Gefahr zu gerathen, noch einmal perorìren zu müssen, und dieser hat in den ersten Scenen mit der Bestätigung seiner Prophezeihung zu viel zu thun, als daß er an etwas anders denken könnte, und verweilt gegen das Ende blos deshalb noch auf der Bühne, um Theseus Vorschlage durch ein Ja Beyfall zu geben. Doch wie, wenn der Dichter alle diese Personen mit Fleiß in Schatten gestellt hätte, um den wirklichen Helden des Stücks, seinen Theseus, desto stärker zu heben, und seine Volksliebe und edle Denkungsart recht hervorstechend zu machen? Wohl! aber dann müßte sein Theseus sich fürwahr, bey der Ausschlagung der Krone, ganz anders benehmen. Wie er itzt geschildert ist, hält man ihn für ein Kind, das ein Gut verwirft, weil es von der Vortreflichkeit dessen, was ihm angeboten wird, keinen Begriff hat. In allem, was er thut und spricht, selbst in der Rede ans Volk, nirgends zeigt sich die geringste Veranlassung, nirgends der kleinste Grad, woraus diese

unge-

ungewöhnliche Grosmuth begreiflich würde. Man höre ihn selbst, wie er sich hierüber gegen die Athenienser erklärt:

Mit groser Ehre schmücket ihr mein Haupt,
Ihr Männer von Athen! Die Krone schmückt
Nur den, dem sie die Hand des Volks verleiht;
Sie deckt nur den, der sie als Erbe trägt,
Und deckt, wie oft! ein leeres Haupt! sie drückt,
Mit Fluch den Frevler, der mit blut'ger Hand
Sie auf den Scheitel setzt, mit Fluch auch den,
Der solche Last erschleicht, und den mit Fluch,
Dem nicht das Recht des Volkes heilig bleibt.
Gesetze sind das Band der Bürger, sind
Das Band der Bürger und des Königs auch,
Und wer sich über die Gesetze hebt,
Den schützet kein Gesetz, ein solcher ist,
Gleich Räubern in der Wüste, vogelfrey!

Wozu alle diese weisen, doch hinlänglich bekannten Sittensprüche? Warum ereifert sich denn der junge Held über die widerrechtliche Anmaßung einer Krone, da in dem ganzen Stücke hievon die Rede nicht ist? Oder was für wichtige Gründe können ihn bewegen auf ein Diadem, das ganz Geschenk des gütigen Volks ist, Verzicht zu thun. Er mag es uns selbst sagen:

Ich suchte nicht die Kron', ihr gebt sie mir,
Und füllt mit groser Freude mir das Herz,
Mit größrer Wonne, als ihr wähnt; denn wißt,
Ich weihe sie Kronion Zeus! Nur er,

Der

Der Herrscher des Olympos, herrsche hier
Als König, unter ihm das freye Volk!

Und hiermit wäre denn das Räthsel gelöst. Die Ursache der merkwürdigsten Aufopferung ist keine andere, als — Es beliebt mir so. — Wie ganz anders Kreon beym Sophokles, wenn er dem mißtrauischen Oedipus die Gründe vorlegt, warum er dem Glücke, König zu seyn, entsage! Wie so ganz seiner Lage gemäß! — so ganz aus der Fülle des Herzens gesprochen! Zwar wie können wir von Theseus verlangen, daß er seiner Lage gemäß sprechen soll, da der Dichter gesorgt hat, ihn in keine zu setzen? Ueberhaupt ist der Dialog des Verf. vorzüglichste Stärke eben nicht. Hier noch eine Probe, die Rede, die die Scene eröffnet. Gewöhnlich sucht man den Zuschauer gleich anfangs zu seinem Vortheil einzunehmen. Aegeus spricht:

Ihr Männer von Athen, seit langer Zeit
Berief ich euch zur Volkversammlung nicht;
Uns trift ein großer Jammer, große Schmach;
Der größte Jammer und die größte Schmach
Trift mich, und trift seit achtzehn Jahren mich.

Welche Sprache! Fast sollte man glauben, der Herr Graf habe entweder seinen Lesern und Zuschauern nicht die mindeste Ueberlegungskraft zugetraut, oder sein Schauspiel zu früh zu enden gefürchtet. So überdeutlich, so gedehnt schreibt er.

Schon vierzig Sonnen reiften unsre Saat,

Selt-

Seltsam genug, statt schon vierzigmal reifte die Sonne unsre Saat! zu geschweigen, daß reifen von guten Schriftstellern nicht einmal transitivisch gebraucht wird.

Seitdem ich König bin in Kekrops Stadt,
Und jede reifte mir ein neues Weh.
Wie mich mein Bruder kränkte, wisset ihr,
Und seiner Söhne Trotz ist offenbar.
Doch meine Leiden trug ich mit Geduld,
Und, wenn ihr einem Greise eignes Lob
Verzeiht, mit Muth.

Das Eigenlob mag hingehn; ob aber Aegeus Schatten dem Dichter diese müßige Tirade verzeihen kann, bezweifeln wir sehr.

ich hatte früh gelernt
Das Glück verdiene unsern Weihrauch nicht,
Und unerträglich sey das Unglück nicht,
Das unverschuldet aus des Schicksals Nacht,
Gleich Träumen, sich erhebt, und unser Haupt
Mit Rabenflug umweht.

Welcher Aufwand um einen so kleinen Gedanken! Welch ein Schwall von Worten und Phrasen! Das heißt, die Leser überreden wollen, daß man etwas gesagt habe!

Der Morgen kömmt,
Früh oder spät, und wie der Hahnenschrey
Den Dieb nur schreckt, so nur den Schalk der
Tod.

Mit

Mit diesem Sinne scheut' ich nicht das Netz
Der Meinigen, und schaute stets empor,
Bis mich der Frevel in ein schlimmres Netz
Verstrickte, von der Atä selbst gewebt.
Ich tödtete, getäuscht durch eitlen Wahn,
Des Minos Sohn, den Gast von unsrer Stadt,
Und meines Hauses Gast; der Götter Zorn
Entflammte nun, und mir entsank der Muth!
Er mußte mir entsinken, Tollheit ist
Der Muth des Menschen, wenn ein Gott ihm
zürnt!

Daß doch nur so wenige Dichter wissen, wo sie aufhören sollen! Selbst die vorher gegangenen guten Zeilen verdirbt diese nüchterne Reflexion.

Die Quellen trockneten im ganzen Land,
Es lechzte Mensch und Vieh; mich traf der Fluch!
Es stockte in dem zarten Halm die Milch
Der welken Aehren, und die Sonne trank
Der Rebe Nektar und des Oelbaums Saft:
Der Hunger fraß das Volk, mich traf der Fluch!
Ihm folgte bald die Pest, mich traf der Fluch!

Es gehört keine große Belesenheit in den Alten dazu, um zu entdecken, wem diese Stelle nachkopirt ist, und eben so wenig Scharfsinn, um den Unterschied zwischen der Rede des Priesters im Oedipus und dieser zu finden. Hier ist alles vergangenes, dort gegenwärtiges Elend; hier entfernte Veranlassung, dort die dringendste Nothwendigkeit zu reden; hier schwaches Gemälde, dort lebendige Darstellung. Wäre es eine Freude, nach Fehlern zu
spähen,

spähen, so hätten wir hier ein weites Gebiet vor uns, um nach Beute zu jagen; denn noch stehen wir erst auf der dritten Seite: aber es sey ferne von uns, einem undankbaren Rufe zu folgen. Lieber wollen wir unsern Lesern eine von denjenigen Stellen, die durch Wahrheit der Empfindung und Schönheit des Ausdrucks sich auszeichnen, zum Besten geben. Theseus hat den Minotaurus erlegt und erhält Ariadnen dafür zur Belohnung. Dieß, nebst dem Verlauf erzählt er seinen Atheniensern.

Den dritten Abend sang
Und tanzte dieser schöne Reigen (die geretteten Jünglinge und Jungfrauen) hier
Mit Hymens Fackeln vor uns her; ich trank
Der Liebe Becher, wußte nicht, wie nah
Die Nemesis dem Wonnebette sey.
Der Feyer weihten wir den vierten Tag,
Der Farth den fünften. Lauer Winde Hauch
Schwoll leis' im weissen Seegel, flatterte
Im bunten Wimpel; lange Furchen zog
Das Schiff im glatten Meer, und scholl vom Ton
Der Zymbeln und von froher Lieder Klang.
In stillen Nächten leuchtete der Mond
Dem Lauf des Schiffs und unsrer Liebe Glück.
In ihren Armen weckte plötzlich mich
Des Sturmes Fittig und der Schiffer Ruf.
Ich sprang ans Steu'r. Zween lange Tage sah
Ich Ariadnen und zwo Nächte nicht
Den dritten Morgen lenkte ich das Schiff,
Auf hoher Brandung, durch geschlungnen Pfad,
Auf Naxos klippenvollen Strand. Ich trug

Mein

Mein bebend Weib, noch vom Entsetzen blaß,
Ans Ufer; alle folgten freudig mir.
Zween wackre Hüter ließ ich nur im Schiff.
Der Lebenswärme Rosen blühten bald
Auf Ariadnens Wangen, und sie wand
Mit diesen Jungfraun Kränze; freute sich
Der Felsen und des Haines und des Thals.
Wir junge Männer holten aus dem Schiff
Die Pfeil' und Bogen; bey den Weibern blieb
Konnidas mit den ältern Männern; laut
Scholl unser Jagdgeschrey in Berg und Thal,
Und reiche Beute brachten wir zurück.
Wie freut' ich mich auf Ariadnens Blick!
O Menschenfreude, nichtiges Gespinnst!
Ein Hauch erhebt, ein Hauch verwehet dich!
Die Jungfraun liefen weinend, mit Geschrey,
Entgegen mir — Ihr Götter stärket mich! —
Verzeiht, ihr Männer von Athen! mein Herz
Ist ungewohnt der Leiden, wie der Furcht! —
Ein Gott hat (hätte) sie geraubt! Die Jungfraun
sahn's,
Konnidas sah's, die Männer sahn's mit ihm.
Ein Gott hat sie geraubt! — sie sahn ihn nicht,
Bis Ariadne sich, in seinem Arm,
Laut jammernd, meinen Namen rufend, wand.
Auf einer Wolke hub er sich empor,
Mit ihr empor! sie ward nicht mehr gesehn,
Doch rief sie in des Gottes Armen noch
Mit Namen Theseus! Theseus! bis ihr Ruf
Im Strom des dünnen Aethers sich verlor.

Einige Versetzungen, die der Natur des Dialogs zuwider sind, abgerechnet, durchgehends die Sprache der

der gefälligen Erzählung und des theilnehmenden Herzens.

Wir haben noch nichts von den Chören, als dem gerade nicht unwichtigsten Theile dieser Dramen, gesagt. Unser Dichter scheint die Idee der Alten vom Chor ziemlich richtig gefaßt zu haben. Die seinigen belehren, berichtigen die falschen Gedanken und Grundsätze der sprechenden Personen über Schicksal und Vorsicht, oder tragen wenigstens Zweifel dagegen bescheiden vor, theilen unbefangen Tadel und Lob aus, kurz sind ein ziemlich treues Nachbild der Chöre im Sophokles und Euripides. Möchte er doch die übrigen Eigenschaften der Chorgesänge dieser beiden Dichter mit eben so vielem Glück sich eigen gemacht haben! Allein welche Leser wird nicht zuförderst die unbeschreibliche Länge seiner Gesänge ermüden! Die Chöre scheinen wahrhaftig nicht um der Schauspiele, sondern diese um jener willen gedichtet zu seyn. Wollte der Hr. V. uns vielleicht Dramen aus den Zeiten des Thespis liefern? Schwerlich dürften die rohen Anfänge der Kunst in unserm Zeitalter neuen Beyfall gewinnen. Acht- oder neunmal unterbricht der Chor in diesem, doch nicht allzulangen Schauspiele die Handlung, ohne an ihr selbst, als welches entschuldigen würde, den geringsten Antheil zu nehmen, und unter diesen Gesängen besteht der eine aus achtzig und der andere aus beynah sechzig Versen. Sodann welche wunderbare Zusammensetzungen, welche seltsame Bilder oft neben den stärksten und erhabensten Zügen! Kronion schaut vom hohen Strahlenzelte des Him-

Himmels durchs goldne Netz der Sterne; Kläto hört das Flehn gebängter Mütter; Theseus heftet an die Ferse jegliches Trotzes Tod; der Mensch ist der wechselnde Stunden Kind u. s. w. Der eine Chorgesang endet sich vollkommen, wie eine christliche Litaney.

O sey gesühnet, Vater! (Zevs) erbarme dich
Der Mütter! sey gesühnet! erbarme dich,
Der Menschen und der Götter Vater!
Unser erbarme dich! sey gesühnet!

Nirgends ist uns indeß diese Ungleichheit des Tons, dieß Gemisch von edlen und burlesken Ausdrücken mehr aufgefallen, als in nachstehenden Strophen.

Früh schon sagte der Held (Theseus) zu der Gefahr: du bist
Meine Schwester! du bist, rief er dem Siege zu,
Meine Braut! und es sproßten
Heldenthaten dem Herrlichen!

Wie stark und vortreflich dieß alles und wie gespielt und kleinlich das folgende!

Seine Wange war noch glatt, wie die Haselnuß,
Und den Apfel des Kinns bräunte die Sonne nur,
Als die Lanze des Jünglings
Schon den Pardel und Löwen traf.

Wir läugnen indeß hiemit nicht, daß es unter so vielen Gesängen auch etliche ganz vollkommne gebe; wir bedauern nur, daß diese gerade die seltensten sind. Doch hier ist gleich einer.

Chor

Chor der Männer.

Die Götter liebten immer des Cekrops Stadt!
Wie Thau des Himmels, träufelte Heil auf sie!
Die schöne wuchs im Strahl des Himmels
Freudig empor, wie die junge Palme!

Da zogen schwarze Wetter des Todes auf!
Da blitzte Zevs! da donnerte fürchterlich
Kronion Zevs! ach unsern jungen
Saaten und drohend dem zarten Sprößling!

Chor der Weiber.

Du hauchtest Zevs! es floh das Gewölk und goß,
Im Fliehn aus vollen Urnen, die Fruchtbarkeit
Des milden Regens auf die bangen
Fluren, vom rauschenden Sturm noch bebend.

Scheint nicht die Sonne schöner durch träufelnde
Gewölbte Wipfel, schöner auf träufelnde
Gelabte Blumen, die von Bienen,
Jene besuchet von Nachtigallen.

Noch gerechtern Anspruch auf Vollkommenheit würde folgender Chorgesang machen können, wenn es dem Gegensatze nicht an Bestimmtheit und Deutlichkeit fehlte.

Der Kampf mit Stürmen hebet des Mannes Herz,
Und wenn mit schwarzem Rachen die Tiefe klafft,
So spricht er: weil ich athme, will ich
Ringen mit dir und im Streit nicht zagen!

Er trotzt dem Sturm im Kahne, der Sturm zerschellt
Den Kahn, er trotzt auf tanzendem Bret dem
Sturm,
Die Woge reißt es fort; mit beiden
Armen noch trotzt er dem Sturm der Woge!

Doch wer auf stiller Tiefe den feuchten Pfad
Verfehlet, wen mit Wolken die Nacht umhüllt,
Der wird geschreckt vom fernen Rauschen,
Weder des Strands, noch der Klippe kundig.

O Ungewißheit, Klippe der Herzen! Nacht
Dem Geiste! Strudel, welcher in Zagheit reißt!
Du sollst uns nicht ergreifen! göttlich
Ist die Verheißung, auf die wir trauen!

Ueber die andern Schauspiele etwas zu sagen, wird man uns hoffentlich erlassen. Wer eines gelesen hat, hat sie alle gelesen. Dieselbe Unregelmässigkeit, derselbe Ton, derselbe Charakter. Belsazer und Otanes sind beide vom ältern Hrn. Grafen. Jenes hat Babylons Einnahme durch Cyrus, dieses die Entthronung des falschen Smerdes, der bekanntlich nach Kambyses Tod das persische Reich überkam, zum Gegenstand. Das letzte Stück, der Säugling, von Leopold, wird durch die Aufschrift wohl schwerlich seinen Inhalt verrathen. Homer, dieß ist der Säugling, wird seiner Mutter Kritheis durch die Nymphe des Stroms Melos entführt und auf den Parnaß gebracht. Hier beschenken ihn die Musen und andere Götter mit Gaben, die auf seine künftigen Schicksale Bezug haben, und die Nymphe bringt ihn seiner Mutter zurück.

zurück. Es ist ganz vorzüglich an schönen, rührenden Stellen reich; wie es aber zu der Ehre kömmt, ein Schauspiel zu heissen, oder wie sichs der Dichter konnte einfallen lassen, ein Geschichtchen, dergleichen jede Amme für ihren lieben Säugling aus dem Stegreif zu ersinnen geschickt ist, zur Fabel eines Drama zu wählen, begreifen wir schlechterdings nicht. Je mehr wir über die Arbeiten der Hrn. Grafen nachdenken, desto mehr bestätiget sich unser schon längst gefaßtes Urtheil, daß sie der liebreichen Hand der Kritik sich zu frühzeitig entzogen haben. Mehr Mistrauen in das, zuweilen übertriebene Lob ihrer Freunde und weniger Zufriedenheit mit sich selbst würde sie sicher zu einem dauerhaften Ruhme führen.

III.

Ueber Malerey und Bildhauerarbeit in Rom für Liebhaber des Schönen in der Kunst von Fr. Wilhelm Basil. von Ramdohr. Zweyter Theil 320 Seiten. Dritter 378 Seiten. Leipzig, bey Weidemanns Erben und Reich, in 8.

Wir haben unsre Leser schon im ersten Stücke des 33sten Bandes dieser Bibliothek auf dieses für alle Freunde der Kunst wichtige Werk aufmerksam gemacht. Mit gleichem Vergnügen kündigen wir Ihnen nun die Fortsetzung desselben an, da sie eben so reichhaltig als der erste Band ist. Der zweyte beschäftigt sich blos mit den merkwürdigen Palästen und Villen in und um Rom; und der Verf. bleibt seinem Plane getreu, nur die vorzüglichsten Stücke, und die ihm in Ansehung der Kunst die vorzüglichsten schienen, anzuführen, und seine Gedanken sowohl darüber, als über die Manier der Maler, die bisher noch nicht vorgekommen waren, mitzutheilen.

Zuerst von der Villa Albani, welche der verstorbne Kardinal anlegte, und darin einen Schatz von Antiken, mit eben so vielem Glücke als Kosten zusammen brachte, wozu ihm ein Alter von

von achtzig Jahren auch Zeit ließ. Ihn kann man mit Recht als den Wiederhersteller des Geschmacks an den Antiken, der fast ganz bey den Großen Roms eingeschlafen war, ansehen: er zeigte den römischen Ergänzern (Restauratori) der alten Kunstwerke, wie sie mit Vernunft ergänzen, wie sie den übertriebenen Kirchenstyl des Algardi und Bernini vermeiden, und sich an den reinern der Alten gewöhnen müßten; durch seine Lehren erhielt manches Stück seine wahre Bestimmung wieder, das sonst von dem unwissenden Bildhauer, oder seichtern Antiquar ganz unschickliche und widersinnige Attribute bekommen hatte. Er war der Wohlthäter und Freund von Winkelmann und Mengs, die hier Stoff zu Werken sammleten, durch die ein neues Licht in der Kunst aufging. War es Winkelmann so sehr zu verargen, daß er sich durch den Enthusiasmus für seinen Freund oft zu sehr hinreissen ließ, und zu viel Werks aus Sachen machte, die es nicht allemal in dem Grade verdienten? Nach einer kurzen Apologie Winkelmanns, dem manche Neuere in der That nicht Gerechtigkeit genug wiederfahren lassen, da er doch allemal der erste bleibt, welcher Kritik und antiquarische Gelehrsamkeit mit Geschmack verband, setzt der Verf. eine Warnung hinzu, das Urtheil Anderer über Werke der Kunst nie unbedingt anzunehmen. Er giebt zu dem Ende sehr brauchbare Regeln über die Kunst das Schöne zu finden.

Sehr richtig sagt er: die Vergleichung des gegenwärtigen Eindrucks, den ein gewisses Kunstwerk auf uns macht, mit denen, die wir vorher von dem Anblicke ähnlicher erhalten haben: die genaue aber ungezwungene Prüfung, ob nicht hier und dort ein besonders Verhältniß, eine leidenschaftliche und wenn ich so sagen darf, eigennützige Lage, uns etwas Anziehendes in dem Werke zeige, das nicht so wohl in demselben, als in uns liegt, scheinen die getreuesten Schiedsrichterinnen über das Verdienst eines Kunstwerks als schönes Kunstwerk zu seyn. Das Gefühl des Schönen verlangt durchaus eine ruhige Gemüthsfassung und Befreyung von Vorurtheilen. Deswegen soll der Liebhaber ein Kunstwerk ohne Begleiter betrachten, und ohne sich um den Namen des Meisters und um das Urtheil das lange zuvor über dessen Werth gefället worden, zu bekümmern. Es ist daher nöthig sich zu prüfen, ob sich das Gemüth würklich in einer solchen ruhigen Stimmung zum Genuß des Schönen befindet. Die Urtheile Anderer hängen von so vielen Nebenumständen ab. Ganz anders urtheilt der Künstler als Künstler, anders der Antiquar, anders der Kunsthändler, anders der Freund des Meisters von einen Kunstwerke. Ein jeder hat oft Vorurtheile andrer Art: und mancher will durch Lob und Tadel seinen Witz und Scharfsinn zeigen.

In der Anzeige der schönsten Stücke dieser Villa zeigt der Verf. bey manchen, daß Winkelmann zu partheyisch bey seinem Urtheile gewesen ist, dahin

gehört

gehört vornämlich die Thetis, eines der besten Stücke dieser Sammlung. Ihr Haupt gleicht nach Winkelmann der aufbrechenden Knospe einer Frühlingsrose; in ihr erscheint die Jugend an der Grenze des reifern Alters so schön, so züchtig rein; und was dergleichen Lobeserhebungen mehr sind, deren sie einem unbefangenen Auge, wohl nicht in dem hohen Grade würdig scheinen möchte. Bey Gelegenheit einer schönen Figur des Antinous bis auf den halben Leib, welche Winkelmann für ein Bruchstück einer Gruppe hielt, die den Antinous auf einem Wagen, als ein Zeichen der Vergötterung, vorstellt, setzt der Verf. hinzu, ein neuerer Künstler habe den Versuch gemacht, diese Idee wieder herzustellen, und sey dabey auf eine merkwürdige Erfahrung gekommen. Denn als er die Pferde, die den Wagen zogen, in ihrer natürlichen Größe darstellte, so wurde die Hauptfigur unansehnlich, woraus folgt, daß dieser Uebelstand die alten Künstler hinlänglich rechtfertigt, welche die Pferde allemal den menschlichen Figuren aufopferten.

Der Verf. kommt auf den berühmten Plafond von Mengs, einem Meisterstücke dieses großen Künstlers. Er stellt den Apollo mit den neun Musen und ihrer Mutter Mnemosyne vor. Die Figuren sind alle unverbesserlich, richtig gezeichnet, und von großer Schönheit, aber sie stehen einzeln da, und scheinen ohne Verbindung unter sich. Die Materie von der nothwendigen Verbindung der Figuren eines Gemäldes wird hierbey erörtert. Jede

historische Malerey muß gleichsam eine dramatische Situation, oder, nach des Verf. Ausdruck, die Darstellung einer coexistirenden Handlung enthalten, keine Aufzählung der Acteurs. Der Plafond wird nun genau durchgegangen, und gezeigt, daß Mengs zu viel auf den Reiz und die Lieblichkeit der Figuren gesehen; daher sind die Stellungen abwechselnd und schön. Im Einzelnen verdient alles Bewunderung, alles ist so vortreflich kolorirt als es nur einem Mengs auf nassem Kalk möglich war, und vielleicht ist nie ein männlicher Körper schöner gemalt, als der Apollo: aber man giebt Mengs Schuld, er habe wenig Werth auf den Theil der malerischen Erfindung gelegt, der mehrere Figuren in abwechselnden Lagen zu einem Ganzen verbindet, das dem Auge eine wohlgefällige Form darbietet.

Mengs war durch das Studium der Antiken auf ein Ideal in der Malerey geleitet, vermöge dessen er die Schönheit der Bildung des Körpers für die höchste Bestimmung in der Malerey hielt. Wir Neuern suchen solche vielmehr in dem Interesse eines wohlgefälligen Ausdrucks einer sichtbaren neben einander bestehenden Handlung. Der Verf. geht hier tiefer in die Sache hinein, setzt beider Gründe auseinander, und erklärt sich endlich für den Grundsatz der Neuern. Er glaubt, daß die Alten uns in Ansehung des höchsten Zwecks der Malerey nicht vollkommen zum Muster dienen können. Ganz etwas anders ist es allerdings von einer schönen Bildung angezogen zu werden, und

ganz

ganz etwas anders beym Anblicke eines Körpers, dessen Bewegungen eine thätige Seele anzeigen, eine angenehme Unterhaltung zu finden. So ist z. E. der heilige Andreas Corsini von Guido, der mit dem Ausdrucke gänzlicher Hingebung seine Seele zu Gott erhebt, unstreitig dem Ideal einer interessanten Handlung näher, als der an Gestalt unendlich vollkommenere Antinous im Belvedere. Beides mit einander vollkommen zu verbinden ist keinem Sterblichen möglich: aber schwer läßt es sich bestimmen, das Mittel zu treffen, wenn der Künstler nicht im gleichen Grad interessante und schöne Vorstellungen liefern kann. Jede Kunst hat ihre Vorzüge und ihre Mängel; der Bildhauer muß mehr durch schöne Gestalten, und der Maler durch Darstellung interessanter Handlungen Eindruck auf den Zuschauer zu machen suchen. Die alten Bildhauer stellten deswegen ihre Figuren gemeiniglich mit ruhiger Fassung der Seele dar. Die wenigen, die wir in einem merklichen Grade von Thätigkeit gebildet finden, sind es doch vorzüglich in Rücksicht auf den Vortheil, den die Stellung ihres Körpers daraus zieht.

1. Die Malerey hat zwar auch Schönheit zum höchsten Zwecke, aber in einem viel weitläuftigern Verstande, als blos Schönheit der Umrisse. Ihr ist Schönheit sichtbare Vollkommenheit, die sie in einem wohlgefälligen Ausdrucke einer coexistirenden Handlung sucht, und deswegen soll sie den Ausdruck, der widrige Formen hervorbringt, vermeiden. Sollten aber wohl die alten griechischen

Mei-

Meister Schönheit der Formen und vollkommnen Ausdruck in gleich hohem Grade zu vereinigen gewußt haben? Nach den uns übrigen mittelmäßigen Malereyen scheint es gar nicht so, und es ist auch in der That nicht glaublich, wenn man auch annehmen will, daß die Natur unter ihrem milden Himmel weit schöner war, und daß sie ihre Erfahrungen über die Aeußerung der Seele auf den Körper an den schönsten lebenden Geschöpfen machten. Der neuere Künstler hat hingegen eine andre Natur, die er gleichwohl studieren muß, vor sich. Nachdem der Verfasser gezeigt und aus Gründen bewiesen hat, daß die Malerey der Alten nicht die Malerey der Neuern sey, zieht er endlich den Schluß daraus, daß die Spur zur Vollkommenheit in der Malerey nicht von der Schönheit zur Wahrheit des Ausdrucks, sondern umgekehrt ausgehe, und daß daher die Befolgung eines Weges, den die Bildhauerey in Rücksicht auf einen ganz andern Zweck einschlägt, mit unendlichen Gefahren der Verwirrung verknüpft sey. Man sieht hieraus, daß das so sehr empfohlne Studium der Antiken nicht ohne Einschränkung zu befolgen sey.

Der Palast Colonna. Von berühmten Bildern des Guido Reni lesen wir hier reizende Schilderungen. Das eine ist die Cencia welche, wenn die ganze Sache anders wahr ist, in Rom als eine Vatermörderin hingerichtet, und hier in der Kleidung bey ihrer Hinrichtung gemalt seyn soll, ein Vorgeben, welches Lavater durch seine physiognomische Fragmente noch mehr ausgebreitet hat. Das

Das andere ist eine heilige Magdalena, nach Hrn. von Ramdohr der schönste Weiberkopf, welcher in neuern Zeiten gemalt ist, und der höchste Punkt der Vereinigung des Ausdrucks einer thätigen Seele, und der Schönheit der Gestalt, welches nach den obgedachten Grundsätzen des Verfassers, zumal in großen Zusammensetzungen, so schwer ist. Eine Cencia, heißt es, unterscheidet sich von einer Magdalena, wie die Gattin von einer Geliebten. Jene könnt ihr achten, wenn ihr sie nicht anbetet; diese ist euch alles, oder sie ist euch nichts.

Bey Gelegenheit eines Zimmers mit Landschaften der größten Landschaftmaler des Claude Lorrain, Caspar Dughet, oder Poussin, und Salvator Rosa wird der Unterschied in ihren Manieren der Luftperspektiv erklärt, auch gesagt, was man den ländlichen und den heroischen Styl der Landschaften nenne.

Eine Darstellung Christi vor dem Pilatus, das schönste Bild von Correggio in Rom, giebt dem V. zu vortreflichen Bemerkungen über diesen großen Meister Anlaß, und diese machen einen wichtigen und fast den am meisten durchgedachten Theil dieses Bandes aus. Das Talent, die sichtbaren Gegenstände, heißt es, in einer gewissen Entfernung mit einer ergreifenden Würklichkeit darzustellen, die kein anderer Künstler in dem Grade erreicht hat, ist es, welches nebst dem Ausdruck einer gefälligen Grazie dem Correggio die Bewunderung der Kenner zugezogen hat. Hätte er wirklich von Jugend auf mit lauter Elend zu kämpfen gehabt,

habe, wie viele behaupten, so stimmen wir dem Verf. völlig bey, daß er seinen Werken unmöglich das feine Empfindniß heiterer Schönheit hätte mittheilen können. Montegna, da Vinci und die Antiken gaben seinem Geschmack nur einige Richtung: er trug sie mit Hülfe der ihm eignen Perceptionsart in die aus der Natur entlehnte Erfahrung über. In der Erfindung war er kein Muster, hingegen war er der erste, der den Zauber des Helldunklen in seinem Werken gezeigt hat. Viele haben ihm mit guten Erfolg nachgeahmt; aber er behält einen Vorzug darin, daß er die hellen und dunklen Partien durch solche Farben ausgetheilt hat, die kein andrer so lieblich, und der Natur so ähnlich zu mischen wußte. Der Verf. bemühet sich hier mit glücklichem Erfolg den würklich etwas schwer zu erklärenden Unterschied zwischen vollkommenen Kolorit und Helldunkel deutlich zu machen: und die gewiß für viele noch dunkle Erklärung des letztern fällt endlich so aus: Es ist weise Vertheilung heller und dunkler Partien, nach wesentlicher Verschiedenheit der Farben der Körper, in Rücksicht auf ihre Fähigkeit, das Licht mehr oder minder aufzufangen, und der Masse von Licht, die der Künstler darauf zufließen läßt. Correggio ist auch als der erste Lehrer der Gruppirung, des Contraposts, den seine Nachfolger oft so sehr übertreiben, und der Pyramidalgruppen aufgestellt.

Die Villa Negroni hat durch ihre schlechte Unterhaltung alles steife der Anlage verloren und ist jetzt ein Sammelplatz der herrlichsten malerischen

schen Darstellungen. Ein Kopf des Paris dient dem Verf. zum Beweis der Möglichkeit auch unter schönen Formen des Körpers eine fehlerhafte Seele errathen zu lassen. Volkmann und Winkelmann reden von einem antiken Apollo, dem man unglücklicher Weise bey der Restaurirung eine moderne Violine in die Hand gegeben hat: er ist aber nicht mehr vorhanden.

Die Mediceische Villa hat viel von ihrem ehemaligen Werthe für den Liebhaber verloren, seitdem der kleine Apoll, (Apollino) die Vase mit dem Opfer der Iphigenia, und hauptsächlich die berühmte Gruppe der Niobe nach Florenz geschaft worden sind. Es wird aber allen Freunden der Antiken angenehm seyn, hier dem ungeachtet eine weitläuftige kritische Beschreibung jeder einzelnen Statue dieser Gruppe, so wie sie jetzt aufgestellt sind, zu finden. Man findet nirgends eine so detaillirte Nachricht als hier, von dem, was an jeder alt oder neu ist, welche eigentlich nicht dazu gehören, und sich durch einen andern Styl auszeichnen. Aus diesem Grunde gehören die Ringer aus der Tribune gar nicht hieher. Winkelmann wärmte diese Idee wieder auf, und benahm dem Meister dieser Gruppe allen Anspruch auf einen vernünftigen Zusammensetzer.

Die sehr bekannte Aldobrandinische Hochzeit, in der Villa dieses Namens, welche jetzt dem zweyten Sohn aus dem Hause Borghese, mit dem Titel eines prencipe Aldobrandini, gehört, giebt dem Hrn. von Ramdohr Anlaß über die Malerey

der

der Alten sehr gegründete Anmerkungen zu machen, und seine in der That unpartheyischen Ideen darüber vorzutragen. Einige erheben die Kunst der Alten in der Malerey ohne alle Einschränkung über die Neuern, und wieder Andere sprechen jenen ohne Barmherzigkeit alle Grundbegriffe dieser Kunst ab. Zu beiden haben wir nicht hinreichende Data, und dieses wird hinlänglich bewiesen. Von den besten Werken der Griechen ist uns nichts übrig. Sie sind durchgängig aus unterirrdischen Gemächern, wohin man gewiß nicht die besten Stücke malen ließ und sind endlich zu einer Zeit, nämlich unter den Kaisern verfertigt, wo die Kunst schon zu sinken anfing. Die Lobeserhebungen der alten Schriftsteller sind sehr unzuverläßig: und waren sie Kenner?

Das Vergnügen des Auges an schönen Formen war der höchste Zweck der Malerey der Alten. Sie malten daher einzelne Figuren schön, und in schönen Stellungen, aber in größern Zusammensetzungen vermißt man den ungetrennten Antheil mehrerer Personen an einer Handlung. Sie stellten mehrere Schönheiten gleichsam bey einander hin, ohne daß sie zusammen handeln. Daher sind alle alte Gemälde, die wir kennen, wie Basreliefs angeordnet. Höchstens brachten sie einige Figuren zusammen: aber die regelmäßige Fertigkeit eines Raphael, Hannibal Caracci, und andrer großen Meister zwanzig und mehr Figuren in verschiedene große Massen, und dann wieder zu einem leicht zu übersehenden Ganzen zu vereinigen, kannten sie

nicht.

nicht. Das Kolorit der Alten können wir aus den noch vorhandnen Stücken nicht beurtheilen: es sind auf den ersten Strich hingearbeitete Dekorationsmalereyen, wozu sie gute dauerhafte Farben gebrauchten. Luft und Linienperspektiv kannten sie wenig oder gar nicht.

Ihre größte Stärke war die Zeichnung, und diese bemerken wir selbst in den Arbeiten ihrer Dekorationsmaler, die doch gewiß nicht ihre größten Meister waren. In den armseligen Ueberbleibseln finden wir eine Wahl der Formen, eine Zierlichkeit der Stellungen, eine Richtigkeit der Verhältnisse, eine Weisheit im Wurfe der Gewänder und Falten, eine Dreistigkeit der Hand, die unsrer größten Meister würdig ist. Sie wollten dem Auge gefallen, darum zeichneten sie so schöne Formen, und kolorirten auch vielleicht schön: darüber können wir aber nicht urtheilen, weil uns die Originale dazu fehlen. Hingegen bekümmerten sie sich nicht so sehr, den Verstand zu unterhalten, das Herz zu rühren, und die Einbildungskraft zu beschäftigen.

Ob die Alten in Oel und Miniatur gemalt haben, läßt sich nicht gewiß bestimmen. Der Verf. glaubt, daß die neuern Versuche mit der enkaustischen Malerey noch nicht die rechte Methode der Alten sind; das Wachs scheint ihm am wenigsten dazu tauglich. Zuletzt bringt er noch seine Gedanken über die Monochromata, und Polychromata oder Malereyen mit einer und mehrern Farben bey, die nach Art der Sgraffitte der Italiener,

oder unsrer radirten Blätter verfertigt wurden. Man bewundert darin die vortrefliche Zeichnung, wie z. B. auf den gebrannten Gefäßen. Sie brachten zwey Lagen von Farben auf eine Fläche, oder nur eine auf die natürliche Farbe der Fläche, und hoben hernach mit einem Griffel oder anderm Instrumente die obere weg, wodurch bald die hellere, bald die dunklere Farbe der Umrisse entstund. Hiedurch waren sie im Stande, die vortrefliche richtige Zeichnung zu bewirken.

Weil der päbstliche Palast des Quirinals in der Kapelle viele Gemälde von Guido Reni enthält, so war dieß ein schicklicher Ort von dessen Styl zu reden. Kein neuerer Maler hat so sehr wie er im Geiste der Alten gedacht. Vorzüglich ist es ihm geglückt, die edle Gestalt, den einfachen Reiz, der aus der Uebereinstimmung der Züge entsteht, mit einer hohen Bedeutung des Charakters, und einem erhabnen und wahren Ausdruck des Affekts zu vereinigen. Insonderheit besaß er eine besondere Kunst die duldende Stärke der Helden seiner Religion auszudrücken, und Einfalt zur lieblichen Unschuld zu erheben. Seine Größe war in einzelnen Figuren, sie stellen die schönste Natur dar, in die Form der Antike gegossen. Seine Gewänder sind meisterhaft, und er führte zuerst die halbflachen Falten ein. Seine Zeichnung ist äußerst fein, aber nicht immer ganz richtig, und zuletzt fiel er ins manierte. Sein Kolorit ist nach seinem Alter verschieden, bis er sich selbst eines bildete, darin er sich dem Corregio einigermaßen zu nähern suchte. In seinen Gemälden von mehrern Figuren ist das

Hell-

Helldunkel nicht allemal so vortreflich beobachtet, als bey einzelnen. Aber die Behandlung des Pinsels ist eines seiner größten Verdienste. Daß er nicht immer edele Figuren malte, wird am weinenden Petrus im Palast Zampieri zu Bologna gezeigt. Das schönste Bild von Guido in dieser Kapelle ist die Kreuzigung des heiligen Petrus.

Die bekannten Gruppen des Papirius mit seiner Mutter, und des Pätus mit der Arria in der Villa Ludovisi werden sehr kritisch beurtheilt. Bey Gelegenheit des schönen Fresko-Gemäldes von der Aurora, entwirft der Verf. den Charakter des Guercino, und seiner dreyerley Manieren. Sein Ausdruck ist oft wahr, oft geziert, oft unbedeutend. Er bezaubert uns vorzüglich durch die Rundung seiner stark hervortretenden Figuren. Nächst dem Guido hat vielleicht kein Italiener den Pinsel so sehr in seiner Gewalt gehabt, als Guercino. Seine Behandlung ist vortreflich.

Der Palast Boccapaduli verdient wegen der sieben Sakramente von Poussin gesehen zu werden. Der Verf. nennt ihn den Maler des Litterators, weil er alles anbrachte, was Nachdenken und Studium nur zusammen tragen können: und die Kritiker erheben ihn wegen seiner sorgfältigen Beobachtung des Costums, welche aber auch oft übertrieben ist, über alle Meister. Dieß giebt dem Verf. Veranlassung, seine Gedanken über das Costum oder das Uebliche mitzutheilen. Er untersucht, was das Uebliche ist? ob es mit der Wahrscheinlichkeit, mit dem Schicklichen, mit der

historischen Treue einerley sey? Ob nicht eine zu große Sorgfalt in Bezeichnung zufälliger Bestimmungen unser Vergnügen eher schmälert, als befördert. Unmöglich können wir der Urschrift folgen, wir müßten alles abschreiben. Unter dem Ueblichen versteht er die Andeutung solcher zufälligen Unterscheidungszeichen, die nach den unter der Klasse von Menschen, die auf den Genuß der Künste berechtigt ist, geläufigen Begriffen dazu dienen, einer Begebenheit, die alle Menschen, zu jeder Zeit, an allen Orten interessiren würde, bestimmten Personen beyzulegen, die zu einer gewissen Zeit, an gewissen Orten gelebt haben.

Beyläufig wird gezeigt, warum die frühern Meister, die zu einer ganz andern Zeit und unter andern Umständen lebten, Nachsicht verdienen, wenn sie wider das Ubliche sündigen: aber diese Gründe der Nachsicht dürfen unsern jetzigen Künstlern nicht zu gute kommen. Wenn sie es beobachten, sollen sie aber auch nicht stolz darauf seyn, weil sie ganz andre Hülfsmittel haben. Doch darf der Künstler, bey der Beobachtung desselben, nie die Grundsätze der Wahrheit und Schönheit vernachläßigen.

Noch können wir nicht umhin, die so wahr als lehrreiche Stelle vom Zwecke des Ueblichen herzusetzen, weil unsre Leser sie hoffentlich sehr richtig gedacht finden werden. Dieser Zweck ist „Verstärkung des Antheils, den ich an einer interessanten „Begebenheit nehme, indem ich diese bestimmten „Personen an einem bestimmten Orte, zu bestimm-

„ten

„ten Zeiten beyzulegen, durch Andeutung zufälli„ger Nebenumstände autorisirt werde. Da die „Beobachtung desselben keinen wesentlichen Bestand„theil meines Vergnügens ausmacht, von mechani„scher und dichterischer Wahrscheinlichkeit, inglei„chen von malerischer Wirkung unabhängig ist, die „Verbindlichkeit dazu sich nach dem Grade der „Aufklärung verändert, so haben die frühern Be„leidiger meiner gegenwärtigen Begriffe in diesem „Stücke allerdings Anspruch auf meine Nachsicht. „Dem neuern Künstler kann sie weniger wieder„fahren; inzwischen muß er aus der Besorgung des „Ueblichen sich kein besondres Verdienst beylegen, „und sie nie mit historischer Treue verwechseln. „Diese Besorgung ist in allen Fällen schädlich, wo „die Verständlichkeit seines Werks dadurch er„schweret, oder nicht befördert wird; oder wo hö„here wesentlichere Vorzüge der Kunst, es sey dich„terische Wahrscheinlichkeit oder Schönheit, oder „malerische Wirkung derselben aufgeopfert wer„den müssen.“ Diese Grundsätze werden auf Poussin angewendet, und seine Werke darnach untersucht.

Die Villa Olgiati, welche jetzt dem russischen Consul Santini gehört, wird von wenig Reisenden besucht. Sie war der Ort, wo Raphael zuweilen in den Armen der Liebe von seiner Kunst ausruhte. Merkwürdig sind drey Gemälde und viele Arabesken, die von Raphaels Schülern nach ihres Meisters Zeichnungen ausgeführt und von ihm retouchirt wurden. Allenthalben findet man die

schönsten einzelnen Figuren voller Reiz und mit den zweltesten Umrissen. Seine Geliebte erscheint in verschiedenen Stellungen; es fehlt ihr aber der Charakter sanfter Feinheit, den man bey einer Geliebten Raphaels vermuthen sollte.

Die berühmte Decke des Pater von Cortona, im Palast Barberini, wird von vielen für eine der ersten Freskomalereyen in der Welt gehalten. Als Plafond hat sie großen Werth: aber in Ansehung der Zusammensetzung ist manches an dieser weitläuftigen Allegorie, die den Triumph des Hauses Barberini vorstellen soll, auszusetzen. Es sind gleichsam verschiedene zusammen hingestellte Gemählde, welchen die Namen fehlen: das Auge hat große Mühe die einzelnen Vorstellungen zu trennen: niegends findet es Ruhe. Es wäre gut gewesen, dieser Meister hätte nichts als Deckenstücke gemalt, wohin sich ein wildes Feuer vorzüglich schickt. Er ist der Stifter des falschen Geschmacks, der sich um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auszubreiten anfing, bis in die Mitte des jetzigen allgemein fortgedauert hat, und noch nicht ganz ausgerottet ist. Alles, was den Blick des Kenners auf einen Augenblick anzieht, und den unaufmerksamen Zuschauer gerade so viele Augenblicke unterhält, als er unterhalten seyn will, findet sich in den Gemählden dieses Meisters. Eben so sind die Werke der meisten heutigen Römer und Neapolitaner beschaffen. Die Schwierigkeiten neu zu seyn, vergrößern sich immer, daher verfällt man auf solche ausschweifende Einfälle, daß es einem Mengs durch Zurückfüh-

führung auf Wahrheit wieder neu zu werden glückt. Bey dem herrlichen Bilde Poussins vom Tode des Germanicus, in eben diesem Palaste, untersucht der Verf. mit vielem Scharfsinne die Unterscheidungszeichen des interessantesten Augenblicks einer Begebenheit zur sichtbaren Darstellung in Rücksicht auf Ausdruck. Man wirft den Besitzern dieses Palasts längstens vor, daß sie viele Originalgemälde verkauft, und an deren Stelle Copien hingehangen hätten. Der Verf. sagt dieß könne nur allenfalls von einigen gelten; die ehemals berühmten Hauptgemälde sind noch alle vorhanden, z. B. die Magdalena, und der heilige Corsini von Guido, die Fornerina, oder Geliebte des Raphael ꝛc. Dieß leitet ihn gegen Ende dieses Bandes auf die Untersuchung der Frage: ob der Kenner leicht hintergangen werden könne, eine Copie für ein Original anzusehen? Unbedingt läßt sich dieß nicht behaupten. Nur selten erreicht der Copist sein Original völlig: ist er aber so glücklich, alsdann ist es auch einerley Copie oder Original zu besitzen.

Der dritte und letzte Theil enthält die noch übrigen Paläste und Villen, und beschließt mit einer kurzen Nachricht von den vornehmsten merkwürdigen Kunstsachen in den römischen Kirchen. Den Anfang macht der durch seine Statüen seit hundert Jahren bekannte Palast Giustiniani. Die in zwey Folianten davon bekannte Gallerie enthält aber weit mehrere Stücke als jetzt noch vorhan-

den sind: viele derselben kann man nur zu den mittelmäßigen und schlecht restaurirten zählen. Statt einer Einleitung dient gleichsam die Erörterung der wichtigen Frage: auf welche Wirkung von seinen Werken der Künstler bey dem Beschauer vorzüglich rechnen, und sich darnach bey der Wahl der Gegenstände zur Darstellung bestimmen müsse? Da man bey diesem Palaste über die wenig interessanten Gegenstände seiner Gemälde am meisten zu klagen pflegt.

Zum Grundsatze nimmt der Verf. an, daß der angenehme Eindruck des Anblicks, der Ideen und Gefühle, die mit denselben für den Augenblick in der Seele jedes wohlerzogenen und unbefangenen Beschauers aufsteigen müssen, die zuverläßigsten Wegweiser bey der Wahl eines Gegenstandes für bildende Künste sind. Uebertrieben ist es, wenn man alles vom Gebiete der schönen Künste ausschließen will, wodurch das moralische Gefühl beym Anblicke nichts gewinnt. Andre glauben billiger zu seyn und behaupten, daß das Nützliche nicht gebildet werden solle, wenn es nicht zu gleicher Zeit wohlgefällig seyn kann, das Wohlgefällige soll aber auch zugleich nützlich seyn. Auch das ist viel zu strenge, weil dadurch beynahe die ganze holländische Schule, Stilleben, Blumenstücke, unbelebte Landschaften &c. wegphilosophirt werden. Das Gefühl des schönen Vollkommenen, z. B. ein schönes Kolorit, genaue Nachahmung der Natur, hängt mit dem Gefühl des moralisch Vollkommnen genau zusammen. Es versteht sich, daß bey unsittlichen Gegenständen die

ses

ses von selbst wegfällt. Der Holländer, welcher die Schönheiten der Bilder eines Teniers empfindet, ist deswegen gegen die moralische Vollkommenheit unsrer Handlungen mit unsern Gesinnungen nicht unempfindlich. Die bildenden Künste klären den Verstand auf, und unterstützen den Eindruck des Schönen, nicht im einzelnen, sondern im Ganzen überhaupt. Der Maler darf also nicht ängstlich suchen, in jedem Werke Lehrer der Moral zu seyn. Er hüte sich vor absichtlicher Veranlassung, die gröbern Sinne in Aufruhr zu setzen, vor unedlen Formen und niedrigem unschicklichen Ausdruck: dieß sey seine Sittlichkeit, seine Sittenlehre! Wegen des Einflusses der Künste auf das moralische Gefühl verlasse er sich auf das Wesen der bildenden Künste selbst; auf ihre Wirkung im Ganzen.

Hierauf untersucht der Verf., in wie fern das intellektuelle Vergnügen Zweck der bildenden Künste sey. Er verwirft mit Recht die historische Treue bey Bekleidung der Bildsäulen öffentlicher Denkmäler. Der Held in Uniform, mit steifem Zopf oder Steifstiefeln, wird sich allemal als Bildsäule schlecht ausnehmen.

Woher soll der Geschichtsmaler aber seine Erfindungen nehmen? Die Ideen, welche den Ausdruck der Affekten historisch bestimmen, müssen allen zu den Künsten berechtigten Menschen durch ein Volksbuch so geläufig geworden seyn, daß über das Nachsinnen und Rathen des Verstandes die Einbil-

bungskraft und das Herz nicht erkalten. Zu diesem Volksbuche schickt sich die Bibel sehr gut, obgleich nicht zu läugnen ist, daß sie, in Ansehung der bildlichen Vorstellung, der Malerey günstiger ist als der Skulptur. Ein Gemählde wird interessant, wenn wir uns einer schönen Stelle aus dem Virgil oder Homer darbey erinnern: aber es müssen auch Gegenstände seyn, deren man sich leicht erinnert, und die etwas Charakteristisches haben, um sie leicht zu errathen, sonst bleiben sie dunkel, und der Beschauer weiß nicht, was er daraus machen soll. Graf Caylus und andre, welche neue Gegenstände aus dem Homer und der Geschichte vorschlugen, fallen offenbar in diesen Fehler. Viele Bilder würde man außer der Folge nicht erkennen, oder sie haben zu viel Einförmiges, und nicht unterscheidendes genug von ähnlichen Handlungen. Sollte des Verf. Vorschlag aus den alten dramatischen Dichtern, dem Sophokles und Euripides, Scenen zur Darstellung zu wählen, nicht eben den Unbequemlichkeiten unterworfen seyn? Sollten sie genug bekannt seyn, hinlänglich interessanten? —

Die Gallerie des Palasts Verospi ist die weitläuftigste Composition, welche Albani unternommen hat, der sonst eigentlich mehr Talent zu kleinen angenehmen Bildern hatte. Beyläufig ein kurzer Entwurf des Charakteristischen seines Styls. — In den Nachrichten von vielen folgenden Palästen und Villen finden wir nichts vorzüglich Merkwürdiges, um es auszuheben.

Der kleine Farnesische Palast enthält, wie allen Liebhabern der Kunst bekannt ist, die berühmte, so oft kopirte, oder wenigstens Theilweise genutzte Hochzeit der Psyche. Diese und andere Malereyen Raphaels und seiner Schüler machen die Farnesine zu einem der merkwürdigsten Paläste für die Kunst; unser Verf. hält sich daher auch ziemlich lange dabey auf. Bey dieser Gelegenheit liefert er uns seine Gedanken über eine neue Bestimmung der verschiedenen Gattungen der Malerey, die aber mehr neu als von sonderlichem Nutzen zu seyn scheint.

Er theilt alle gebildete Kunstwerke, welche Gegenstände des Vergnügens sind, in beschreibende und in handelnde Darstellung für das Auge. Bey der beschreibenden verfährt man analogisch, als wollte man Jemanden im Gespräch einen Begriff von einer Gestalt beybringen. Jedes Bild, welches nur die Gestalt sichtbar sinnlich und im Stand der Ruhe, ohne bestimmte Thätigkeit der Gestalt liefert, ist ihm ein beschreibendes Bild. Dazu gehören Charakter, Zeichen einer innern Kraft, die thätig seyn könnte an der äußern Gestalt, Physiognomie ꝛc. Folglich sind Landschaft, Blumenstück, Stilleben, Bildniß, sowohl wirkliche als idealisirte einer Menschenart (z. E. die Götter der Alten) allegorisch idealisirte Eigenschaften der Seele (d. h. unsre neuern allegorischen Abstrakte); kurz alle Gestalten in Ruhe, wobey der Künstler nicht den Begriff ihrer sichtbaren Thätigkeit liefern wollen, beschreibende Bilder.

Han-

Handelnde Darstellungen setzen hingegen immer den Begriff einer innern würklichen thätigen Kraft voraus, die sich an der äußern Gestalt durch Abweichung von ihrer Lage in Ruhe zeiget: sie sind folglich Darstellung eines gewissen Grades von Affekt. Das einfache Bild des Affekts, z. E. der Borghesische Fechter, eine reuige Magdalena von Guido, braucht mir seine Veranlassung nicht zu sagen, wenn der Ausdruck nur seiner Absicht gemäß deutlich ist. Diese Art der bildenden Kunst wird in Rücksicht auf Ausdruck mit der lyrischen Poesie verglichen, darin der Dichter den Empfindungen seines Herzens Luft macht, und alle, die sich ungefähr in gleicher Situation befinden, mit ihm denselben Gang der Gefühle zu gehen einladet. Die zweyte Gattung der handelnden Bildnerey ist die dramatische, eine Benennung, welche dem Verfasser in vielem Betrachte vorzüglicher scheint, als die gewöhnliche der historischen. Diese Gattung giebt den handelnden Personen Absichten, welche sie in Thätigkeit setzen, und erklärt den Grund, warum sie thätig sind, aus concurrirenden Umständen. Hier ist also völliges Drama; nur mit dem Unterschiede, daß Knoten und Auflösung mit Einem Blicke erkannt werden. Der Verf. sucht nun zu zeigen, daß diese Eintheilung nicht blos witziger Einfall sey: er schreitet darauf zur kritischen Erläuterung der Gemälde des Palasts, und beschreibt zuletzt den Styl des Giulio Romano.

Bey

Bey dem Palaste der französischen Malerakademie theilt uns der Verf. seine Gedanken über die Ursachen des Verfalls der Künste in neuern Zeiten mit, und sucht zugleich zu beweisen, daß nicht blos die Akademien Schuld daran sind, wohl aber als eine begleitende Ursache angesehen werden können. Er meynt, daß vielleicht nicht alle Zeiten in gleicher Menge große Genies zu Wege bringen. Genies giebt es wohl allemal; sollte es aber nicht größtentheils Zufall seyn, daß gerade die vorzüglich fähigen Köpfe nicht zur Kunst angeführt worden? Die andern beiden Gründe des Verf. scheinen desto glaublicher, und sind mit des Recensenten Gedanken übereinstimmender; nämlich, daß theils die Fähigkeiten der Künstler durch verminderte Liebhaberey eine andere Richtung bekommen haben, und theils die Schwierigkeiten zur Ausbildung durch die abschreckenden großen Beyspiele der vorausgegangenen Meister, und durch die erhöheten Forderungen der Zeitgenossen vermehrt sind. Der Geschmack ändert sich, die Paläste und Kirchen Roms sind mit Gemälden und Statüen angefüllt, und die Musik hat gewissermaßen die Malerey und Skulptur verdrungen. Der Stand der neuen Meister ist in Rücksicht der Erfindung viel schwerer. Viele, zumal geistliche Gegenstände sind von den ersten Meistern erschöpft: wollen die Neuern Erfinder seyn, so werden sie anstatt wahr, oft witzig, und zu gelehrt. Man verlangt heutiges Tages zuviel von einem Künstler, er soll Aesthetik, Alterthümer, Costüm, Geschichte, Fabel, Sprachen studieren, und nach

die-

diesen erworbenen Kenntnissen erfinden; er soll dem Witz Nahrung geben, auf philosophische Betrachtungen leiten. Dadurch erwirbt er sich zwar von allem eine superficielle Kenntniß, er kommt aber von seinem Hauptzwecke immer mehr ab.

Daß die Lehrart in vielen Akademien einigen Antheil an der verminderten Anzahl großer Künstler habe, darin hat der Verf. nicht unrecht. Man läßt sie zumal nach oft sehr mittelmäßigen Zeichnungen der Lehrer studieren: dadurch werden sie maniert, und das Genie leidet Zwang, anstatt daß es sich gleich an die Natur gewöhnen sollte; und wenn man den Zögling endlich zum kopiren nach der Natur anhält, so sieht er sie nur durch den Schleyer, der ihm bereits über die Augen geworfen ist. Man vernachläßigt es zu sehr, die Einbildungskraft des jungen Künstlers, neben der Ausbildung der mechanischen Fertigkeit seiner Hand, zu unterhalten und zu erhöhen. Dafür überhäuft man ihn mit Unterricht in der Anatomie, der Lehre von den Verhältnissen, Statik, Perspektiv, Architektur, giebt ihm Kunstbücher in die Hand, x. und durch die Vervollkommung seiner Talente bleibt er gerade mittelmäßig, oder wird gar zum rechten Künstler verdorben. Der Trieb etwas Genievolles hervorzubringen erkaltet. Dieß muß jedoch nicht so verstanden werden, als wenn alle diese Uebungen und Vorbereitungen unnütz wären: es kommt nur darauf an, ein Genie zu leiten, und ihm keinen zu großen Zwang anzuthun. Raphael, Tizian, Correggio werden immer den er-

sten

sten Rang unter den Künstlern behalten, obgleich ihr Kopf nicht mit so vielen Dingen angefüllt war. Der Verf. theilt darauf einen Erziehungsplan mit, auf den wir unsre Leser selbst verweisen müssen: er scheint aber doch ebenfalls auch manche Schwierigkeiten zu haben.

Ehe der Verf. zur Beurtheilung der Kunstwerke in den römischen Kirchen schreitet, schickt er seine Bemerkungen über die Kennzeichen des Kirchenstyls in der Bildhauerkunst und Malerey voran. Religion und Sitten erlauben hier nicht nakte, oder doch bekleidete Bilder, so vorzustellen, daß dem Auge dadurch von dem Reize des Körpers nichts entzogen wird. In den heiligen Statuen sieht man meistens niedrige und gemeine Natur, immer demüthige, höchstens liebliche Gesichtsbildungen: in den Antiken idealische Schönheit, große Bedeutung in Miene und Tragen des Körpers. Bey jenen ein steinernes Bild in unbestimmter Bewegung, bey diesen in Ruhe oder vollständig deutlicher Handlung; bey jenen den deutlichsten Anspruch das Werk aus rundem Stein als ein flaches Gemälde erscheinen zu lassen, bey den Antiken hingegen die Bescheidenheit von der Statüe nicht mehr zu verlangen, als sie giebt, nämlich die treueste Abbildung eines von mehr als einer Seite zu beschauenden Körpers. Diese Unterscheidungszeichen führt der Verf. hernach weiter aus.

Wenn unsre Künstler auch das Nakte bilden wollen, so fehlt es ihnen doch an den schönen Mustern der Griechen, wie schon Winkelmann bewiesen

wiesen hat. Die Alten bekleideten ihre Figuren so vortheilhaft, daß die nakte Form nichts dabey verlor. Nach unserm Kirchenstyl, sagt der Verf. ist das Gewand ein Teppich, den der Künstler nach Art des Tuchhändlers vor den Augen des Kauflustigen ausbreitet, oder gleich einem Segel dem Spiel der Winde überläßt. Er sucht kein Ideal, sondern giebt den Köpfen, anstatt des Ausdrucks thätiger Geistesgröße, den von einer duldsamen Demuth und finsterm Eingezogenheit. Wir wünschten die Gründe hersetzen zu können, wie dieses aus der verschiedenen sittlichen, politischen und religiösen Erziehung des Menschen und zugleich aus dem verschiedenen Gange, den die Künste bey ihrer Ausbildung genommen haben, entwickelt wird.

Doch müssen wir noch die Skizze des Verf. von einer Statue im heutigen Kirchenstyle unsern Lesern mittheilen, um ihnen ein Beyspiel von seiner Art zu malen zu geben. Eine Figur mit einer particulär individuellen Bildung, einer verzerrten, oder unbedeutend reizenden Miene, einer akademischen nach den Regeln des Contraposts angeordneten Stellung, einer räthselhaften Bewegung, knöchernen und magern, oder wachsähnlichen glatten Formen, ohne auffallende Incorrectionen in der Zeichnung, eingehüllt in ein Gewand, in welches sich noch vier andere mit ihr hüllen könnten, und mit unverkennbarer Rücksicht auf malerische Würde gearbeitet, ist eine Statue im Kirchenstyl; ein Werk, das auf den ersten Blick durch Würkung des Ganzen frappirt, aber bey der Prüfung des

Details

Details kein anders Vergnügen nachläßt, als der Bewunderung des künstlich behandelten Marmors, und einer Treue, die an die Haupttheile, so wie an die Nebensachen verschwendet ist. Die Ausrottung dieses Styls, wenigstens den Sieg des wahren Geschmacks über den falschen, sind wir dem verstorbenen Kardinal Albani schuldig.

Bey den Unterscheidungszeichen des Kirchenstyls in der Malerey faßt der Verf. sich kurz. Er zeigt, daß die neuern Maler über die Sorge für diejenigen Theile, welche eine große Composition zu einem wohlgefälligen Ganzen machen, die Erfodernisse der Schönheit und Wahrheit im Einzelnen bey Kirchenstücken vergessen. Die Künstler von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis auf Mengs, welches die eigentliche Epoche des Kirchenstyls (hoffentlich) gewesen ist, lassen sich in drey Klassen abtheilen.

Einige folgten der Manier des Peter von Cortona und verschlimmerten solche. Sie bekümmerten sich so wenig um Wahrheit und Richtigkeit, daß sie sogar den Schein derselben vernachläßigten. Dagegen herrscht große Harmonie im Ton der Farbe, das Helldunkle ist pikant, und das Ganze scheint wie ein Hauch auf die Fläche hingezaubert. Dahin gehören Luca Giordano, Solimene, Tiepolo, die neuern venetianischen und neapolitanischen Schulen, ein Theil der französischen seit le Moine, in Deutschland aber die augspurgische Akademie. Die andern sind dem Styl der Caracci getreuer geblieben, ihre Behandlung ist weniger leicht, und ihr Kolorit matter als bey

ſeuen. Carl Maratti, Coſtanzi, Cignani, der größte Theil der neuern römiſchen und bologneſiſchen Schule ſind dieſer Manier gefolgt. Endlich haben einige Künſtler beide Manieren zu verbinden geſucht; dazu kann man den Benedetto Lutti, Pompeo Battoni, und einen groſſen Theil der franzöſiſchen und der neuern deutſchen Schule zählen.

S. 209. Die Moſaiken in der Peterskirche werden aus dem rechten Geſichtspunkte, nämlich als unvergleichliche Handwerksarbeiten von dem größten Kunſtfleiße betrachtet; aber kein Gemälde ſind ſie nie und können es ihrem Weſen nach nimmermehr ſeyn. Beyläufig veranlaſſen die Grabmale in eben dieſer Kirche ſehr nützliche und richtige Anmerkungen über die dabey zu beobachtenden Regeln. Bey dem berühmten Basrelief des Algardi, welches die Vertreibung des Attila von den Mauern Roms vorſtellt, wird gezeigt, daß die Anordnung der Basreliefs ganz andern Regeln folge, als die von Gemälden. Jenes zeigt gruppirte Figuren, wie eine maleriſche Compoſition, da es viel ſchicklicher iſt die Figuren reihenweiſe neben einander in abwechſelnden Stellungen hinzuſtellen. Auf maleriſche Wirkung muß das Basrelief ganz Verzicht thun. Letztere wird durch Licht und Schatten zu wege gebracht, und dieß erhält man nicht anders, als durch ſtarke Erhöhung und Vertiefung der Figuren. Gleichwohl iſt nicht zu läugnen, daß diejenigen Basreliefs den wohlgefälligſten Eindruck machen, die wie ein ſanfter Hauch auf die Fläche

geblaſ-

geblasen sind, und vorzüglich am Rande des Umrisses sanft ohne Kante in den Grund laufen. Charakter des Algardi.

S. 255. Ueber Engels und Teufelsgestalt bey Gelegenheit des bekannten Kampfs des Erzengels Michaels mit dem Satan von Guido. Selten geben die Maler den Engeln Formen und Ausdruck, die auf Größe und Hoheit deuten lassen. Beides läßt sich ohne Gefühl seines innern Werthes nicht wohl denken, und die Aeußerung läßt sich leicht mit Stolz und Uebermuth verwechseln. Unsre Religion verlangt aber Demuth und Ergebung in den göttlichen Willen. Ueberhaupt ist der Ausdruck einer Heldenseele schwer, um wie viel mehr Kunst erfodert es dienstbare Geister mit dem ganzen Gefühl ihrer Kräfte zu bilden. Vom Teufel konnten die Alten uns keine Vorstellungen liefern; die Neuern haben ihm nicht nur eine scheußliche, sondern auch lächerliche Bildung gegeben. Dieß ist wahr; aber der Verf. glaubt, daß wenn man die Gestalt der guten Geister veredelt hätte; so wären die gemeinen Formen übrig geblieben, die mit dem Ausdruck der Stärke und laurenden Bosheit vereinigt den Begrif des Wesens völlig hätten ausfüllen können: beides scheint uns äußerst schwer, und so charakteristisch auszuführen, als es seyn müßte, um Engel und Teufel ohne irgend ein anderes Attribut gleich daraus zu erkennen, wird wohl noch lange unter die bloßen Wünsche gezählt werden, sofern es anders zu wünschen ist.

S. 262. Etwas über den Styl des Bernini, der sich in seinen Schülern noch weit mehr verschlimmert hat. Dessen berühmte heilige Theresia kommt S. 318 vor. Schon Andre haben an ihr den Ausdruck der höchsten Empfindung von Wollust bemerkt und unser Verf. setzt hinzu, sie würde in dem Boudoir eines pariser Freudenmädchen an ihrer Stelle stehen. Die Decke in der Kirche zu St. Eusebio, (S. 269) ist Mengs erste Arbeit auf nassen Kalk. Sein Schwager Maron gab ihm den ersten Unterricht darin, und legte auch einige Figuren nach Mengs Zeichnungen an. Bey den Gruppen merkt man die Fortschritte des großen Meisters; die unterste nach der Thüre zu ist falsch im Kolorit, die zweyte schon besser, und die dritte so kräftig und warm kolorirt, daß sie einem Oelgemälde nichts nachgiebt.

S. 295. Der Fall Simons des Zauberers ist eines der besten Bilder von Pompeo Battoni, welcher in diesem Jahre gestorben ist. Er gehört zu den vorzüglichsten neuern Italienern. Sein Styl mit seinen Fehlern wird genau untersucht. Tadel verdient seine sonderbare Art zu verfahren. Er bedeckte die großen Gemälde mit einem Tuche, und malte nun von oben bis unten hinunter, so wie er eine Stelle aufdeckte, das Gemälde auf den ersten Strich fertig.

S. 303. Vom Styl des Fiamingo oder Franz Quesnoy. Bey der berühmten Verklärung Christi von Raphael, einem der ersten Gemälde in der Welt, geht Herr v. Ramdohr

jede Figur einzeln durch und hält sich lange dabey auf.

Der Moses von Michael Angelo zu S. Pietro in Vincolis ist mit allen seinen Fehlern eines der besten Werke neuerer Bildhauerkunst. Dieses grossen Meisters Hauptverdienst besteht in dem grossen Style der Zeichnung, in der tiefen Kenntniß der äussern Anatomie, und in der vortreflichen Behandlung des Marmors: aber er besaß keinen wahren Begriff von dem Hauptzwecke seiner Kunst, der Schönheit der Formen und dem Ausdruck eines einer Gattung von Menschen allgemein individuellen Charakters: er wählte die Natur nicht aus der edelsten Klasse der Menschen. Bandinelli und Guglielmo della Porta dachten in seinem Geiste, aber als Nachahmer übertrieben sie seine Fehler, ohne seine Vorzüge zu erreichen.

Die Kirche del Priorato di Malta ist neuerlich von dem, durch seine Schriften mit radirten Kupfern bekannten Architekten Piranesi, aber in keinem reinen, sondern überladnen Geschmack verziert. Er hat auch einen grossen antiken Leuchter hieher geschenkt, und seine Bildsäule steht nahe dabey.

Der heilige Romualdus von Andreas Sacchi ist eines der berühmtesten Bilder Roms, wegen der Kunst im Kolorit bey den einförmigen weissen Gewändern der Camaldulenser. Dieß giebt Gelegenheit die Verdienste dieses Künstlers um diejenigen Theile der Malerey zu zeigen, welche eine grosse Composition zu einem wohlgefälligen Ganzen machen, nämlich Ton, Harmonie der Farben und

des Helldunklen, Contraposto, Pyramidalgruppen und Gruppirung. Die Lehre vom Ton und der Harmonie eines Gemäldes wird vortreflich auseinander gesetzt. Man muß bey jedem Gemälde einen doppelten Ton annehmen, einer rührt von der individuellen Farbe eines jeden darin befindlichen Theils her, der andre von der Lichtstrahlfarbe, es sey Sonne, Kerze, Mondenlicht u. s. w. Die letztere Farbe muß der ersten überhaupt mitgetheilt werden, und die ersten müssen auch nicht schreyend unter sich seyn. Auf dieser doppelten Uebereinstimmung des Tons, und auf jener eigentlichen Harmonie der Farben, die aus der Zusammenstellung mehrerer ihrer innern Beschaffenheit nach sanft in einander übergehenden entspringt, beruht das Geheimniß der Einheit in der Abwechselung, oder der Harmonie der Farben in einem ausgebreiteten Sinne.

Im Nachtrage werden noch einige kurze Nachrichten von verschiedenen Villen und Oertern um Rom gegeben. Wir gedenken daraus nur der Kirche zu Grotta Ferrata, welche durch die treflichen Malereyen des Domenichino bekannt ist, weil der Verf. hiervon Gelegenheit nimmt den Charakter dieses großen Künstlers, dessen im ganzen Werke oft Erwehnung geschehen, zu entwerfen. Seit Raphael, heißt es von ihm, ist kein Maler wieder aufgestanden, der den Ausdruck der historischen oder dramatischen Malerey, und der Affekten, die sich durch Geberden gern mittheilen, so sehr in seiner Gewalt gehabt hätte, als Domenichino.

Sein

Sein Genie scheint zwischen dem von Guido und Raphael in der Mitte gestanden zu haben. Seine Weiberköpfe haben vortrefliche Formen. Es ist nicht die hohe Schönheit des Guido, welche sie ziert, aber es ist der gefällige sittsame Reiz unbefangener Jahre. Guido scheint die Mutter Niobe belebt zu haben, Domenichino die Töchter. Seine Jünglinge sind nicht so schön. Er malte gedachte Landschaften allerliebst, deren Ausführung nur nicht immer wahr und treu ist.

IV.

Minona, oder die Angelsachsen. Fortsetzung der Anzeige im vorigen Stücke.

Zweyter Akt. Erster Auftritt. Aezia und Edelstan. Aezia. „Ich habe dich bitten lassen, „lieber Jarl, dich auf einige Augenblicke zu mir her„über zu bemühen — Edelstan. Die Bemühung „ist eine der angenehmsten. Wer wollte sich nicht „freuen, durch Aezien Septimillen bemüht zu wer„den?“ (Diese Sprache der Galanterie ist freylich etwas steif und gezwungen, allein mit einem Angelsachsen darf man es so genau nicht nehmen.) „Aezia. Vielleicht nicht, wenn du die Ursache „hörst. Du wirst mich auslachen — eine wah„re Mädchengrille. Edelstan. Und das liebens„wür-

„würdige Mädchen, dem ich sie verdanke, (die Bemühung oder die Grille? Aber, was heißt das, einem eine Grille verdanken?) „meine Freun„din, meine beste Freundin — (ergreift ihre Hand „mit Wärme.) Aezia. Eine wahre Grille — „der König der Pikten hat, sagt man, eine Schwe„ster, die die Harfe ganz vortreflich spielt; eine „Dichterin im Piktischen Geschmack, setzt selbst für „ihr Instrument. Ich klimpre auch ein wenig „auf der Harfe, besonders geht meine Liebhaberey „aufs Fremde. Ich bitte dich, Lieber, bring mir „einige von den Liedern dieser Virtuosin mit, wenn „sie dir gefallen u. s. w.

Ein seltsamer Auftrag an einen Feldherrn, von der Schwester des Fürsten, den er auszieht zu bekriegen, Compositionen für die Harfe mitzubringen. Allein, wie man bald sieht, ist das auch nur Einleitung zu einem für sie interessantern Gespräch.

„Aezia. Aber war sie (die unbekannte Befreyerin Edelstans) „war sie denn wirklich so außer„ordentlich schön, wie du sie mir beschrieben hast?

„Edelstan (feurig.) Denke dir jede weibli„che Vollkommenheit, die edelste Bildung, das „richtigste Ebenmaas eines schönen Antlitzes, und „wie leicht muß es Aezien seyn, sichs zu denken, „das seelenvolleste Auge, das entzückendste Lächeln „auf ihren hochrothen Lippen, einen Wuchs, eine „Zierlichkeit der Bewegungen, eine Hand, einen „Ton der Stimme — denk dir alles im Stande „der höchsten unkörperlichsten Verklärung, in

einem

„einem Schimmer von geistigem Lichte, in einer
„Würde —

„Aezia. Ich versuchs mir zu denken — mit
„einem verklärten Edelstan würde mirs vielleicht
„eher gelingen. Wir Mädchen sind nun einmal
„so, können uns nie ganz zu jenen Idealen weibli-
„cher Vollkommenheit erheben, die euch Männer
„begeistert — aber nennt uns einmal eine männ-
„liche, und wir sind im Anschauen verloren. —
„Also auch ihren Wuchs, ihre Bildung, was man
„eigentlich weibliche Bildung nennt; hättest du ge-
„sehen? Ich glaubte nur ihre schimmernde Hand,
„ihre schimmernden Wangen? — Nach und nach
„fange ich an, von dem Umrisse des lieben Gespen-
„stes ein Bild zu haben. Ein Wuchs also — et-
„wa von mittlerer Größe?

„Edelstan. Wie der deinige etwan, wird
„wenig dran fehlen.

„Aezia. Etwas kleiner also — von welcher
„Farbe ihr Haar?

„Edelstan. Nicht völlig so dunkelschwarz,
„wie deins, liebe Milly.

„Aezia. Floß vermuthlich in niedlichen Rin-
„gelchen über ihren blendend weissen Nacken herun-
„ter? nicht so von der Bürde eines römischen
„Kopfputzes, unförmlich niedergepreßt, wie
„meins —

„Edelstan. Du hast ein überaus schönes,
„lockigtes Haar — ich wüßte nie etwas zierlichers
„gesehn zu haben, als das Herabwallen dieser Rin-
„gelchen. (Spielt mit ihren Locken.)

 „Aezia.

„Aezia. Ja, wie du sie ihr herabziehst.
„Oh, was euerm Auge entgehn soll! o ihr Män-
„ner! ihr Männer! weiß der Himmel, wo ihrs
„immer hernehmt! Ein Haarbreit höher oder tie-
„fer, und die Gränze des Geschmacks ist verfehlt.
„Schlechterdings in Allem seyd ihr unsere Lehrer,
„unsre Meister, o ihr Gewaltigen der Schöpfung —“
(die ihr mit Mädchen zu tändeln, und Haarlocken
zu rollen versteht!)

„Edelstan. Wahrhaftig, Aezia, der Mei-
„ster, der an deinen Haarlocken etwas meistern
„wollte, wäre nur ein Meisterer, und verdiente für
„seinen Vorwitz, gerade in einer solchen Schlinge
„zu zappeln, wie dieser mein Finger da, der sich
„unsäglich verwickelt hat — pschah! — wir die
„Gewaltigen der Schöpfung — wir! —

„Aezia (erröthend.) Weg mit dem Finger
„— wollen das Bild lieber ein andermal vollenden
„— Einen etwas länglichen Hals vermuthlich,
„wie ihn unser Praxiteles seiner Venus zu geben
„pflegte?

„Edelstan. Einen Hals, einen Nacken, eine
„Zartheit von widerstrebendem Druck —

„Aezia. Du schwärmst, Edelstan, oder dein
„Finger hat Seele (klopft ihm auf die Finger)
„Widerstrebender Druck eines geistigen Nackens?

„Edelstan. Vergieb, vergieb mir, liebe
„Missy. Diesen bezaubernden Reizen so nahe, wer
„könnte wohl vermeiden, sich ein wenig von dem
„Begriff der Sache in die Wirklichkeit zu verlie-
„ren? (Küßt ihren Nacken.)

„Aezia.

„Aezia (zärtlich.) Edelstan —
„Edelstan. Ach Milly! Milly! (Küßt sie „mit Heftigkeit.)
„Aezia (ihr Gesicht in seinen Busen verbergend.) Edelstan, schone meiner! du hast mich, „du hast mich errathen! Edelstan, ach Edelstan! „warum lieb ich dich so? (Eine Thräne im Auge.)
„Edelstan. Milly! Milly! was sagst du „mir da? (innig bewegt) Mich, Milly? bezauberndes entzückendes Mädchen? mich? mich?“

Wir haben diesen Auftritt fast ganz hergesetzt, da er wirklich viel Schönes hat. Er würde auch Natur und Wahrheit haben, wenn der Dichter nicht verlangte, daß wir die handelnden Personen in unserer Vorstellung um tausend und mehr Jahre aus unserer Zeit hinwegrücken sollten. Wäre Aezia eine Pariser Coquette und Edelstan ein französischer Chevalier, so hätten wir gar nichts einzuwenden — ausgenommen gegen den Kuß auf den Nacken! Und doch möchten wir diese Idee wohl auf einem Theater ausgeführt sehen. Wir wären neugierig, wie ein guter Schauspieler und eine gute Schauspielerin es angreifen würden, dieses Gemälde mit dem nöthigen Anstande auszuführen. Schwer, sehr schwer würde es ihnen gewiß fallen. Häufige Proben müßten das Beste thun.

Zweyter Auftritt. Sappho unterbricht diesen rührenden Auftritt, und meldet die Ankunft eines fremden Greises, der den Edelstan zu sprechen wünsche, und der, freylich etwas unwahrscheinlich, vor

vorgelassen wird. Unwahrscheinlich auf alle Fälle, wir mögen den Edelstan als einen rohen Angelsachsen, oder als einen modernen Liebhaber betrachten. In beiden Fällen wird er sich in einer solchen Situation, wenn er anders seine Rolle nicht blos zum Scheine spielt, ohne Noth nicht stören lassen.

Dritter Auftritt. Aezia, Edelstan und Ryno, der sich als einen „Pikten aus den Gebür„gen, einen Barden Oßians ankündigt. Edelstan. „Ryno? ein Gefährte Ferchios? ein Barde Oßians? „Welche Thaten, welche andre Zeiten, andre Far„ben der Dinge rufst du in mein Gedächtniß zu„rück? Ryno?" — Und nun gerathen die Her-ren in eine poetische Entzückung und deklamiren sich mancherley im ossianischen Schwung vor. Nachdem sie sich aber beiderseits aus diesem Schwindel erholt haben, so erzählt Ryno, daß Minona, die Schwester Trenmors, seine Erretterin aus Morvens Höhlen gewesen. Edelstan, voll Erstaunen, springt auf und will fort. Aezia hält ihn nur mit Mühe zurück. Sie fürchtet für ihre Liebe, aber Edelstan tröstet sie. „Lies in meinen Augen, „Milly. Ich verlaß dich nicht.

„Aezia. Es war von jeher meine Leidenschaft, „die verwickelten Fäden der menschlichen Handlun„gen aus einander zu zupfen, wo ich weder An„fang noch Ende absehe. Ich wünschte zu wissen, „aus welcher Quelle dieser edelmüthige Gedanke „Minonens zuerst entsprang, wie er zur That reif„te, und vorzüglich, was er weiter für Folgen ge„habe.

„habt. Guter Alter, du wirst dir uns beyde nicht „wenig verbinden, wenns dir nicht zu viel Mühe „macht —

„Ryno. Mühe, Domina? Ganz und gar „nicht. Gerade darum bin ich ja gekommen. Und „so will ich dir denn (scherzhaft) was zuförderst die „Quelle der Handlung — anlangt, wie du sie „sehr bestimmt nennst, unverhohlen gestehen, daß „diese Handlung der Menschheit ursprünglich auf „einem etwas feuchten Boden, und noch dazu „in einer einzigen Nacht aufgewachsen war, ge„nau wie ein Pfifferling, und genau auch mit ei„ner solchen Lebenskraft; es war, kurz davon ab„zukommen, das klare thauigte Mitleid (thauig„tes Mitleid?) ihres Geschlechts, das in Mino„nen zuerst den Gedanken erregte, etwas für die „Befreyung eines jungen Mannes zu thun, dessen „Würde unter den übrigen Gefangnen ihr aufge„fallen war, und der ihr darum eben nicht minder „gefiel, weil sie von mir seinen Namen und seine „Verwandtschaft mit ihrem Hause erfahren hatte. „Sie sprach mit ihrem Bruder von der Sache; und „dabey bliebs den ersten Tag nach dieser ersten „Nacht; die ganze menschliche Handlung, siehst „du wohl, Domina, war gleich vom Anfange an „keinen Pfifferling werth. — In der zweyten Nacht „stand auf dem nämlichen Grund und Boden schon „ein etwas derberer Sprößling von üppigem Kern „und Holz, großer Gedanke überschrieben! und die„ser große Gedanke, im Grunde nicht viel besse„rer Auswuchs, als der von der ersten Nacht, ließ

„dar-

„darauf hinaus, dem jungen Enkel Boswinens,
„selbst wider den Willen ihres Bruders, das Leben
„zu retten — wenns möglich wäre: nur Schade,
„daß das am Tage der zweyten Nacht schlechter-
„dings nicht möglich zu machen schien! und so stand
„der Sprößling großer Gedanke wirklich in Gefahr,
„in seinem eigenen Wasser zu ertrinken, wenn
„nicht; in der dritten und vierten Nacht — nun
„gieb Acht, Domina, nun kommts! —

„Aezia. Du hast Laune, guter Alter: es
„hört sich dir nicht übel zu. (Das könnten wir
nicht sagen.) „Aber, wenn ich bitten darf, laß
„uns ohne so viel Blümchens mit einander reden.

„Ryno. Auch das! Domina, auch das.
„Ich bin ohnehin nur ein Barde der zweyten oder
„gar der dritten Ordnung (bescheiden, aber noch
nicht bescheiden genug!) „und verliere den Sten-
„gel meines Gleichnisses leicht, wenn eine schöne
„spröde Hand, wie die deinige, das Blümlein, das
„ich ihr in Demuth darreiche, just mit einem sol-
„chen Rümpfchen über der Lippe zurück weißt, als
„ob sie sagen wollte . . . Es ist uns unmöglich,
weiter abzuschreiben. In diesem Tone schwatzt
dieser Barde — aber wahrlich nicht der Bar-
de Oßians! — weiter fort, und ersäuft jeden
Gedanken in einem Strome von Worten. Die
Quintessenz seiner Rede ist: Minona befreyte Edel-
stan aus Liebe, allein ihre That ist verrathen, und
sie verloren, wenn Edelstan sie nicht rettet. Da-
zu ist dieser auch gleich bereit. Seine Liebe zu
Aezien ist in einem Augenblicke verschwunden: er
bereut,

bereut, wie er sagt, seine schlüpfrige Unbesonnenheit. Ryno hat dem Edelstan viel Wunderdinge von der Geisterinsel erzählt, auf welcher Minona in einer Höhle gekerkert ist, eh er bemerkt, daß Aezia in Ohnmacht gefallen ist. Edelstan schellt; und Aezia wird von ihren Sklavinnen weggetragen.

Vierter Auftritt. (Scene eine dunkle Höhle.) Minona. Ein Monolog voller Empfindung und Ausbrüchen einer schwärmerischen Leidenschaft. Gern will sie sterben, wenn er, der Geliebte, nur glücklich ist. Als Geist, wenn Geister weinen können, will sie eine Thräne seliger Wonne weinen, in seine himmlischen Augen noch einmal blicken, in seine seelenvollen himmlischen Augen. Aus diesem Lichte will sie ihre Seeligkeit trinken, aus diesen Blicken. Auch wenn seine Seele vor dem Wehen ihres ihn umschwebenden Geistes zurück schauert, will sie aus diesem Brunnen ihre Seeligkeit trinken, aus dieser unversiegenden Quelle ihre Unsterblichkeit. — Sie fängt an zu singen, aber ihr Gesang wird durch abgebrochene Säusel des Windes unterbrochen. Sie fährt erschrocken auf. „Ist der Schall in die„sen erzitternden Pfeilern des tröpfelnden Krystalls „an der gesenkten Grott herab? Schlupft er, wie „durch der Nachtigallen süß schluchzende Kehlen, „liebewimmernd dahin durch diese schwanken Röh„re und Aestchen des zerrinnenden Thränenfalls aus „den tausend Augen des Gebirgs?“ —

Wie war es möglich, daß ein so vortreflicher Dichter, wie Herr von Gerstenberg, der bewiesen

hat,

hat, daß er die Natur der Empfindungen und Leidenschaften kennt, und ihren Gang meisterhaft nachzubilden versteht, so etwas hinschreiben konnte? Wir vermuthen ein paar Schreib- oder Druckfehler in dieser Stelle; denn so, wie sie hier steht, können wir den Sinn kaum ahnden. In diesem Ton geht es weiter, bis unter Donner und Bliß sich das Chor der Geister erhebt. Der Gesang der Geister besteht aus Anspielungen auf die Geschichte Englands und die bevorstehende Ankunft Edelstans. Daß uns manche Stellen dieses Liedes ganz unerklärbar geblieben sind, hat uns desto weniger befremdet, da, wie Ryno oben versicherte, selbst nur wenigen Barden die ätherischen Ströme dieses Gesanges verständlich sind. Zwischen dem Gesange wird der Fels zertrümmert, die Höhle thut sich auf, und Minona befindet sich auf einem offnen freyen Platz.

Dritter Akt. Scene, Lager der Britten. Erster Auftritt. Ein Römer und zwey Britten. Der Uebermuth des Römers und die sklavische Demuth der Britten in dieser Unterredung ist eine ziemlich charakteristische Darstellung von dem Verhältnisse der Landeseinwohner gegen die stolzen, mehr aufgeblasenen als tapfern, Römer dieser Zeit. Die Ausdrücke aber, die der Dichter diesen Leuten in den Mund legt, sind ganz aus der Pöbelsprache unsers Jahrhunderts entlehnt. „Der Donner und das Wetter „tausend schwere Noth „Halunken. —

Zwey-

Zweyter Auftritt. Zwey Franken und ein Britte. Ein Gespräch über die Schwäche der Römer, die sich der Mitherrschaft der Barbaren nicht mehr erwehren können, und welches man mit einer Karte, Geographie und der Beschreibung der Antiquitäten von Altengland in der Hand lesen muß. „Franke. Ist nicht dort in Cantium „selbst der Praepositus Fretensium zu Dubris „ein rheinländischer Belg?“ „Britte. Was? „was? zu Dover in Kent? Da leiden ja die An„gelsachsen nicht, daß nur ein römisches Schoos„hündchen ausduckt, geschweige denn ein Präposi„tus.“ „Franke. Thut nischt zur Sache, seynd „Dignitäten in partibus. — Da ist der Explo„rator zu Regulbio, ist er nicht ein Gothin? Ist „nicht der Adjutor zu Rutupis ein Marsignier? „Der zweyte Numerar zu Portus Adurni ein Da„zier? Der Commentariensis zu Othona ein „Burier? Sind nicht der Subadjuva zu Brana„dunum, der Regerendar zu Anderida, der dritte „Enceptor zu Gariannorum“ — Sed ohe! —

Dritter Auftritt. Zwey römische Befehlshaber. Ein langes, kaltes, politisches Gespräch, voll verlegener Gelehrsamkeit über die Situation und die Plane der Römer, ohne alles Interesse für jedermann, der nicht von den Details der Geschichte dieser Zeit genau unterrichtet ist. Der Leser gähnt und der geduldigste Zuschauer müßte bey der Vorstellung die Geduld verlieren. Diese drey Scenen haben nicht den mindesten Einfluß auf das Stück.

Vierter Auftritt. Sappho und die Vorigen. Sappho erzählt, daß ihre Gebieterin verschwunden sey. Avien erschrickt, aber aus dem, was Câpio ihm zur Beruhigung sagt, sieht man, daß Aezia ihm den Plan auf Edelstan, wiewohl nicht ihre wahre Absicht dabey, vertraut hat. Câpio. „Es kam auf nichts geringers an, als den „Edelstan, bey Gelegenheit eines romanhaften „Ritterzuges, zu dem er sich von einem unbekann„ten Barden hat aufhetzen lassen, auf einer ge„wissen wüsten Insel von den Seinigen abzuschnei„den und ihn dann in aller Stille nach Rom abzu„führen, uns dort zur Geisel für das ruhige Be„tragen seiner hiesigen und auswärtigen Bunds„freunde zu haften."

Fünfter Auftritt. Sappho allein.

Sechster Auftritt. Trenmor König von Morwen und ein Druid. Eine felsigte Gegend auf der wüsten Insel. Seit zwey Jahrhunderten hatte der Gott Brumo kein Menschenopfer erhalten: auf diese Unterlassung gründet Trenmor sein Unglück im Kriege, und heute soll deshalb das Opfer, wozu einhundert und zwölf Personen bestimmt sind, erneuert werden. Trenmor. „Es sind ihrer drey „und sechzig und sieben mal sieben, die heute ge„opfert werden sollen, genau wie es die geheim„nißvolle Satzung vorschreibt, lauter Gefangene „von Inisthona. Die Römer und die Britten ver„spare ich bis zur nächstbevorstehenden Feyer des „Vollmonds. Den geweihten Reihen noch geweih„ter zu beginnen, hatte ich meine leibliche Schwe-

„ster,

„ster, die ehmals so geliebte Minona, dem Tode
„des Steinkreises gewidmet; einen stärkern Beweis
„von dem feyerlichen Ernste meiner Absichten weiß
„ich nicht zu geben. Sie sollte voran bluten, sie
„war der ersten Weihe aufgespart; aber wo ist sie?
„Ihre Stätte ist nicht mehr; die Erde hat sie mit
„allen Kerkern dieser wüsten Insel verschlungen.
„So hats Brumo gewollt; wer kann (zuckt die
„Achseln) wider die Rathschlüße Brumos, des
„Unerforschlichen?“ Druid. „Sie blutet itzt
„für ihr Verbrechen an einem Orte, wo es keiner
„ersten Weihe bedarf. Brumo hat seine stachlich-
„ten schrecklichen Zahnkiefer gewetzt im Kampfe sei-
„nes Zorns; wo gleicht ihm ein Rachen unter den
„Hayen der Tiefe? Die Krallen seiner sieben mal
„sieben Fingerscheiden sind gezuckt, seine siebenmal
„neun Roße stampfen wider die Sicheln seiner
„Kriegswagen; mit gebogner Klaue zerreißt er,
„lautlachend, die zappelnden Glieder der Inistho-
„nischen Harfenspielerin, spinnt sich langsam, und
„singt dazu, ihre feinsten, zartklingendsten Fibern
„zuerst, hiernächst ihre Flechsen und Sehnen und
„zuletzt ihr dampfendes Eingeweide zum Saiten-
„spiel einer andern Harfe aus, die nun unbefingert im
„Winde kadenzt, vierstimmig zwar, doch schwächern
„Getöns“ — Was für ein paar abscheuliche
Geschöpfe! Dieser Trenmor, dem es schmerzt,
daß er seine leibliche Schwester nicht opfern kann, der,
in der Ueberzeugung von ihrem Tode — die Achseln
zucken kann! dieser Druide mit seinem scheuslichen
Gemälde, das die Phantasie eines Teufels nicht

 häß-

häßlicher und schwärzer ausbrüten könnte! Sollen wir dem Dichter danken, der seine Kunst an solche Gegenstände verschwendet? Trenmor. „Ich will „sein (Edelstans) Herzblut aus der schmackhafte„sten der Trinkschalen trinken, aus seiner eignen „Hirnschale; ich will ihn mit dieser Hand zwischen „beiden Opfersteinen zerschmettern, daß Brumo, „wenn er seinen Schlachthammer erhebt, auch nicht „Ein Gebein übrig an seinem Leibe zu zermalmen „finden soll —" Das ist die Sprache eines wüthenden Irokesen und keines Celten, keines Königes von einem Volke, das schon einen Oßian gezeugt hatte. Der dramatische Dichter soll uns Menschen zeigen, mit denen wir sympathisiren, die wir bemitleiden, oder über die wir lachen können. Will er uns ja einen Bösewicht malen, so muß er ihn dadurch lehrreich machen, daß er die Wege aufdeckt, auf welchen er zum Laster verleitet wurde, und für diesen Wegen warnt. Immer aber muß doch dieser Bösewicht ein Mensch bleiben, der das Gefühl der Menschlichkeit nicht ganz abgelegt hat, der, wenn er auch Laster begeht, sie im Taumel der Leidenschaft und mit dem Gefühle des Unrechts begeht — aber so ein Trenmor ist kein Mensch. Er ist ein Teufel, von dem wir mit Ekel und Abscheu den Blick wegwenden. Immerhin mag es Menschen geben, die ihre Vernunft und die allgemeinen Empfindungen der Menschheit bis auf diesen Grad in sich ersticken, und die Natur blutgieriger Raubthiere annahmen; ihr Gemälde gehört höchstens in die Geschichte, deren einziger Endzweck Unterricht

terricht ist, nicht in die Poesie, die nur in sofern unterrichten darf, als sie zugleich mit vergnügen kann.

Siebenter Auftritt. Die Vorigen und ein anderer Druide. „Der Druide. Deine Diener, gnädiger Herr, sehen die Masten deiner Schiffe am Horizont heraufkommen. Die Schiffe „scheinen in Noth zu seyn und am Meer zieht ein „Orkan in weißen Flocken herauf, der nicht natür„lich zu seyn scheint. Einer von den Kämmerern „will gar Stimmen in den Ritzen der Felsen gehört „haben, wie Geisterstimmen. Es naht sich, es „zieht immer finsterer herauf.“ (Im Zwischenakt eine Sturm-Simfonie.)

Vierter Akt. (Die Schiffe landen sehr beschädigt.) Erster Auftritt. Hier sind die schrecklichsten Anstalten zum Opfer gemacht: wobey wir uns nicht verweilen. Folgendes Weihungslied aber ist zu originell und zugleich so wenig blutgierig, als daß wir es nicht hersetzen sollten.

Oberdruid. Die Weihe beginnt!

Chor der Druiden (wird unter vielen Beugungen und phantastischen Stellungen, aber mit dem höchsten Grade von Ernst und Rührung abgesungen.)

Oberdruid. Sieben!
Erste Hälfte der Sechse.
Sieben! und sieben! und sieben!

Zweyte Hälfte.

Und Sieben! und sieben! und sieben!

Alle.

Sieben mal sieben!

(Während des Tutti wird Einer der Gefangenen in den Steinkreis geführt, der Opferdruid stößt ihm ein steinernes Opfermesser in die Brust, und singt:)

Oberdruid. Neun!

Erste Hälfte der Sechse.

Neun! und neun! und neun!

Zweyte Hälfte.

Und neun! und neun! und neun!

Alle.

Siebenmal neun!

Sieben mal sieben macht neun und vierzig, und sieben mal neun macht drey und sechzig! das ist doch alles, was man sich bey diesem poetischen Rechenexempel denken kann, über welches der Dichter selbst in einer Anmerkung zu spötteln scheint.

Zweyter Auftritt. Minona wird von drey Soldaten begleitet auf die Scene geführt; die Soldaten erzählen von überirrdischen Stimmen, die sie gehört. „Lauter menschliche, vernehmliche Worte, nur kein Menschenverstand darinn.“

Flügelschnellster der Stürme
Gleit auf der Woge dahin —
Herauf auch du aus dem Lager des Schilfs,
Windsbraut, rolle die krausen Locken
Im Silberschaume der Flut —
Du Geist im Winde, der — der —

Der

Der du dich tauchst ins Feuer:
Fahr hin am rothen Mond —
Brau ihn kräftig, brau ihn rasch,
Brau ihn einen Rausch der Lüfte —
Immer schneller, huy noch schneller
Du von Inisthona herauf —

Diese lezten Worte, die Bezug auf den Edelstan, Jarl von Inisthone, zu haben scheinen, machen den König stuzig. Der Oberdruid sucht ihn durch ein Galimathias von Exegese, (eine deutliche und passende Anspielung auf die Exegese mancher neuern Druiden) zu beruhigen, und fährt in der Feyer des höllischen Festes fort. (Zu Minona.) „Ver„abscheust und verfluchst du die unreine Harfe Os„sians? Den Dünkel der höhern Gefühle? Die „Lästerungen wider die Götter des Steinkreisses? — (Minona schweigt.) „Sie schweigt, Brumo! „sie schweigt! sie lästert! sie schweigt! Nur noch „eine Frage, dann stirb. Aber nicht von der ge„weihten Wunde dieses Opfermessers. Lästerer „sterben den Tod des zerschmetterten Hirnschädels! „Du hast Brumo gelästert! — Verabscheust und „verfluchst du den erklärten Feind deines väterlichen „Hauses? Fluch über ihn! — den Verworfnen „aus Inisthone? Wehe über ihn! Fluch über ihn! „— den du dem Tode dieser heiligen Blutschwel„le geraubt hast? Tempelräuberin! Frevlerin un„ter den Frevlerinnen! Wehe über dich! Wehe „über dich! dessen Flucht du hier mit der marter„vollsten der Zerschmetterungen büßen sollst! — — Minona. „Sterben, sterben, sterben für ihn —

 (blickt

(blickt mit Entzücken zum Himmel, und erhebt ihre Arme, als ob sie etwas umfassen sollte; wird in diesem Augenblick Edelstan gewahr, der sich mit seinen Angelsachsen durch die Wache durchschlägt; ruft:) „Himmel und Erde er ists!“ — (fällt ihm wie ohnmächtig in die Arme. Die Gefangenen werden entfesselt und mit ihren Ketten Trenmor und die übrigen belegt.)

Dritter Auftritt. „Edelstan. So halt ich „nun in diesen Armen Alles, was die Welt mir „geben konnte! Und du bist mein, o Minona, „mein!“ „Minona. Dein! o du! wie nenn' „ich dich? Himmlischer Bote einer schützenden Gott„heit! — Oder, wenn du sterblich bist, noch in„niger Dein! o du geliebtester unter den Men„schen! — von dem entsetzlichsten Augenblick mei„nes Lebens an dein, Edelstan, dein in alle Ewig„keit.“

Vierter Auftritt. Ein Angelsachse bringt die Nachricht, daß an der andern Seite der Insel Römer landen.

Fünfter Auftritt. Ein anderer Angelsachse. „Einer von den Pikten am Ufer scheint ihnen ver„rathen zu haben, wie die Sachen hier stehen. „Schier ganz beduzt haben sie auf einmal linksum „gemacht, und sich mit unerreichbarer Geschwin„digkeit in ihre Fahrzeuge geworfen.“

Sechster Auftritt. Ein dritter Angelsachse mit zwey römischen Gefangenen. Die beiden Römer prahlen und schmähen. Edelstan will sie hängen lassen. Der Muth aber, den sie beweisen, wirkt

wirkt so auf Edelstan, daß er ihnen das Leben schenkt. Der eine von ihnen zieht einen Dolch und springt mit den Worten: „So dankt dir Aezia!" auf Minona ein. Ehe sie aber die That vollführen kann, liegt sie schon von Ryno niedergehauen. Edelstan rückt ihr den Helm aus dem Gesichte, und entdeckt, daß es Aezia ist. Sie stirbt, nachdem sie Edelstan um Verzeihung gebeten. „Arme Ae„zia," ruft dieser aus, „wir hätten auch dich lieben „können." Ryno. „Liebestränke sind nicht gifti„ger, Zauberformeln nicht hinterstelliger, als die „Künste, die sich dieß Weib erlaubte." (Wir verstehen den Barden nicht. Fast scheint es, als ob er durch diese Uebertreibung Rache an der armen Aezia nehmen wolle, die im zweyten Akt seine blumenreiche Erzählung so langweilig fand. Wärs ihm nicht genug, daß seine Kunstrichterin unter der Schärfe seines Schwertes fiel? Es wird wenig beleidigten Dichtern so gut — aber, im Ernste. Aezias Plan war in ihrer Lage wohl noch verzeihbar, und Edelstan trifft der größere Vorwurf, daß er ihre Liebe Anfangs nährte. Kurz, sie verdient nichts als Mitleid. Hätte der Dichter sie besser in die Handlung verflochten, so wäre sie gewiß die interessanteste Person im ganzen Stücke. Minona ist ein gutes, sanftes, unschuldiges Mädchen: es macht uns recht großes Vergnügen, daß sie dem abscheulichen Tode des Steinkreißes und dem Dolche der Aezia entgeht, aber wahren innigen Antheil nehmen wir nicht an ihr. — —) Edelstan läßt den Trenmor von seinen Fesseln befreyen.

Trenmor sucht den Edelstan zu seinem Götzendienst und dem Menschenopfer zu bekehren, der diesen Vorschlag mit Abscheu verwirft. „Wisse, König „von Morven, meine Seele verabscheut den Ge„danken an alle die gefabelten Götzen, die nur in „den Fieberträumen menschenfeindlicher Pfaffen ihre „Wirklichkeit haben, den an Loda, dessen Diener „du mich schmähst, wie den an Brumo, vor des„sen Altären du dich hier zur Schande der Mensch„heit mit Menschenblute besudelst. Es wäre Ent„weihung dir vor diesen verfluchten Altären den „Gott zu predigen, den weisere Nationen schon seit „Jahrhunderten anbeten, dessen Licht meinen Vä„tern, dem unsterblichen Fingal, dem unsterbli„chen Ossian, frühher aufdämmerte, den Gott, „dessen Abglanz meine ganze Seele mit allgegen„wärtiger Klarheit erfüllt. O daß der rege „Sinn meiner Seele, der mich, indem ich hier „vor dir rede, fühlbar ergreift, der mich über die „Schranken meiner Ohnmacht erhebt, der mich mit „fühlbarem Zucken einer allmächtigen Hand er„greift, o daß er in Kraft der Vernichtung über„ginge! daß ich deine Blutflamme mit diesem weg„werfenden Stoße — (Indem er auf den vordersten Blutaltar mit dem Fuße stößt, öfnet sich der Grund; eine Flamme steigt aus der Tiefe auf; die Opferstätte versinkt.) Den Beschluß macht ein Wechselgesang der Druiden, der Geister der Druiden, und eines Chors von Ossians Geistern. Diese Gesänge sind, uns wenigstens, verschlossene Worte.

Ossians Geister. Eine Stimme.

Hart herum in seinem hehren Kreise
Schwingt sich Inisthonas Stern.

Mehrere Stimmen.

In ihren Angeln dröhnt die Blutende! dröhnt
In ihrer Achse nach von Pol zu Pol!
Tiefächzend dem Stos des hehren Sterns!

Eine Stimme.

Dunkel brütet noch hier, doch vom Morgen herauf
Entwand sichs fernher langsam, eine Welt von Glanz.

(Der Beschluß folgt.)

V.

Bibliothek der alten Litteratur und Kunst mit ungedruckten Stücken aus der Eskurialbibliothek und andern. Göttingen, bey Dietrich, 1786. 8. Erstes Stück 276 S. Zweytes Stück 216 Seiten.

Wir kündigen hiermit unsern Lesern ein Werk an, das als die Fortsetzung jener philologischen Zeitschrift anzusehn ist, die ehedem zu Göttingen und Leipzig, in viermal veränderter Gestalt, auftrat, doch jedesmal, nach einer kurzen Dauer, ver-

verschwand. Wer mehr Antheil an dieser unbeständigen Existenz hatte, ob die Verfasser ermüdeten, oder Leser und Verleger in ihrem Eifer erkalteten, ist schwer zu entscheiden; was aber auch die Ursache dieses frühen Verblühens sey, befremdend war es immer und traurig für den Freund der philologischen Litteratur, ein Journal, das, wenn auch nicht durch die Gründlichkeit und Freymüthigkeit der Amsterdamer kritischen Bibliothek, wenigstens durch bescheidnen Ton, zuletzt selbst durch die eingestreuten Abhandlungen, sich empfahl, seinem Untergange unaufhörlich entgegeneilen zu sehn, während daß viele seiner ungleich kränklichern Schwestern, über Zeit und Vergänglichkeit siegten. In der That zweifelten wir, nach so vielen erneuerten und jederzeit mislungenen Versuchen, daß sich eine Gesellschaft von Gelehrten jemals wieder zu einem ähnlichen Unternehmen entschließen würde. Am meisten bestärkte uns theils das vieljährige Schweigen, theils die täglich sich vermehrende Menge periodischer Schriften in diesem Urtheile, als wir plötzlich durch die Ankündigung einer neuen philologischen Bibliothek überrascht wurden. Ihre Einrichtung ist zu bekannt, als daß wir hier erst davon zu reden brauchten. Die Verf. haben die Dauer des Werkes durch die Erweiterung des ehemaligen Plans, insbesondere aber durch das Versprechen, von Zeit zu Zeit unedirte Stücke und Verbesserungen alter Schriftsteller zu liefern, mehr gesichert, und vielleicht traten sie noch niemals unter glücklichern Ahndungen hervor, als eben itzt.

Die

Die Aussichten im Gebiete der Philologie haben sich in Wahrheit seit den letztverwichenen Jahren merklich gebessert. Die Zahl der jüngern, viel versprechenden Philologen war selten beträchtlicher, und aus dem Kranze der ältern, schon bekannten sind, Valkenaers und Tyrrwhitts Verlust abgerechnet, wenige oder gar keine Blumen weggepflückt worden. Die Herausgeber dürfen also für die Abhandlungen manchen schätzbaren Beytrag, für die kritischen Anzeigen eine reiche Aernte erwarten. Zur letztern sind ohnedieß schon wichtige Anstalten getroffen. Brunks unermüdetem Fleiße verdanken wir eine neue, trefliche Ausgabe des ersten Tragikers: aber leider! ist sie nur von einer Seite, und selbst von dieser nicht vollkommen, befriedigend. Noch vermißt der Kritiker oft genug die genaue Angabe der Varianten und ihrer Quellen, noch weiß er nicht überall, wie viel er dem Scharfsinne der Editoren und Verbesserer, wie viel er den Handschriften schuldig ist; eine Ungewißheit, die für ihn unmöglich gleichgültig heißen kann: und der Mann von Geschmack, der den Sophokles nicht studieren, der ihn zu seinem Vergnügen, und ohne zwanzig Bücher um den Sinn einer unverständlichen Stelle befragen zu müssen, lesen will — wir zweifeln, ob für den im geringsten gesorgt ist. Das nämliche gilt von den frühern Ausgaben dieses Gelehrten, vom Apollonius, Aristophanes, und den anthologischen Dichtern, das nämliche vom Euripides. Ueberall unentbehrliche Beyträge für den künftigen Herausgeber, aber auch wahrlich mehr nicht, als

Ren-

Beyträge. Unter allen tragischen Dichtern ist Aeschylus von Seiten der Kritik und Erklärung bis itzt unstreitig am glücklichsten gewesen; wann aber wird sich das Publikum seiner Vollendung freuen dürfen? — Ein entgegengesetztes Schicksal scheint über die griechischen Prosaisten obgewaltet zu haben. Xenophon, Zosimus und Apollodor sind von Männern bearbeitet worden, denen man keine einseitige Behandlungsart Schuld geben kann; allein bekanntlich ist die Menge der noch unbearbeiteten Historiker und Philosophen so groß, daß gerade hier sich unsern jungen Humanisten das weiteste Feld eröffnet. Die letzte Ausgabe des Pausanias, eines Schriftstellers, dessen Lektüre für alte Geschichte, Geographie und Archäologie so überaus wichtig ist, schreibt sich aus dem vorigen Jahrhunderte her, und die neueste Ausgabe des Athenäus ist nicht viel jünger. Gleichwohl hat seitdem so mancher Gelehrte zur Berichtigung und Erläuterung beider das Seinige beygetragen. Sollte sich kein angehender Philolog der Mühe unterziehn, diese zerstreuten Anmerkungen zu sammlen, und wenigstens einen richtigern Text zu liefern. Plato und Aristoteles haben gleichfalls durch Kaltsinn und Vergessenheit, für das Ansehn, dessen sie vormals genossen, lange genug gebüßt. Auch diese Unempfindlichkeit scheint sich itzt zu verlieren. Verschiedene Stücke aus beiden sind in den nächstverflossenen Jahren erschienen, und einer saubern vollständigen Ausgabe der Werke Plato's sehen wir täglich entgegen. Vielleicht ist das eine oder das andere, zumal

mal bey der regen Liebe für philosophische Geschichte, von glücklichen Folgen. — Eines weniger guten Geschicks können sich die römischen Klassiker rühmen. Im Gegentheil scheint die Vorliebe für die griechische Litteratur ihnen mehr schädlich, als ersprieslich gewesen zu seyn. Die ebenfalls schon seit langer Zeit unterbrochene Ausgabe des Janischen Horaz abgerechnet, kennen wir noch nicht Einen lateinischen Dichter, der dem Heynischen Tibull an die Seite gesetzt werden dürfte: denn daß wir den Harlesischen Valerius Flakkus, Schwabens Phädrus und Wernsdorfs kleinere lateinische Dichter nicht hieher ziehen, glauben wir ohne Beleidigung der Editoren und ohne Undankbarkeit gegen ihre selbst bey diesen Ausgaben sichtbaren Verdienste, wagen zu dürfen. Indeß hören wir so eben von einer neuen Bearbeitung des Catull und ähnlichen Unternehmen nach Heynischem Plan. Wir wollen hoffen, daß sie nicht, wie so manche andere, verunglücken. Am dürftigsten scheint es uns um die römischen Historiker, Redner und Philosophen zu stehn. An Abdrücken fehlts endlich nicht. Ueberall läßt man die Pressen, so zu sagen, wetteifernd seufzen, um die Zahl der Exemplare zu mehren. Aber wie viel ist damit gewonnen? Eine Ausgabe, wie die Heusingerische von den Pflichten des Cicero, (nach unsrer Meynung ein wahres Muster gesunder und gewissenhafter Kritik,) und eine Uebersetzung, wie die Garvische von dem nämlichen Buche, sind Phänomene, die den Sternen an Glanz, und den Kometen an Seltenheit ähnlich sind.

sind. Mit Einem Worte, hier ist es, doch zum Glücke hier allein, wo es an frohen Aussichten, selbst an tröstlichen Versprechungen gebrechen möchte. Auch im Felde der, mit den alten Sprachen verwandten, Hülfswissenschaften sind Blumen die Menge und diese nach allem, was schon gethan und gesammlet ist, sobald Lektüre und philosophischer Scharfsinn sich mit einander vereinigen, ohne sauren Schweiß zu gewinnen. Was ist nicht schon in Ansehung der alten Geschichte gelesen, erörtert, verglichen worden? Aber noch überlassen es die Deutschen den Ausländern, die Materialien zu nützen, und begnügen sich, ihre Uebersetzer zu seyn. Welche Nation kann einen Mann aufweisen, der in die Kosmogenien und in das gesammte Fabelsystem der Alten tiefere Blicke gethan hätte, als Heyne? Das meiste ist vorbereitet, der Pfad bezeichnet. Werden seine Schüler nicht endlich erwachen und die gegebnen Winke verfolgen? Werden sie nicht wenigstens die Geschichte einzelner Gottheiten, und das Entstehen und den Fortgang ihrer Verehrung entwickeln, und so den Grund zu einem vollständigen mythologischen Gebäude legen, dessen Aufführung, wenn es ein einziger Mann vollenden sollte, seine Kräfte wohl übersteigen dürfte? Endlich im Fache der eigentlichen Antiquitäten! Wir kennen einige, neuerlich erschienene, Abhandlungen, die sich über einzelne Gegenstände so geschmackvoll, als gründlich, verbreiten, allein mit Vorbedacht sagten wir einige. Den getroffenen Anstalten zufolge können sie indeß bald zahlreicher

wer-

werden. Nur müssen sich die Alterthumsforscher, so wie die künftigen Bearbeiter der alten Geographie, deren Studium die Danvillischen Charten itzt so merklich erleichtern, ein genaueres chronologisches Verfahren empfohlen seyn lassen. Man hat dieß mehrmals bey dem erstern, sparsamer vielleicht bey dem letztern Punkt erinnert. Aber im Grunde kann Geographie für dieses Jahrhundert unmöglich auch für das folgende gelten. Da es unsre Absicht nicht ist, ein ausgezeichnetes Gemälde über den itzigen Zustand der alten Litteratur zu liefern, sondern nur durch die Angabe der Grundlinien auf das Ganze aufmerksam zu machen, so sey es uns erlaubt, hierbey stille zu stehen, und auf das vor uns liegende Werk selbst zu kommen.

An der Spitze der Abhandlungen, als der ersten Rubrik dieser Bibliothek, steht eine Untersuchung über den Prozeß des Sokrates, deren Beschluß im zweyten Stücke folgt, von Herrn Tychsen. Die Absicht dieses Aufsatzes ist die Aufklärung eines der sonderbarsten Phänomene in der Geschichte des Alterthums, oder die Entscheidung der Frage: **Wie konnte der tugendhafteste Mann und Vater der bessern Philosophie, in einem der kultivirtesten Staaten der Vorwelt, durch gesetzmäßige Anklage verurtheilt und hingerichtet werden?** Nach einer vorläufigen Würdigung der vorhandenen Quellen, unter denen die Xenophontische Apologie den obersten Rang erhält, weil sie der Vertheidigung des Weisen, wie er sie selbst gehalten hat, am nächsten

zu kommen scheint, stellt der Verf. die Hauptzüge aus dem Leben des Sokrates zusammen, und entwickelt aus ihnen den Charakter dieses vortreflichen Mannes, doch ohne sich hier merklich von seinen Vorgängern zu entfernen. Hierauf untersucht er die Ursachen, die das Volk wider ihn aufbrachten, und als der Grund der nachmaligen Verdammung anzusehn sind. Er zählt folgende auf. Die erste Veranlassung scheint vom Sokrates selbst herzurühren. Sein Benehmen gegen die Weisen, Politiker und Dichter jener Zeit, und die Zweifel, die er in ihre Kenntnisse setzte, erbitterten alle diese Stände und zogen ihm den unverdienten Namen eines Sophisten zu. Seine Lehren machten auf eine Menge unbefangener und von Vorurtheilen freyer Jünglinge bleibende Eindrücke. Diese, durch seinen Unterricht gebildet, beschämten nicht selten die vermeynten Weisen und ihre Lehrer. Der gekränkte Stolz so vieler eingebildeter Leute sah darin absichtliche Bosheit und fand neuen Stoff zu Verläumdungen und Lästerreden. Am gefährlichsten für ihn ward jedoch der persönliche Haß einzelner Männer, hauptsächlich der Sophisten. Diese entstellten seine Lehren und Meynungen, verschrieen ihn, als einen Mann, der das Wahre zum Falschen und das Falsche zum Wahren umschaffe, erklärten ihn für einen Grübler und Gottesläugner, und bereiteten dadurch das tragische Schicksal vor, das ihn am Ende traf. Hierzu trug denn auch die Art, wie Aristophanes in seinem Schauspiele, die Wolken, den Sokrates auf die Bühne gebrach-

bracht hatte, nicht wenig bey. Zwar ist die Behauptung, der Dichter habe sich durch Geld erkaufen lassen, wahrscheinlich ungegründet. Die Komiker waren überhaupt Gegner des Sokrates, weil dieser sie als Verderber der Sittlichkeit und Tugend betrachtete und sich um ihren Spott gar nicht bekümmerte. Alle gleichzeitige Freunde des Sokrates berühren diesen Punkt nicht, und die viel frühere Zeit der Aufführung der Wolken, wo Anytus und Melitus vielleicht noch an gar keine Anklage dachten, machen dieß Vorgeben verdächtig. Auch die Hinrichtung des Weltweisen beförderte das Stück absichtlich nicht. Es wurde drey und zwanzig Jahre vor Sokrates Tod verfertigt, verfehlte damals, wie bey einer zweyten Umarbeitung, seinen Zweck, und kam nach der dritten Verbesserung, die sich erhalten hat, nicht auf die Bühne. Bey dem allen bleibt es doch nur allzugewiß, daß es das seinige wirkte, um den Sokrates in einem lächerlichen Lichte darzustellen, die Hochachtung gegen ihn zu vermindern und das Urtheil seiner nachmaligen Richter zu bestechen. Nach dieser vorläufigen Einleitung kommt der Verf. auf die Anklage und Verdammung selbst. Sokrates genoß, bis nach der despotischen Regierung der dreyßig Tyrannen, einer ziemlich ununterbrochenen Ruhe. Kaum aber war die alte Verfassung wieder hergestellt, so formirten Melitus, Anytus und Lykon, oder richtiger, Dichter, Demagogen und Redner, durch diese ihre bestellten Sachwalter, einen Prozeß wider ihn und brachten die Klage (nicht, wie man

gewöhnlich glaubt, vor den Areopag, sondern) vor den vornehmsten Gerichtshof des Volkes, die Heliäa. Das Verbrechen, dessen man ihn beschuldigte, war zwiefach, Läugnung der väterlichen Götter und Verderbung der Jugend. Das erste verdiente nach den athenienfischen Gesetzen, die man bisher unverbrüchlich befolgt hatte, den Tod, das letzte wenigstens Verbannung. Es fragt sich, aus welchen Gründen die Ankläger ihre Beschuldigungen erwiesen. Daß Sokrates das Daseyn und die Würkung der Volksgötter läugnete, konnte leicht scheinbar gemacht werden, weil er wahrscheinlich die alten Mythen als ungereimt und lächerlich geschildert, was man für unmittelbare Wirkung der Götter hielt, oft aus natürlichen Ursachen erklärt, durch die Lehre von Einem höchsten Wesen der Vielgötterey den Krieg angekündiget und den Unterschied zwischen der obersten Gottheit und Mittelwesen, die noch dazu einer Ausflucht so ähnlich sah, nicht begreiflich genug vorgetragen hatte. Daß er neue göttliche Wesen einführe, schien theils sein Glaube an einen warnenden Genius, wovon jedoch beym Aristophanes noch keine Spur vorkömmt, theils manche ungewöhnliche Betheurungsformel, deren er sich bediente, zu verrathen. Noch leichter war es, ihn als einen Jugendverderber verhaßt zu machen. Seine Schüler, sagte man, werden durch ihren Vorwitz, Andere zu fragen und der Unwissenheit zu überführen, lästig und unerträglich; sie lachen über die Sitten der Vorfahren und Institute des Staates, spotten über die Wahl der

Magi-

Magistratspersonen durchs Loos der Bohnen, hegen, wie Alcibiades und Kritias beweisen, tyrannische, mit der Demokratie unverträgliche Grundsätze u. s. w. Um der Anklage noch mehr Gewicht zu geben, brauchte man sogar bestochene Zeugen und machte den Plato, der seinen Lehrer zu vertheidigen auftrat, gleich beym Anfange der Rede lächerlich. Wider alle diese Beschuldigungen kehrte Sokrates wenige, oder gar keine Anstalten vor. Er hielt die Anklage, wie er sich gegen seine Vertraute erklärte, für eine göttliche Auffoderung, sein Leben zu endigen, verschmähte die sonst gewöhnlichen Mittel, Mitleid zu erwecken, vertheidigte sich nicht mit der affektvollen Art, die bey einer solchen Gerichtsverfassung erfoderlich war, sprach stets mit edler Zuversicht von seinen Verdiensten, und rühmte sich mehr selbst, als daß er widerlegte. Ist es ein Wunder, wenn, bey der möglichsten Anstrengung und Schlauheit von der einen, und bey so vieler Sorglosigkeit und übel angebrachten Offenherzigkeit von der andern Seite, Sokrates, wiewohl doch kaum von der Hälfte der Richter, für schuldig befunden wurde? Melitus hatte das Verbrechen der Todesstrafe würdig geschätzt, die Richter erlaubten den Beklagten, sich gegenzuschätzen, d. h. sich selbst die Strafe zu bestimmen, ein Verfahren, welches deutlich beweist, daß der Vorwurf der Gotteslängnung wenig auf sie gewirkt hatte. Allein auch dieser Erlaubniß bediente sich Sokrates nicht. Er behauptete, eine solche Schätzung entehre ihn und die Richter, und erklärte zuletzt,

 wenn

wenn er seine Strafe nach dem, was er gethan und gewirkt habe, schätzen solle, so verdiene er im Prytaneum auf Kosten des Staates unterhalten zu werden. Diese Antwort brachte die schon erbitterten Richter aufs äußerste. Sie hielten den Sokrates für einen stolzen hartnäckigen Mann, sein Urtheil für Spott, und verdammten ihn, da noch achtzig Richter der Verurtheilung beytraten, zum Giftbecher. — Dieß ist kürzlich der Inhalt einer Abhandlung, die nicht nur ein schweres Problem, so viel bey dem Mangel an Nachrichten von den Reden und Gründen der Gegenparthey möglich ist, befriedigend löst, sondern sich auch durch philosophisches Räsonnement und gute Schreibart empfiehlt. In dem Urtheil, über die Denkungsart des atheniensischen Volkes, das Betragen der Richter und die Genugthuung, die man dem Weisen nach seinem Tode erwieß, denken wir ebenfalls mit dem Verf. so ziemlich einstimmig, nur die Rechtfertigung des Sokrates scheint uns etwas zu weit getrieben. Er vernachläßigte offenbar allgemeinangenommene Convenienzen ganz ohne Noth, handelte selbst da, wo ein entgegengesetztes Benehmen sich mit der Rechtschaffenheit seines Charakters vertrug, den Vourtheilen und der Denkungsart des großen Haufens zuwider, und misbrauchte die zuvorkommende Güte seiner Richter auf eine Art, die ihn in ihren Augen entweder als einen eigensinnigen Kopf verächtlich, oder als einen hartnäckigen unbiegsamen Menschen verhaßt und des Mitleids unwürdig machen mußte. Seine lebhafte,

schwär-

schwärmerische Einbildungskraft, die vielleicht nie höher gespannt war, als in den letzten Tagen seines Lebens, ist unstreitig das einzige, was seine Aufführung vor Gericht rechtfertigen oder entschuldigen kann. Ueberhaupt aber halten wir das allgemein günstige Urtheil über Sokrates Denkungsart und Charakter, ungeachtet wir selbst zu seinen Verehrern gehören, wenigstens in allen Stücken für so erwiesen und ausgemacht nicht, als die Meisten glauben. Wie ist es möglich, dem Fehler einer einseitigen Vorstellungsart auszuweichen, wo nur Eine Parthey, nur die Stimme der Freundschaft, gehört werden kann?

An Wichtigkeit setzen wir Herrn Siebenkees Nachricht von der venetianischen Handschrift der Ilias dieser Abhandlung an die Seite. Bekanntlich hat sich Villoison anheischig gemacht, aus ihr und einer andern zu Florenz den aristarchischen Text Homers wieder herzustellen. Ob er dieses Versprechen zu erfüllen im Stande seyn wird, daran zweifeln wir, nach den, von den Scholien und Charakteren der Handschrift gelieferten, Proben itzt noch mehr, als vorhin. Wichtig für die Kritik bleibt indeß diese Entdeckung immer. Dem Plan unserer Bibliothek aber würde eine weitläuftigere Anzeige widersprechen.

Noch steht unter den Abhandlungen des ersten Stücks: Etwas über die Skolien der Griechen von Cludius. Der Verf. glaubt, jedes Lied in einer bestimmten Versart habe bey den Griechen ὀρθὸν nämlich μέλος, dasjenige hingegen, wo mehr

Harmonie und Rhythmus, als Metrum, beobachtet worden sey σκολιὸν geheißen. Da sich diese Bedeutung des griechischen Wortes weder aus dem Sprachgebrauche beweisen läßt, noch auch alle Skolien der Griechen in regellosem Sylbenmaaße geschrieben sind, so können wir ihm unmöglich zu seiner Erklärung glückwünschen. Auch die angehängte Uebersetzung des bekannten Skolions auf den Harmodius und Aristogiton nimmt sich neben der von Haller nicht sonderlich aus. Hier ist eine Strophe zur Probe:

Im Myrtenzweige will das Schwert ich tragen,
Wie es Harmodius trug und Aristogiton,
Als den Tyrannen sie erschlugen und den Bürgern
Athens verschafften gleiche Rechte.

Könnte die Wortfügung gezwungener und die Sprache unpoetischer seyn?

Den Beschluß der Abhandlungen macht ein Auszug aus einem Briefe an Hrn. Hofr. Heyne über die alten Kunstwerke in Spanien. Antikensammlungen giebt es in Spanien eigentlich nicht. Der Liebhaber muß die Kunstwerke an den verschiedenen Orten, wo sie sich befinden, aufsuchen. Im königlichen Palaste zu Madrid sind wenig Stücke von Bedeutung. Eine Menge von Abgüßen der besten Antiken, die jedoch größtentheils aus dem Legate des großen Mengs herrühren und daher längst bekannt sind, besitzt die Akademie von St. Fernando. An Münzen und geschnittenen Steinen ist eine reiche Sammlung auf der königlichen Biblio-

bliothek. Unter den erstern sind die gothischen und celtiberischen, obgleich nicht von Seiten der Kunst, die merkwürdigsten. Bey der Betrachtung der Gemmen zog ein vollkommen schwarzer Achat, auf dem das Brustbild eines Mädchens von der größten Schönheit zu sehen war, des Verf. Aufmerksamkeit an sich. Die andre Seite des Steins enthielt eine griechische Inschrift, die bereits in Gruters Inscript. S. 1158. N. 7. allein mit einer Verbesserung, die die Empfindung in bloßen Witz verwandelt, gelesen wird. Die merkwürdigste Sammlung von Alterthümern scheint übrigens die zu S. Valencia in der erzbischöflichen Bibliothek zu seyn. Hier sind alle Ueberbleibsel der Kunst, die man zu Pozzo und Murviedro, dem alten Sagunt, fand, aufgestellt. Schade, daß durch Vernachläßigung von Einwohnern und Reisenden so manches Stück entwandt und vernichtet worden ist. Die wiederholte Vorstellung des Bacchus und seiner Begleiter in dieser Sammlung lassen vermuthen, daß der Dienst des Gottes in diesen Gegenden vorzüglich herrschend war.

Im zweyten Stücke finden sich, außer der hier geendigten Untersuchung über den Prozeß des Sokrates, folgende Abhandlungen. I. Ueber die **Argonautika des Apollonius Rhodius von Groddeck.** Der Hr. Verf., dessen Kenntnisse und Talente aus seiner Schrift über die Homerischen Hymnen schon vortheilhaft bekannt sind, hat zur Absicht, des Apollonius Gelehrsamkeit und viel umfassende Belesenheit, als Hauptcharakter desselben durch

historische Zusammenstellung der hin und wieder bemerkten Schriftsteller, die er nicht blos gekannt, sondern in der Anordnung und Ausschmückung seines Gedichts auch wirklich benutzt hat, anschaulich zu machen, sodann die ganze Oekonomie des Gedichts darzustellen, in der Auswahl des vorräthigen Stoffes angewandte Beurtheilung zu zeigen und die Spuren der Nachahmung aufzusuchen. Wir glauben, daß diese Untersuchung für den Aesthetiker in der Folge sehr interessant werden und über den Werth oder Unwerth des griechischen Dichters viel Aufschluß gewähren wird: denn für itzt enthält der vor uns liegende Abschnitt nur noch ein räsonnirendes Verzeichniß der Schriftsteller und Werke, die der Dichter vor Augen hatte, und eine Angabe der aus ihnen nachgeahmten oder übergetragenen Stellen. Sehr glücklich ist das Gemälde des ptolemäischen Zeitalters, in Absicht auf poetische Erfindung und Darstellung, entworfen. Nur möchten wir gründliche Beurtheilungskraft in der zweckmäßigen Auswahl der vorhandenen Materialien nicht immer als Kennzeichen der damaligen Dichter ansehn. Kallimach, der berühmteste nach Apollon, empfiehlt sich wenigstens von der Seite gar nicht. Sein ganzer langer Lobgesang auf den Jupiter, was erzählt er von allen großen Thaten des Gottes? wie er geboren und durch die Nymphe Neda aus Arkadien nach Kreta gebracht worden sey. Kann man unglücklicher wählen? Und dieser Vorwurf fällt beynahe auch auf alle übrigen Hymnen.

II. Ueber

II. Ueber eine Stelle in Plinius Naturgeschichte B. 35, 10. von Hrn. Fiorillo in Göttingen. Sie betrift die bekannte Anekdote vom Apelles, der in des abwesenden Protogenes Werkstatt kam und ihm seinen Besuch durch etliche feingezogene Striche entdeckte. Nachdem der Verf. alle vorhandenen Meynungen angeführt und geprüft hat, giebt er folgende Erklärung. „Apelles Linien, sagt er, waren nicht Linien eines Umrisses, eines Profils, oder irgend einer bestimmten Gestalt, sondern Striche, welche die Regeln einer Proportion angaben und die Hand des Meisters hinlänglich verriethen. Apelles deutete die ersten Regeln der Kunst mit wenigen Strichen an, gleichsam wie Jemand das Skelett einer Figur entwirft. Protogenes verbesserte an diesen Strichen nichts, da ihm aber diese Regeln geläufig waren, so fügte er mit anderer Farbe neue Unterabtheilungen hinzu, wie wir z. B. den Knochen Muskeln zusetzen können, und endlich bezeichnete Apelles mit einer dritten Farbe die Züge der Schönheit und Vollendung, bey deren Anblick sich Protogenes für überwunden erkannte.“ Aber sonach hätte sich Plinius der unverantwortlichsten Undeutlichkeit im Ausdrucke schuldig gemacht. Von mehrern Linien des Apelles ist ja die Rede nicht, sondern von einer einzigen. An gewisse, durch diese Linien bestimmte, Proportionsregeln zu denken, dazu giebt der Text auch nicht einmal die entfernteste Veranlassung. Plinius spricht blos von der Feinheit der Linien und gebraucht überall dasselbe Wort, subtilitas, ein einzigesmal

das

das gleichbedeutende tenuitas. Es bleibt folglich nichts übrig, als zu behaupten, Plinius oder seine Gewährsmänner hätten, unbekannt mit der eigentlichen Absicht der Striche, ihnen einen falschen Werth beygelegt, oder eine, den Malern fremde, Bedeutung angedichtet. Und gleichwohl scheint die Art, wie beide Künstler diese Striche entwarfen, insbesondere die Worte ipsumque (Protogenem) alio colore tenuiorem lineam in illa ipsa (Apellis linea) duxisse, zu verrathen, daß sie es darauf angelegt hatten, einander durch die äußerste Zartheit der Züge von ihrer Größe in der Kunst Beweise zu geben. Wozu überhaupt das mühsame Verfahren, die Mitte einer zarten Linie durch eine andere zarte zu durchschneiden, wenn man doch nicht mehr, als eine bloße Proportionsregel andeuten wollte? Hr. Fiorillo selber erkennt, wenn wir ihn richtig verstehn, keine in einander sich verlierende, sondern unter einander gezeichnete Striche an. Dieß aber heiße dem Plinius, oder seinem Gewährsmann sogar den richtigen Gebrauch des Auges absprechen.

Der zweyte Abschnitt der Bibliothek besteht bekanntlich aus Recensionen. Da sie sich einigermaßen an die ehemalige Bibl. Philologica anschließen sollte, so sind hier einige, schon längst bekannte, klassische Ausgaben, namentlich, der Schützische Aeschylus, und Wolfs Hesiodische Theogonie, nebst Brunks Aristophanes und ethischen Dichtern nachgeholt. Die Beurtheilungen empfehlen sich insgesamt durch Gründlichkeit, guten

Ton

Ton und eingestreute scharfsinnige Bemerkungen. Wir halten uns aber nicht weitläuftig bey ihnen auf, weil es unverzeihlich wäre, Recensionen über Recensionen zu schreiben, und wenden uns lieber zu dem dritten Abschnitte, der die unedirten Stücke begreift.

Zuerst liefert Hr. Tychsen Homers Leben und den Inhalt der berühmten cyprischen Gedichte, beides aus einer in der Eskurialbibliothek befindlichen schätzbaren Handschrift der Iliads, der diese Stücke, (Auszüge aus der bekannten Chrestomathie des Platonikers Proklus,) vorgesetzt waren. Das erstere, vom Allatius bereits edirte, erscheint hier vollständiger und verbesserter, das zweyte zum erstenmal. Im Grunde dünkt uns doch das Leben Homers keines neuen Abdrucks werth. Es enthält nicht viel mehr, als längst bekannte Sagen und Mährchen, und wird allein durch Hr. Heynens beygefügte Anmerkungen ein wenig interessant. Desto willkommener wird, wie wir glauben, wenigstens dem eigentlichen Philologen, die Mittheilung des folgenden Stückes seyn. Noch bis itzt war es zweifelhaft, was der Gegenstand der cyprischen Lieder war. Nunmehr erhellt, daß sie, in eilf Büchern, die Geschichten, von der Vermählung des Peleus und der Thetis an gerechnet, bis zu dem Zeitpunkte, wo Achill von Agamemnon beleidigt, das griechische Heer verließ, in sich faßten, mithin die Ilias sich an sie anschloß. Es folgen Stücke aus der Chrestomathie desselben Proklus, die Hr. Siebenkees zu Venedig ebenfalls in einer

Hand-

Handschrift der Ilias fand. Wir lernen daraus die Argumente verschiedener verlorner Gedichte, namentlich der Aethiopis Arktins, der kleinen Iliade des Lesches, der Zerstörung Iliums von dem eben genannten Arktin, der Rückkehr des Menelaus und Agamemnon von einem unbekannten Augias und der Telegonie Eugammons genauer kennen. Dieß waren unstreitig, nächst der Homerischen Iliade und Odyssee, die Gedichte, welche den letzten Theil des, unter den Alten so berühmten epischen Cyklus ausmachten, die reichhaltige Quelle, aus der die Tragiker und so viele andere Dichter schöpften. Es ist angenehm und lehrreich für den Mythologen, wie für den Interpreten der Klassiker, itzt auch über die Zusammensetzung und den Gang dieser Gedichte besser, als ehemals, unterrichtet zu seyn. Wahrscheinlich wird der erste Excursus zum zweyten Buche der Aeneide in der neuen Heynischen Ausgabe durch dieß alles vielfach erweitert und berichtiget werden. Endlich sind noch dem ersten Stücke die beiden, von Iriarte bereits publicirten, hier aber verbesserten Hymnen des Proklus, die eine auf die Hekate und den Janus, die zweyte auf die Minerva, einverleibt. In Ansehung ihres dichterischen Werths erheben sie sich freylich nicht sehr über die orphischen. Große Gedanken, kühne Bilder, Merkmale wahrer Begeisterung sucht man vergebens in ihnen. Aber von Seiten der Sprache und Mythologie, verdienen sie allerdings die Aufmerksamkeit, die ihnen ihr Commentator im zweyten Stücke der Bibliothek

geschenkt

geschenkt hat. — Nicht unrichtig urtheilt der Herausgeber des griechischen Epigramms auf einen früh erblichenen Knaben, daß es zu den schönen Ueberbleibseln der alten Poesie gehöre. Es empfiehlt sich allerdings durch Simplicität und Empfindung. Vielleicht ist es manchen Lesern nicht unangenehm, es in einer deutschen Uebersetzung zu lesen. Hier ist es:

Wen geleitest du, Sohn der Maja, treuer Gesandte
Proserpinens, hinab zu des Kocythus Gestad?
Ach, Ariston — er ists, verblüht im siebenten Jahre!
Zwischen der Eltern Grab raget sein Hügel empor.
Harter Pluto, was lebt, ist dein. O schone die zarten,
Lieblichen Blüthen und nimm welkende Früchte hinweg!

Im zweyten Verse lesen wir Μοῖρα γ' ἀεικέλιος, legen ihn aber nicht dem Merkur, sondern dem Dichter selbst, als Antwort auf seine Frage, bey. Er wird es in dem Augenblicke, da er sich an den Gott gewendet hat, inne, wer der Verstorbene ist. Ach, ruft er aus, Ariston ists, der die grausame Macht der Parze so frühzeitig erfahren hat. Dieß dünkt uns natürlicher und simpler. Die folgenden, im Text eingeschlossenen Worte erklären, unsers Bedünkens, nicht die Anordnung der Figuren des Basreliefs, sondern sagen vielmehr, daß hier unter der Platte ein Knabe zwischen seinen, ebenfalls zu früh erblaßten Aeltern, (ein Umstand, der das Mit-

Mitleiden erhöht und den Unwillen gegen Pluto verstärkt,) ruhe. Das ganze Epigramm ist ja ohnehin nicht auf das Anaglyph, sondern auf den Knaben gedichtet.

Einige der glücklichsten Verbesserungen im Lucian und Pindar verdanken wir Hrn. Jacobs, einem jungen Gelehrten, dessen Scharfsinn und kritische Divinationsgabe nicht erst von uns gerühmt werden darf. Möchte es ihm doch gefallen, unter der großen Menge von Schriftstellern, die einer kritischen Hülse benöthiget sind, sich einen auszulesen und absichtlich zu emendiren. Wie viel ließe sich nicht von seinem Fleiße und Talente erwarten!

VI.

Vermischte Nachrichten.

Deutschland.

Leipzig. Den Sammlern der Bausischen Kupferstiche dienen die folgenden Verbesserungen und Fortsetzung des 1786. erschienenen Verzeichnisses des Kupferstichwerks von Herrn J. F. Bause, das in der Hilscherschen Buch- und Rostischen Kunst-Handlung in Leipzig zu haben ist.

Verbesserungen.

Auf dem Titel ist nach Dresden und Leipzig hinzuzusetzen; und Ehrenmitglied der zu Berlin.

Seite

Seite 5. Z. 1. muß es heißen: *In Halle, Augsburg und Halle von 1756, bis 1766. verfertigt.*

Seite 5. No. 1. muß nach Blättern folgen: davon eins ein Plan der Schlacht bey Prag; eins ein Plan der bey Kollin und eins der Plan von der bey Roſsbach.

Seite 5. Zeile 8. und 9. werden weggestrichen.

Seite 5. No. 4. muß es heißen:

No. 4. a. Paulus Sarpius Ordin. Servit. Reipublicae Venet. Theologus. Titelkupfer zum 1ten Theil. 1761.

No. 4. b. Paulus III. Pont. max. Titelkupfer zum 2ten Theil. 1762.

Beide ohne Namen des Malers und mit *Bauſe* bezeichnet.

Zu Sarpi Hiſtorie des trident. Concilii. Halle, im Verlag der Gebauer- und Stettinſchen Buchh. 5 Th. in 8.

Seite 6. No. 10. iſt ſo zu leſen:

Eine Auferſtehung.

Oben mit der Ueberſchrift: *Night, the fourth.* unten: *The Chriſtian Triumph.*

Gehört zu den Kupfern zu D. Edouard Youngs Klagen und Nachtgedanken über Leben, Tod und Unſterblichkeit. Leipzig, 1765. in Comm. bey Gotth. Chriſt. Berth, Buchh. in Rinteln. Neun Blatt — davon die übrigen 8. *Liebe* geſtochen hat, — mit Erklärungen.

Ohne der Künstler Namen.

Seite 6. Zeile 10. und 11. werden weggestrichen.

Seite 6. No. 11. gleich nach 11. zu setzen a und nach der Jahrzahl 1761. 5. Th. Ferner muß es nach Zeichnungen heißen: Die andern darin befindl. Kupfer von *Bernigeroth*.

No. 11. b. Titelverzierungskupfer zu: Die Kriegskunst, ein Gedicht aus dem Franz. Sr. Maj. des Königs in Preussen. Berlin, 1760. Octav.

Der Genius der Kriegskunst mit einem Helme auf dem Haupte, auf einer Kanone sitzend, unterhält sich mit einem andern über den Plan einer Festung.

Seite 6. No. 12. nach der Jahrzahl 1767. wird hinzugefügt;

Bause sc. Don Quixotte — heirathet. Die andern darin befindl. Blätter sind von *Stock*.

Seite 8. No. 34. ist nach Hogarth einzurücken: Siehe Beyträge zu Hogarths Lebensbebung et cet. 8. Leipzig, bei Breitkopf 1783. Seite 130. no. 114.

Seite 9. No. 32. ist nach Buche einzuschalten: so 1759. erschien.

Seite 10. ist zwischen No. 38. u. 39. einzurücken:

In Leipzig verfertigt.

1766.

Seite 10. No. 40. nach Octavgrösse heißt es ferner: zum ausführl. Grundriss einer Vertheid. der christl. Religion. 8. Zwey Th. Bey I.

I. Kan-

d. Kanter in Königsberg und Leipzig, 1768. Ohne der Künstler Namen.

Seite 10. No. 41. nach Verzierungskupfer folgt: Vorstellend vier Genien im Reihentanz, eine Blumenkette fassend, auf Wolken.

Seite 10. letzte Zeile nach Crusius. muß es heißen: 1768. in 8.

Seite 11. Zeile 1. und 2. werden weggestrichen.

Seite 11. No. 43. nach Titelverzierungskupfer muß es ferner heißen:
Ein Satyr, einen Thyrsus in seiner rechten Hand haltend, auf einem von zwey Sphinxen gezogenen Wagen.

Seite 11. No. 45. nach Verzierungskupfer ist zu setzen: zu einem vom Prof. Clodius verfertigten Gedichte.

Seite 13. No. 56. nach Titelkufer folgt:
Der blinde Belisar, geführt von einem Knaben, bettelt.

Seite 13. No. 57. nach Titelverzierungskupfer ist zu setzen:
zwey Genien, auf Wolken ruhend, mit musikal. Instrumenten umgeben. Der eine bläst die Schalmey.

Seite 17. No. 84. nach Loge et cet. folgt:
Die Maurerey führt die Wohlthätigkeit zu einem nothleidenden Greise und Kinde. Weissens kleine lyrische Gedichte, 3er Band, Seite 50.

Seite 18. No. 87. anstatt Utz lies Uz.

Seite 19. No. 97. anstatt zu — Wittwe muß es heißen: zu seinen Moralischen Reden. Halle, bey Carl Herm. Hemmerde. 1775. Octav.

Seite 19. No. 98. nach Gemeinden wird hinzugesetzt 1775.

Seite 19. No. 99. ist noch hinzuzufügen: Das Gesicht ist nach der linken Seite gewendet.

Seite 22. No. 114. muß nach *Dietrich* noch folgen: Ist in Braun und in Schwarz abgedruckt.

Seite 24. No. 131. nach *Bardou* heißt es weiter: Auf Abdrücken von 1786. und später sind nicht nur Ordensband und Stern; sondern in der Inschrift auch noch: *Graf von H. des schwarzen Adlerordens Ritter*, hinzugekommen.

Fortsetzung auf Seite 29.

1786.

— 155. Petrus I.
Nach *Le Roy.*
Catharinae II. S.

— 156. Carel Wouter Visscher.
Pensionaris der Stad Amsteldam.
Nach *Schmidt.*

1787.

— 157. Fridericus II.
Nach *A. Graff.*

England.

England.

Litterarische Nachrichten.

The Epistolary Correspondence of Sir *Richard Steele* in 2 Vols. 8vo. by *J. Nichols*. Der erste Band dieser Briefe des berühmten Steele enthält 384 Briefe, die er hauptsächlich an Mistr. Mary Scurlock, nachgehends Lady Steele und ihre zwo Töchter geschrieben. Der zweyte Band enthält eine Reihe von Briefen an seine Freunde und Gönner. Alles ist mit litterarischen und historischen Noten erläutert.

Travels trough Germany, in a Series of Lettres; written in German by the Baron *Riesbeck*, and translated by the Rev. Mr. *Maty*, late Secretary to the Royal Society, and Under-Librarian to the British Museum. In 3 Vols. 8vo. *Cadull*. Diese Reisen eines Franzosen durch Deutschland haben in Deutschland wegen der Lebhaftigkeit und dem philosophischen Beobachtungsgeiste, mit dem sie geschrieben sind, zuviel Leser gefunden, als daß wir etwas mehr, als die Uebersetzung davon anzuzeigen brauchen. Sie werden auch hier mit außerordentlichem Beyfalle aufgenommen, ob wir gleich fürchten, wenn wir den Hrn. D. Maty nach andern Uebersetzungen aus unserer Sprache beurtheilen, da wir die gegenwärtige noch nicht gesehen haben, daß sie die getreueste eben nicht seyn mag.

The Asiatic Miscellany, consisting of Translations, Imitations, Fugitives Pieces,

 Ori-

Original Productions, and Extracts from curious Publications. By *W. Chambers*, Esq. Sir W. Jones and other Literary Gentlemen. Small 8vo. *Wallis*. Dieß ist ein periodisches Werk, das zu Calcutta heraus kömmt, und hauptsächlich Uebersetzungen und Nachahmungen orientalischer Schriftsteller in Prosa und in Versen von verschiedenen Zeiten enthält. Sie haben auch in ihren Bildern, Metaphern und Beschreibungen das ganze asiatische Gepräge, und werden jedem Leser wegen der Erhabenheit, Neuheit und Pracht gefallen, da zumal europäische Korrektheit die Mythologie der Hindoos ein wenig in Ordnung erhalten. Nach der Ankündigung wird diese Asiatic Miscellany alle Vierteljahre erscheinen, und ein Band aus vier Nummern bestehen. Noch hat man in London nicht mehr als N. I. und II. die 1785 datirt sind.

Sylva; or the Wood. 8vo. *Payne and Son.* Dieß ist eine sehr interessante Sammlung von zufälligen Gedanken des Augenblicks, die ein Mann von Kopf beym Lesen anderer Schriftsteller, oder bey gewissen Vorfällen im menschlichen Leben durch Beobachtung gemacht hat. „Ich will nicht, sagt der Verf. daß man mein Buch, als ein Buch ansehen soll; sondern ich möchte es (wenn ich dürfte,) Schönheiten der Bücher nennen. Man hat Schönheiten des Shakespear, welches eine Auswahl seiner glänzenden Stellen ist, von Doctor Dodd. So giebt es, wenn ich mich nicht irre, Schönheiten der Poesie und Musik. Schönheiten eines

Fox, North und Burke, welches wir für politische Schönheiten halten. Ich möchte gern die meinigen, wenn es möglich wäre, zu Schönheit der Kenntniß, des Witzes und der Weisheit machen, aus allen, die nur dergleichen darbieten, ohne Unterschied zusammen gelesen, und näher zusammen gedrungen. Denn ich möchte gern die Menschen weiser machen, ohne daß sie Folio und Quartbände durchlesen, ihnen lieber Materie zum Denken, als zum Lesen verschaffen." Wenn der Styl bisweilen sonderbar und inkorrekt ist, so ist er doch kräftig und beseelt.

La Pucelle; or, the Maid of Orleans: from the French of *Voltaire*. 4to. *Faulder*. Wir haben den ersten Gesang dieses glücklichen Uebersetzers der Pucelle in hudibrastischen Versen angezeiget. Hier liefert er vier neue mit so viel Geschicklichkeit, indem seine Uebersetzung die Stärke und Freyheit eines Originals hat, daß man es beynahe bedauern muß, daß er sich mit einer Uebersetzung abgegeben hat, da er selbst etwas Originelles zu liefern die Fähigkeit hätte.

Englische Kunstnachrichten.

Nach R. Paton's Gemälden, die die wichtigsten Auftritte von der letzten Belagerungen von Gibraltar vorstellen, sind vier Blatt erschienen. Das erste stellt vor: the Action in the Afternoon the 13th of September, 1782. when the Battering Ships began to take fire. 2) the Destruction of the Battering Ships on the

Night between the 13th and 14th of September, when the First blew up. 3) the Conflagration of the Battering ships, and the human Exertion of the British Seamen in rescuing their helpless Enemies from impending Destruction on the Morning of the 14. of September. Diese drey sind von Fittler gestochen. 4) the Relief of the Garnison by the British Fleet under the Command of Lord Howe, on the 11th of October, 1782. gestochen von Lerpiniere.

Sepulchral Monuments in Great Britain; applied to illustrate the History of Famillies, Manners, Habits, and Arts at the different Periods from the Norman Conquest to the Seventeenth Century, with Introductory Observations. In super Royal Folio; and ornamented with many beautiful Plates. Von diesem prächtigen Werke ist Part. I. heraus, welcher die ersten vier Centurien enthält. Kostet 6 Pfund 6. S.

Frankreich.

Litterarische Nachrichten.

Les Métamorphoses d'Ovide en vers françois, livre IV. avec une préface & des Notes. Par M. de *Saint-Ange*. In 8vo. A Paris chez *Moutard*, 1787. Hr. Saint-Ange, der sich durch seine poetische Uebersetzung der drey ersten Bücher der Ovidischen Verwandlungen viel Beyfall erworben hat, darf sich ihn sicher auch von die-

sem

sein versprechen, da er viel Fleiß darauf gewandt hat, und bey keinem römischen Gedichte leicht mehr Schwürigkeiten zu überwinden sind, als bey den Metamorphosen dieses Dichters.

Oeuvres badines, complettes, du Comte de *Caylus*. Avec figures. Premiere partie. Tomes I. II. III. IV. gras 8vo. 1787. Der Graf Caylus ist in Deutschland mehr wegen seiner gelehrten, als witzigen Werke bekannt gewesen. Hier wird man ihn auch von dieser Seite schätzen lernen. Der 1ste Band enthält Romans de chevalerie. Der 2te Historiettes, Contes, Nouvelles &c. Der 3te die mehrmals gedruckten und auch ins Deutsche übersetzten (Leipzig, bey Breitkopf) Contes orientaux & Féeries. Der 4te Faceties. Letztere sind auf den verschiedenen Theatern der Boulevards zu Paris, in ihrer Neuheit, mit ausgezeichnetem Beyfalle vorgestellt werden. — Alles ist mit artigen Kupfern von Marillier und des Grafen Bildniß von Delaunay verzieret.

Reflexions sur la peinture & la gravure accompagnées d'une courte dissertation sur le commerce de la curiosité, & les ventes en général; ouvrage utile aux amateurs aux artistes & aux marchands. Par C. F. *Joullain*, fils ainé. A Paris, *Musier* 1785. 228 Seiten in 12. Schon vor einigen Jahren gab Hr. Joullain ein Verzeichniß der vorzüglichsten Schildereyen und Kupferstiche, samt ihren Preisen in verschiedenen Versteigerungen, heraus. Das vorzüglichste in diesem Büchelchen ist das, was er

über diesen Handel sagt, und die Verschiedenheit der Preise derselbigen Gemälde und Kupferstiche in den verschiedenen Auctionen in Paris, wovon er einen Catalog von 1741 bis 1780 beyfügt.

Oeuvres complettes *d'Antoine Raphaël Mengs*, premier Peintre du Roi d'Espagne &c. Traduites de l'Italien, 2 Vols. in 4to. A Paris chez *Moutard.*

Le grand Livre de Peintres, ou l'Art de la Peinture considéré dans toutes ses parties, & démontré par principes, par *Gerard de Layresse*, auquel on a joint les Principes du Dessin du même Auteur, traduit du Hollandois sur la 2de Edition, avec 35 Planches en taille douce 2 Vol. in 4to. bey demselbigen Buchhändler. Die Originale dieser Werke sind zu bekannt, als daß wir etwas mehr zu der Anzeige dieser Uebersetzungen hinzuzuthun brauchen.

Vies des fameux Architectes & Sculpteurs. Depuis la renaissance des Arts, avec la description de leurs Ouvrages, 2 Vol. in 8. Par M. *D****. chez *Debure*, à Paris. 1787. Diese Künstlergeschichte, von der der Verfasser sagt, daß es die Frucht einer vierzigjährigen Arbeit ist, soll eine Fortsetzung des Abrégé de la vie des plus fameux Peintres seyn, die des Verfassers Vater 1762 in vier Bänden in 8. mit Porträten herausgegeben. Er veranstaltet auch hiervon eine neue Ausgabe ohne Bildnisse, und mit den Leben der Maler vermehret, die seit der Zeit gestorben sind.

sind. Dem obangezeigten Werke ist ein Discours sur les progrès de l'Architecture en France sous leurs différens Rois, avec quelques réflexions sur cet Art vorgesetzt, so wie eine andere über die Bildhauerkunst, die dem Leben der Bildhauer zur Einleitung dienet.

Französische Kunstnachrichten.

Von der Galerie Universelle des Hommes, qui se sont illustrés dans l'Empire des lettres depuis le siècle de Leon X jusqu' à nos jours &c. ornée de leurs Portraits, sind nunmehr 9 Lagen heraus, jede enthält 8 Bildnisse, die in der Subscription mit 3 Liv. 12 S. bezahlt werden. Hr. de Püjol, Prevot de la Ville de Valenciennes, ist der Verfasser dieses Werks.

Costumes & Annales des grands Théâtres de Paris en Figures au lavis & coloriés, par une Société de Gens des Lettres & d'Artistes. Ein Werk auf Subscription, wovon bereits 5 Nummern herausgekommen sind: in 8. 30 Liv. und in 4. 36 Livr.

Figures des Métamorphoses d'Ovide, Adaptées à la Traduction de M. l'Abbé *Banier*, gravées d'après les Desseins de M. *Renaud*, Peintre de l'Académie Royale de Peinture; par *Jacques Joseph Coiny* & proposées par Soupscription. Dieses Werk der ovidischen Verwandlungen wird, nach der Ankündigung, in Lieferungen herausgegeben, wo jede 6 Blatt

Blatt Kupferstiche, nebst dem französischen Texte, enthalten wird. Jede kostet 4 Liv. Die erste Lieferung ist erschienen, und der Druck des Textes von Didot, mit seiner bekannten Accuratesse, besorgt worden.

Adam & Eve, ein Blatt nach Carlo Cignani, von Massard gestochen; Preis 16 Livres.

La Chemise enlevée, nach Fragonard, von Guersant, welches das Gegenbild zu l'Amour chatié par sa Mère ausmachet, zu 3 Liv.

Humanité & Bienfaisance du Roi, ein buntfarbiges Blatt von Guyot, gestochen nach de Bucourt, Preis 6 Liv. und macht die dritte Lieferung von dem Héroïsme national & étranger aus.

Antonius Jacquier, Nonus Superior Generalis Congregationis Missionis, ein Porträt von Brisson gestochen, kostet 1 Liv. 16 S.

Galerie du Palais Royal &c. Von dieser ist nunmehr der 3te Heft heraus, der wieder 6 Blatt in Folio enthält. Es ist 1) La Fuite de Jacob, nach Pet. de Cortona, von Simonet gestochen und Couché geendiget. 2) L'Enfant Jesus, nach Guido Reni, von Le Villain. 3) Jupiter und Leda, nach Andrea del Sarto, von Borel gezeichnet und Triere gestochen. 4) Venus & l'Amour, nach J. Palme, von Mareis gestochen. 5) Les cinq Sens, von Valentin. 6) Les Nymphes au bain, von Cornelius Prelenberg.

Die

Die sechste Lieferung der Galerie du Palais Royal enthält folgende Blätter: Suzanne au bain, von J. Bouillard, nach J. Cesari. La Veillée Hollandoise, von Karl Guttenberg, nach Rembrand. Milon le Crotoniate, von B. A. Nicollet, nach Giorgione. La Circoncision de notre Seigneur, von J. Couche', nach J. Bassano. Les quatre Apôs, von A. Ramoinet, nach Le Valentin und Cephale & Procris, von Dambrun, nach Corneille Poelenburg.

Der dritte Band der Jardins Anglo-Chinois composés par M. *Panseron* ist nunmehr geendiget.

May. La Reine Artémise tenant les Cendres de Mausole son Epoux, ein Blatt 14 Zoll hoch, 11 breit, nach Tourniere, von Letellier gestochen, 3 Liv.

Zélia dans le temple du Soleil; der Inhalt ist aus den Lettres Péruviennes genommen. L'Enfance und dessen Gegenbild L'Infidelité: buntfarbig jedes zu 6 Liv. und schwarz 3 Liv.

L'innocence, oder ein junges Mädchen, das ein Lamm auf den Armen trägt, 4 Liv. buntfarbig und schwarz in englischer Manier, sind alle von Gambre, einem Engländer.

Le Joli petit Serin. — La petite Guerre. — Premier Intérieur de Fermes. — Sécond Intérieur de Ferme. — Vier Blättchen, buntfarbig von Mixelle, Preis 1 Liv. 10 S. jedes.

Costu-

Costumes espagnoles. In Folio. Erstes Heft: enthält zwölf ausgemalte Kupfer, von Deverre gestochen und gemalt. Jedes Heft zu 12. Liv.

Quatre sujets de la Henriade: grand in 4to. gravés à l'eau-forte, par *Queverdo* & terminés par les plus célébres artistes. Diese zierliche Sammlung soll aus zwölf Blätter zu der Ausgabe der Henriade bestehen, die Didot jetzt in 4. druckt. Jedes Blatt kostet 2 Livres.

Von den Memoires pittoresque de la France, ou Recueil de toutes les belles actions &c. arrivés depuis le Regne de Henri IV. jusqu' à nos jours, avec des planches en couleur, von de Machy, Le Barbier, Düvivier und andere Künstlern ist die 4ste Lieferung heraus. Der Text ist von Hrn. Sylvain Marechal.

Nouvelle du Bien-Aimé, gezeichnet und geätzt von Queverdo, und mit dem Grabstichel ausgeführet von Romanet, Preis 3 Liv.

Von den Costumes civiles actuels de tous les peuples connus, wird die 44ste Lieferung ausgegeben.

L'Amour couronné par les Graces & les Graces enchainées par l'Amour, zwey Blätter in Oval, in englischer Manier, von A. Chaponnier, nach Hüet, 3 Liv. einfarbig, 6 Liv. buntfarbig.

Jun. La Sainte Famille, 13 und einen halben Zoll hoch, 10 breit, nach einem Original-

gemäl-

gemälde von Correggio, von Barbier, 3 Liv. schwarz, 6 Liv. bunt.

Canadiens au tombeau de leur Enfant, nach dem ältern Barbier, von Ingouf dem jüngern, mit folgender Stelle aus der Histoire philosophique & Politique de l'Etablissement & du Commerce des Européens dans les deux Indes. Genfer Ausgabe. Band 8, S. 43. On voit quelques fois deux époux aller après six mois, verser des larmes sur le tombeau d'un enfant, & la mère y faire couler du lait de ses mamelles. Preis 16 Livres.

„La Faute est faite, permettez qu'il la répare, ein Blatt von Anselin, nach Borel, macht das Gegenbild von La Serrure. Preis 3 Livres.

Der Chevalier Strange, dieser vortreffliche englische Kupferstecher, der sich nach Paris gewandt hat, hat itzt drey Blätter geliefert, die des Künstlers würdig sind: 1) L'Apothéose de deux jeunes Princes, fils du Roi d'Angleterre, nach West. Das 2) ein Bildniß von Raphael, nach ihm selbst. 3) Das Bildniß der Sappho nach Carlo Dolci. Alle drey Originale sind zu Florenz in den Palästen Altovisi und Corsini.

Philosophe ancien & Philosophe Moderne, zwey Blatt von Chevillet, eines nach

Carra-

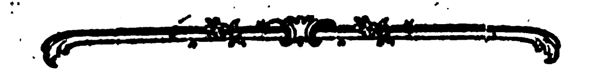
Carravaggio, das andre nach Baader. Im ersten sucht Diogenes einen Menschen: im zweyten lorgnirt eine Franzos eine Frau an ihrem Putztische, jedes zu 30 S.

Seconde vue d'Ostende, prise du côté de la Mer, von Masquelier, nach Le May, aus dem Cabinette des Herzogs von Teschen; Preis 8 Livres.

Nachricht.

Herr Goldoni, der schon seit ungefähr zehn Jahren zu Paris lebt, wo er von dem sogenannten Théatre italien eine Pension zieht, für welches er ein Lustspiel in französischer Sprache, le Bourry bien faisant, geschrieben hat, will seine Lebensgeschichte unter dem Titel Mémoires herausgeben, die zugleich eine Vergleichung der italienischen und französischen Bühne, des italienischen und französischen Geschmacks im Dramatischen enthalten sollen. Dieses, aller Wahrscheinlichkeit nach, höchst interessante Werk wird in der Verlagshandlung dieses Journals, Ostern 1788, in einer deutschen Uebersetzung erscheinen, nebst einer ausführlichen Kritik der sämtlichen Lustspiele und komischen Opern des Verfassers.

Register.



Register.

A.

B.

C.

D. D***,

D.

E.

F.

G.

Ge-

K.

L.

M.

Malerey

N.

O.

P.

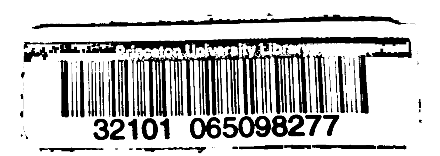
Q.

R.

der

T.

U. V.


Princeton University Library
32101 065098277

